

FRIEDRICH-BARBAROSSA.



*Friedrich Barbarossa*

Otto Kallsen

A. J. S.

Gen 715.10

**HARVARD COLLEGE  
LIBRARY**



**FROM THE BEQUEST OF  
GEORGE FRANCIS PARKMAN  
(Class of 1844)  
OF BOSTON**







Deutsche  
Zeit- und Charakterschilderungen  
für Jung und Alt.

---

II.

Friedrich Barbarossa,  
die Glanzzeit des deutschen Kaisertums im Mittelalter.

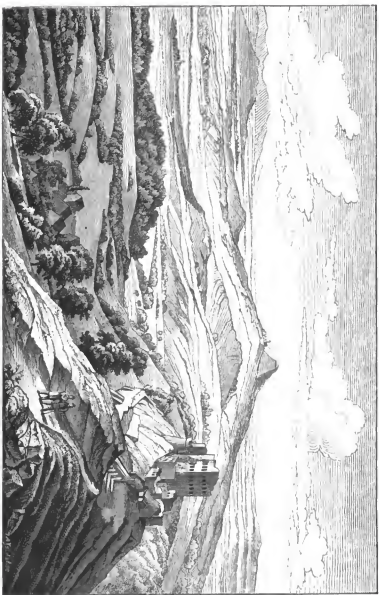
Von

Professor Dr. Otto Rallsen.

Mit 6 Holzbildern von Selig H. Joerdens.

---

Halle a. S.,  
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.  
1882.



Hohenfaufen und Ruine Nechberg.

# Friedrich Barbarossa,

die Glanzzeit des deutschen Kaisertums  
im Mittelalter.

Von

Professor Dr. Otto Kallsen.

Mit 6 Vollbildern von Selig A. Joerdens.

---

<sup>SP</sup>  
Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1882.

✓ Ger 715.10



G. J. Parkinson & Co.

## V o r w o r t.

---

**F**riedrich Barbarossa ist in den letzten Jahren, in welchen das uralte Wünschen des Volkes nach nationaler Einigung in Erfüllung ging, Gegenstand sorgfältiger Sorschung gewesen; naturgemäß wandte sich auch die Wissenschaft mit Vorliebe dem Herrscher zu, der vor siebenhundert Jahren am deutschen Reiche baute und mit den Päpsten um Sein und Nichtsein weltlicher Machtvollkommenheit stritt. Das Bild des großen mittelalterlichen Kaisers, wie Geschichte und Sage es gestaltet, einem möglichst weiten Kreise vor Augen zu führen, ist der Zweck des vorliegenden Buches und der Verfasser hat dazu das reiche Material, welches die bahnbrechenden Werke von Prutz, Giesebrecht und manche Monographien ihm boten, sorgfältig verwandt, auch mittelalterliche Quellschriftsteller, so weit er es vermochte, benutzt. An die Persönlichkeit des Hohenstaufenkaisers hat lange Zeit unser Volk seine nationalen Wünsche angeknüpft, und mit Recht; sind doch die großen Aufgaben, welche ihn beschäftigten, fast dieselben, die auch unsere Zeit in Atem halten, und selbst von seinem großen Staatsmann, dem eisernen Kanzler Reinald, läßt sich nicht schwer in der Gegenwart das Abbild finden. Von den beiden Aufgaben ist — Gott sei gedankt! — die nationale in einer Kette großartiger Begebenheiten vollendet worden, und seitdem unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm mit freudiger Zustimmung des gesamten Volkes des Reiches Krone nahm, mag der alte Barbarossa sich zur Ruhe legen; möge nun ein gütiges Geschick auch die Erfüllung der zweiten, die Herstellung des kirchlichen Friedens unter Wahrung der Rechte des Reiches, dem geeinigten Vaterlande baldigst schenken!

Hufum, im Januar 1882.

O. Kallisen.

---



## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Erstes Kapitel. Die feindlichen Geschlechter . . . . .	1 — 23
Zweites Kapitel. Frieden im Reiche . . . . .	24 — 34
Drittes Kapitel. Der erste Römerzug . . . . .	35 — 52
Viertes Kapitel. Aufsteigendes Unwetter . . . . .	52 — 63
Fünftes Kapitel. Mailand demütigt sich . . . . .	63 — 75
Sechstes Kapitel. Mailands Zerstörung . . . . .	76 — 110
Siebentes Kapitel. Kaiser und Papst . . . . .	110 — 131
Achtes Kapitel. Neuer Römerzug . . . . .	132 — 154
Neuntes Kapitel. Des Kaisers Walten in Deutschland . . . . .	154 — 162
Zehntes Kapitel. Aneona und Alexandria . . . . .	163 — 175
Elftes Kapitel. Heinrich der Löwe . . . . .	175 — 211
Zwölftes Kapitel. Des Welfen Entschluß . . . . .	212 — 219
Dreizehntes Kapitel. Die Entscheidung in Italien . . . . .	220 — 243
Vierzehntes Kapitel. Staube und Welfe . . . . .	244 — 267
Fünfzehntes Kapitel. Die Sonnenhöhe der Kaiserherrlichkeit . . . . .	267 — 288
Sechzehntes Kapitel. Kaiser und Erzbischof . . . . .	288 — 296
Siebzehntes Kapitel. Das Morgenland . . . . .	296 — 321
Achtzehntes Kapitel. Rüstungen zum Kreuzzug . . . . .	321 — 333
Neunzehntes Kapitel. Friedrichs Kreuzzug und Tod . . . . .	333 — 382
Zwanzigstes Kapitel. Die deutsche Kaisersage . . . . .	382 — 403
Einundzwanzigstes Kapitel. Die Zeit der Hohenstaufen . . . . .	403 — 439

## Erstes Kapitel.

### Die feindlichen Geschlechter.

Östlich von Stuttgart erhebt sich zwischen den Neckarzuflüssen Rems und Fils, der rauhen Alp vorgelagert, ein kegelförmiger Berg mit unbegrenzter Umschau über das schwäbische Land „und weit umher, in milder Sonne Glanz ein grünend fruchtbar Land, gewund'ne Thäler, jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe des nahen Klosters abendlich Geläut.“ Es ist der 2100 Fuß hohe Hohenstaufen, um den der volle Zauber einer großen Vergangenheit sich gesponnen hat; denn auf seinem Gipfel lag die stolze Burg, welche die Wiege eines unserer glänzendsten Kaisergeschlechter wurde und ihm über ein Jahrhundert den Namen gab. Sie selber ist längst verschwunden und nur spärliche Mauerreste sind übrig geblieben von der alten Herrlichkeit; in den Stürmen des Bauernkrieges 1525 haben rohe Hände den ehrwürdigen Kaiserstiz zerstört und auch das nahe gelegene Kloster Lorch, die Grabstätte des hohenstaufischen Ahnherrn, mit Feuer verwüstet. Weder die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde über dem Portal des Klosters, noch des alten Kaisers Barbarossa steinernes Bild mit dem bloßen Schwert hatten die Bauernhaufen von der Zerstörung des Gotteshauses zurückgeschreckt; von den verglühenden Trümmern desselben zogen sie nach dem Hohenstaufen, auf dessen Gipfel die Kaiserburg lag mit ihren sieben Fuß dicken und sehr hohen Mauern aus Quadersteinen und ihren vielen festen Thür-



men; so schien sie gesichert gegen jeden Angriff, aber manches Jahrhundert war über ihren Zinnen dahingezogen und die Burg war baufällig geworden; deshalb wagten die 32 Knechte, die darin lagen, keine Verteidigung, als ein Haufe von dreihundert Bauern in tiefer Nacht den Berg hinanstieg, und während diese mit wildem Geschrei um Thor und Mauer stürmten, warfen die Thorwächter in feiger Verzweiflung die Schlüssel von der Zinne herab. So öffneten sich die Angreifer selber die Burg, in die man nach gründlicher Plünderung die Feuerbrände hineinwarf. Lange nachher noch haben Bauern zwischen den zerstörten Mauern und Thürmen den Acker bestellt und Frucht gesäet; jezt liegt Alles kahl und öde auf der Höhe und nur vereinzelte Bruchsteine erinnern noch an die alte Kaiserstätte.

Wie der Untergang, so fällt auch die Erbauung der Burg hinein in eine der bewegtesten Zeiten unserer Geschichte.

Deutschland war damals in zwei mit einander habernde Hälften zerrissen. Als Kaiser Heinrich III., der größte in der Reihe der Salier, 1156 gestorben war, kam die deutsche Krone an ein unmündiges Kind, denn Heinrich IV. war beim Tode seines Vaters noch nicht sechs Jahre alt, und während des schwachen Reichsregimentes seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, löste sich das mühsam geschlungene Band der deutschen Stämme und, unterstützt von dem Sondergelüste deutscher Fürsten, strebte auch die römische Kirche die weltliche Macht unter ihr Gebot zu beugen. Vergebens versuchte die Kaiserin die Großen durch Verleihung von Reichslehen an sich zu fesseln; an Rudolf von Rheinfelden gab sie mit der Hand ihrer Tochter das Herzogtum Schwaben, an Berthold von Zähringen Kärnthen, an den Sachsen Otto von Nordheim Bayern; sie schwächte damit nur die Kaisergewalt und spornte den Ehrgeiz aufstrebender Fürsten. Bald verlor sie die Leitung des Reiches und des jungen Königssohnes aus den Händen, als zunächst der harte,

finstre Erzbischof Hanno von Köln, dann der schmeichlerische, allen Neigungen seines Zöglings fröhrende Erzbischof Abalbert von Bremen sich der Erziehung Heinrichs bemächtigten. Der scharffe Gegensatz der leitenden Grundsätze wurde für den heranwachsenden König unheilvoll und ließ in dem von Natur Lebhaften eine ungezügelte Leidenschaft emporkeimen, welche ihm selber und dem Reiche, dessen Krone er trug, manches Weh bereitet hat. Und dazu war Heinrich in einen verhängnisvollen Moment unserer Geschichte hineingestellt, wo es galt einen Doppelkampf durchzuführen, den einen gegen die trotzigen Vasallen, welche nach Selbständigkeit trachteten, und den schwereren mit der Kirche um die Machtstellung der geistlichen und weltlichen Gewalt. Freilich die widerspenstigen Sachsen bezwang er in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut; aber in dem nun beginnenden Kampfe gegen die Kirche versiegte ihm Lebenslust und Lebensglück. Der Papst Gregor VII. gedachte gerade damals die Kirche von der weltlichen Oberhoheit loszulösen. War dies Vorhaben auch auf rein kirchlichem Gebiete ein berechtigtes, so ging doch der thatkräftige Mann in seinem frommen Eifer über dies Ziel hinaus; Befreiung der Kirche vom Staat erschien ihm nicht anders möglich, als wenn er derselben die Herrschaft über die weltliche Gewalt sicherte und auch den Kaiser, den höchsten Vertreter derselben, von sich abhängig machte. In seinem Gesetz über die Investitur (d. h. Belehnung) forderte er, „wer ein geistliches Amt von der Hand eines Laien angenommen habe, solle gehalten sein dasselbe niederzulegen; alle weltlichen Machthaber bis zum Kaiser hinauf, welche sich der Investitur zu einem geistlichen Amt unterfangen würden, sollten von der Kirche ausgeschlossen sein.“ Er forderte nicht nur, daß die bisher übliche Einsetzung der Geistlichen in ihre Würden und die damit verbundenen Güter durch die weltlichen Machthaber aufhören, sondern daß sogar die Bestätigung der

Geistlichen durch die Staatsgewalt aufgehoben werden sollte. Dadurch aber wurde jede Beaufsichtigung der Kirche durch den Staat beseitigt und die kaiserliche Oberhoheit zugleich heillos geschwächt; denn die hohen geistlichen Lehen, die Bistümer und Erzbistümer, umfaßten gewaltige Gebiete mit Städten, Burgen und zahlreichen Dienstmännern und übertrafen an Umfang nicht selten die weltlichen Lehen.

Es entspann sich deshalb ein heftiger Streit zwischen dem leidenschaftlich erregten König und dem unbeugsam festhaltenden Papst, in welchem sich die meisten deutschen Fürsten auf die Seite Gregors stellten; sie bedrohten den König sogar mit Absetzung, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist von dem gegen ihn geschleuderten Bannfluche gelöst habe. In diesem entscheidenden Augenblicke handelte der König seiner großen Vorfahren unwürdig; in unmännlicher Schwäche überstieg er zur Winterzeit die Alpen und suchte den in der Burg zu Canossa weilenden Gregor zur Zurücknahme des Bannes zu bewegen. Zwischen den Ringmauern der Burg stand er nach abgelegter königlicher Tracht barfuß ein demütig Bittender drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend, bis ihn am vierten Tage endlich auf die Bitten der Gräfin Mathilde von Tuscien der stolze Priester vorließ und ihn vom Banne löste, nachdem er dem Papste Gehorsam versprochen hatte. Es war im Januar 1077, als so der Glanz der ersten Krone Europas besleckt wurde. Bald auch ergriff den König Neue um sein unwürdig Thun, er begann aufs neue den Kampf, und jetzt spaltete sich Deutschland in zwei feindliche Parteien, als die meisten deutschen Fürsten auf Betrieb des Erzbischofes Siegfried von Mainz den Herzog Rudolf von Schwaben zu ihrem Könige wählten. In die Einzelheiten des nun beginnenden Bürgerkrieges wollen wir nicht eingehen; Deutschland hat nur zu oft das unheilvolle Bild zwieträchtiger Brüder geboten. Drei Jahre wütete der Streit

mit wechselndem Erfolg; aber wie ein Gottesgericht war es doch anzusehen, als im Jahre 1080 Rudolf in der Schlacht an der Elster die Todeswunde empfing. Im dichten Getümmel wurde ihm die Rechte abgehauen; und als die Begleiter sich um den sterbenden Fürsten stellten, da soll er, der alten Erzählung nach, ausgerufen haben: „das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn und König Treue geschworen; nun lasse ich Reich und Leben.“ Auf seinem Zuge nach Italien ließ sich alsdann Heinrich von dem Gegenpapste Clemens in Rom zum Kaiser krönen; der Sieg schien gesichert, denn auch sein großer Gegner Gregor flüchtete, von den Römern bedroht, aus der Engelsburg zu den befreundeten Normannen. Aber der Papst verzweifelte nicht, obgleich er wie ein Verbannter flüchtig umherzog; im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, erneuerte er noch kurz vor seinem Tode den Bannfluch gegen Heinrich und ließ seine Umgebung feierlich versprechen, nie Heinrich und seinen Gegenpapst in den Schoß der Kirche aufzunehmen, wenn nicht beide ihrer angemessenen Würde entsagten und sich dem päpstlichen Stuhl unterwürfen. Als er 1085 in Salerno starb, waren seine letzten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, die Unbilligkeit gehaßt; deshalb sterbe ich in der Verbannung.“

Aber auch nach dem Tode des großen Gregor kam der ersehnte Friede nicht; nach einander erhoben sich die Söhne des Kaisers wider den Vater, zuerst Konrad, der, von seinen Gewissenszweifeln bedrängt, sich von der streng kirchlichen Partei zum Abfall bewegen ließ, dann der jüngere Heinrich, härter und ehrgeiziger als sein Bruder. Der Kaiser war des Kampfes müde und suchte Ausgleichung mit dem Sohn; aber der Arglistige nahm den Vater in der Burg Böckelheim bei Kreuznach gefangen und zwang ihn zu Ingelheim, der altberühmten Pfalz Karls des Großen, sich der Regierung für unwürdig

zu erklären und dieselbe auf seinen Sohn zu übertragen. Ein Schrei des Unwillens erhob sich, besonders die rheinischen Städte waren empört und bereit mit Waffengewalt den Kaiser zu unterstützen. Noch einmal rüstete der Schwergeprüfte, aber mitten unter der Kriegsarbeit starb er in seiner getreuen Stadt Lüttich, wohin er geflohen war. Sein unkindlicher Sohn aber trug hinfort die deutsche Krone als Heinrich der Fünfte.

In dieser bewegten Zeit, in welcher für und wider Kaiser und Reich gestritten wurde, stiegen zwei Geschlechter zu großer Macht empor; von Anbeginn feindlich gegen einander gekehrt, haben sie fast zwei Jahrhunderte hindurch in alle Geschicke des Vaterlandes eingegriffen und den raschen Wechsel des Glückes zu wiederholten Malen an sich selber erfahren. „Im römischen Reiche,“ sagt der Geschichtschreiber Otto von Freising, der Oheim Friedrich Barbarossas, „gab es damals zwei berühmte Geschlechter: das eine der Heinriche von Waiblingen, das andere der Welfen von Altdorf; das eine pflegte dem Reiche Kaiser, das andere große Herzöge zu geben.“

Älter von ihnen ist das Welfengeschlecht; bis in die Zeiten der Völkerwanderung reicht sein Stammbaum; schon unter den Scharen des Odoaker sollen die Ahnen des Hauses gekämpft haben. Unter Karl dem Großen finden sich Welfen weit verzweigt im südlichen Schwaben und Bayern, in Nätien und Tirol, stolze, unbeugsame Männer, die, mit dem eigenen Erbe zufrieden, lange Zeit kein Lehen nehmen, um nicht einem Herrn dienstbar zu werden. Eine Welfin war die ränkevolle Judith, die zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen, welche die unseligen Kämpfe zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen schürte, um ihrem Sohne Karl ein reiches Erbe zu verschaffen. Die eigentliche Heimat der Welfen ist das obere Schwaben, wo Welf II. zur Zeit des ersten Saliers die Ravensburg in der Nähe des Bodensees erbaut, die mit dem benachbarten Altdorf

als Stammsitz des Geschlechtes gilt; in den Grabgewölben des Klosters, welches ein Welfe Heinrich im 10. Jahrhundert zu Altdorf gründete, ist auch die Ruhestätte der meisten Fürsten seines Hauses. 1047 wurde Welf III. mit dem Herzogtum Kärnthen belehnt, doch war die Machterhöhung des Geschlechtes nicht von Dauer, da Welf 1055 kinderlos starb und damit die alte deutsche Linie erlosch. Fortgepflanzt wurde das Geschlecht durch eine italienische Nebenlinie, die frühzeitig zu Macht und Ansehn gelangt war. Welfs III. Schwester Kunizza war mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt; ihr Sohn Welf IV. wurde der Stammvater der jüngern Welfen, die bis in unsere Tage hineinreichen. Unter Heinrich IV. wächst dann die Hausmacht derselben unaufhaltsam. Welf IV., ein Eidam des Herzogs von Bayern Ottos von Nordheim, stand in dem zwischen dem König und den Sachsen ausbrechenden Kriege auf Seiten seines Schwiegervaters; dann, als dieser geächtet und seines Herzogtums beraubt wurde, verließ der hartherzige Welfe, dessen politische Ansicht vom Vorteil sich leiten ließ, seine Gemahlin Ethelinde und trat zu Heinrich über, der ihn für diesen Treubruch 1070 mit dem Herzogtum Bayern belehnte. Dann wieder sich wendend, wurde Welf ein eifriger Vorkämpfer für den Gegenkönig Rudolf von Schwaben, bis er nochmals auf die kaiserliche Seite trat und 1096 aufs neue mit Bayern belehnt wurde. Sein Sohn Welf V., der ihm 1101 als Herzog folgte, blieb gut kaiserlich, ebenso dessen jüngerer Bruder Heinrich mit dem Beinamen der Schwarze, nach Welfs kinderlosem Tode bayrischer Herzog. Durch seine Vermählung mit Wulfhild, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, erwarb er ausgedehnte sächsische Güter, namentlich Lüneburg und dessen Gebiet. So gelangten die Welfen auch in Sachsen, welches später der Hauptsitz ihrer Größe werden sollte, zu Macht und Ansehn.

Es geht etwas Schroffes und Unbiegsames durch das ganze Geschlecht hindurch; bezeichnend ist der Familienname Welf, der ein Junges von wilden Tieren und von Hunden bedeutet. Das welfische Wappen war ein Löwe.

Aus dem Dunkel urplötzlich zu hellem Glanze stieg das Geschlecht der Staufen. Die Stammtafel derselben geht zurück auf einen Edlen Friedrich von Büren, einen freien Herrn, dessen Besitz in enge Grenzen um seine Burg eingeschlossen sein mochte; noch heute ragt in der Nähe des Marktfleckens Lorch zwischen Schorndorf und Schwäbisch-Ölmünd nordwestlich vom Hohenstaufen das Trümmerwerk der uralten kleinen Burg Wärschenbeuren empor, das Wärschenschloßchen im Volksmunde genannt. Vermählt war er mit einer reichen elsässischen Erbin Hildegard, die ihm ausgedehnte Besitzungen im Elsaß, besonders in der Gegend von Schlettstadt, zubrachte. Von seinen fünf Kindern erbaute der zweitälteste Sohn Friedrich in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts auf dem nahen Hohenstaufen die Stammburg, welche nun dem Geschlechte den Namen gab. Er war ein tapferer, ritterlicher Mann, der in allen Wechselfällen des Krieges treu auf kaiserlicher Seite stand; ihn für seine Reichstreue zu belohnen, gab ihm Heinrich IV. im Jahre 1079 das Herzogtum Schwaben als Lehn, welches der Gegenkönig Rudolf verwirkt hatte; zugleich verlobte er ihm seine einzige Tochter Agnes, damals noch ein Kind, acht Jahre später wurde sie die Gemahlin des Staufen. „Waderer Mann“, sprach im Ostern 1079 zu Regensburg der Kaiser zu seinem getreuen Ritter, „waderer Mann, den ich mir immer in Frieden als den treuesten, im Krieg als den tapfersten erprobt habe, du siehest, wie die heiligsten Rechte zu Boden getreten sind, wie durch des Teufels Eingebung aufrührerische Verbindungen eidlich beschworen werden und weißt, daß alle Gewalt von Gott ist und daß der göttlichen Ordnung widerstrebt, wer sich der obrig-

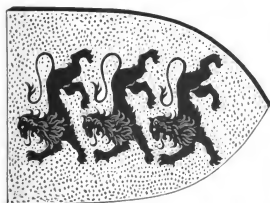
keitlichen Gewalt widersezt. Ungürte dich also männlich zur Niederkämpfung der Reichsfeinde. Um dir zu zeigen, daß ich deiner Verdienste nicht uneingedenk bin und daß ich dir auch künftig dankbar sein will, gebe ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Weibe und das Herzogtum Schwaben, welches Rudolf sich angemacht, zur Mitgift." Getreu und männlich stand der Herzog auf des Kaisers Seite, mit Rat und That ihm dienstbar; noch 1105 wurde Herzog Friedrich an den jüngern Heinrich gesandt, um eine Ausöhnung mit dem Vater herbeizuführen, freilich ohne Erfolg, da der Sohn jede Gemeinschaft mit dem Gebannten mied und der Papst ihm seinen apostolischen Segen und Vergebung beim Weltgericht hatte verkünden lassen, wofern er ein gerechter König und Verwalter der durch seines Vaters Nachlässigkeit verfallenen Kirche sein wolle. Des Kaisers Ausgang hat Herzog Friedrich I. nicht mehr erlebt, da er noch im Jahre 1105 starb; auf schwäbischem Grunde, in dem von ihm gestifteten Benediktinerkloster Lorch ruhen die Gebeine des hohenstaufischen Stammvaters. Seine Witwe, die noch immer schöne Agnes, reichte später dem Markgrafen Leopold von Oesterreich die Hand zum Ehebunde, wodurch auch dieser mächtige Fürst an die Hohenstaufen geknüpft wurde.

Die beiden Söhne des Verstorbenen, Friedrich und Konrad, fünfzehn und zwölf Jahre alt, wuchsen zu kaisertreuen Männern heran; von ihnen wurde Friedrich mit dem Beinamen des Einäugigen Herzog von Schwaben, der jüngere Konrad, welcher fränkische Erbgüter erhielt, hatte zeitweilig (1116—1120) das ganze ostfränkische Herzogtum in seiner Gewalt. In den bald wieder ausbrechenden Kämpfen zwischen Kaiser und Kirche wurden die beiden Hohenstaufen die Hauptstützen der Kaiserpartei und hingen mit solcher unwandelbaren Treue an ihrem Oheim, daß Heinrich V. ihnen bei seinem zweiten Zuge nach Italien

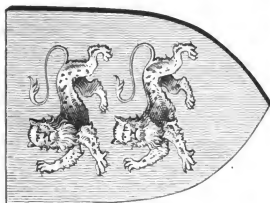


die Reichsverwesung übertrug. Groß und schwer war ihre Bedrängnis, besonders am Rhein, wo der Erzbischof Adalbert von Mainz Alles gegen den Kaiser aufzuwiegeln versuchte. Hier entwickelte Herzog Friedrich eine außerordentliche kriegerische Thätigkeit; er rückte von Basel rheinabwärts bis Mainz und sicherte überall das mühsam erkämpfte Gebiet durch eine Reihe neuangelegter fester Plätze. Damals ging das Wort im Volke um, Herzog Friedrich habe immer eine Burg am Schweife seines Pferdes. Es waren wilde blutige Zeiten, wie einst unter Heinrich dem Vierten, bis endlich ein Vertrag zu Würzburg den inneren Frieden sicherte und im Jahre darauf — 1122 — das wormser Concordat auch das Zerwürfniß zwischen Kirche und Reich für längere Zeit beseitigte. Auf dem Reichstage zu Worms wurde festgesetzt, daß die Investitur der Bischöfe und Äbte des deutschen Reiches in eine geistliche mit Ring und Stab und in eine weltliche mit Scepter geteilt und erstere dem Papste, letztere dem Kaiser eingeräumt werde. 1125 starb Heinrich V. in Utrecht; seine Kinderlosigkeit schrieb man dem Kirchenfluche zu, der so lange auf ihm und seinem Vater gelastet hatte. Als er sein Ende nahen fühlte, überlieferte er seinem Neffen Friedrich die Reichskleinodien, machte ihn zum Erben seiner salischen Hausgüter und vertraute seine Gemahlin Mathilde dem Schutze des Hohenstaufen an. Deutlich genug hatte der sterbende Kaiser, mit dem die salische Linie zu Ende ging, auf ihn als den künftigen Herrscher Deutschlands hingewiesen.

So binnen einem halben Jahrhundert war ein bis dahin namenloses Geschlecht in den Vordergrund der deutschen Geschichte getreten; gleich bei ihrem Erscheinen zeigen sich die Hohenstaufen als tüchtige Männer von ritterlicher Tapferkeit, als keiserliche Gegner des Papstes, von unverbrüchlicher Kaiser-treue, und dieses Festhalten an Kaiser und Reich bringt sie zu



Wappen der Hohenstaufen.



Wappen der Welfen.



Ehren und Würden. Ihr Wappen war ein Löwe, später auch drei übereinanderschreitende Löwen, meistens schwarz in goldenem Felde, doch auch golden in rotem und rot in schwarzem Felde. Es sind die drei Löwen, welche durch die Hohenstaufen zum Wappen des Herzogtums Schwaben wurden, denn Schwaben blieb doch das eigentliche Hohenstaufenland. Übrigens sind nur wenige Urkunden mit dem Familienwappen auf uns gekommen, da die herzogliche Würde bald durch die königliche überwogen wurde und die Majestätsiegel kein Familienwappen enthalten. Großen Machtzuwachs erlangten die Hohenstaufen durch die Schenkung der salischen Hausgüter. Der Kern derselben lag im Speier- und Wormsgau, verstreut auch in Schwaben; so war Waiblingen im Remsthal ein Besitztum der Salier, welches bereits den salisch-fränkischen Kaisern den Beinamen der Waiblinger gegeben hatte und nun denselben auch den Erben des salischen Gutes, den Hohenstaufen, übermittelte.

Wohl mochte sich Herzog Friedrich beim Tode des Kaisers mit hochfliegenden Gedanken tragen; in seinem stolzen Selbstgefühl hielt er keinen neben sich für gleich berechtigt des Reiches Krone zu erben. Jetzt ein Mann von 35 Jahren, von erprobter kriegerischer Tüchtigkeit, beredt, freigebig, in jeder Mannestugend ein Muster, hatte er während der Reichsverwesung gezeigt, mit welcher Festigkeit er die Zügel zu lenken verstehe. Sein Bruder gebot in Franken; seine Gemahlin Judith, die Tochter Heinrichs des Schwarzen, verband ihn mit den Welfen, den Nebenbuhlern seines Hauses; wer vermochte sich ihm zu vergleichen? Wie der sterbende König, so bezeichnete auch die Stimme des Volkes ihn als den Nachfolger in der Herrscherwürde.

Aber seine Hoffnungen scheiterten an den Entwürfen eines ehrgeizigen Priesters. Der Erzbischof Adalbert von Mainz war ein alter Gegner Friedrichs aus den Zeiten der Kämpfe zwischen

Kirche und Reich und hatte viel von den Hohenstaufen zu leiden gehabt. Er wies die Fürsten darauf hin, daß, wenn man Herzog Friedrich, den nahen Verwandten Heinrichs des Fünften, zum Kaiser nehme, dies nur die von den Saliern erstrebte Erblichkeit der Krone bestätigen heiße; und wie er bisher ein kraftvoller Kämpfer gegen die kirchlichen Ansprüche gewesen war, so konnte man eine Regierung im Sinne seines Vorgängers auch von ihm erwarten. So sah sich Fürstenmacht und Kirche gleichmäßig von ihm bedroht, und es wurde deshalb dem Erzbischof nicht schwer, die Mehrheit der geistlichen und weltlichen Fürsten gegen ihn zu gewinnen. Am passendsten aber erschien als Haupt des Reiches der Herzog Lothar von Sachsen; denn kein Stamm hatte so nachhaltig wie der sächsische für den heiligen Petrus und gegen den Kaiser das Schwert gezogen. Alsdann berief der Erzbischof Abalbert als Erzkanzler des Reiches die Großen zur Kaiserwahl nach Mainz mit der verständlichen Mahnung, bei der Neuwahl eingedenk zu sein der Bedrückung, die unter den letzten fränkischen Kaisern auf Kirche und Reich gelastet habe.

Am 24. August 1125 versammelten sich die deutschen Stämme zur Königswahl am Rheinstrom in der Ebene von Mainz; auf der linken Seite des Flusses unmittelbar bei der Stadt lagerte Herzog Lothar mit den Sachsen, daran Herzog Heinrich von Bayern und Markgraf Leopold von Österreich, auf dem rechten Ufer der Schwabenherzog Friedrich. Auf Abalberts Vorschlag, der die Leitung hatte, überließ man die Wahl des Königs vierzig Fürsten, je zehn aus den vier Hauptstämmen der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen; diese nannten als die drei Würdigsten Herzog Friedrich, Herzog Lothar und Markgraf Leopold. Schon hielt Friedrich seine Wahl für gesichert, als Lothar und Leopold die Fürsten unter Thränen baten ihnen nicht die Herrscherlast aufzubürden; aber der Erz-

bischof hielt fest an seinem heimlichen Entschluß dem Sachsen die Krone zuzuwenden, und des Hohenstaufen hochfahrender Sinn erleichterte sein Bemühen. Als Adalbert die Frage an sie richtete, ob sie ohne Widerrede dem, welcher zum König gewählt würde, sich unterwerfen wollten, bejahten es die beiden, Friedrich aber, der die Arglist des Priesters ahnte, erklärte, ohne den Rat seiner Freunde, die im Lager zurückgeblieben, sich nicht entscheiden zu können. Alsdann verließ er die Versammlung. Von einem, der schon vor der Wahl sich benahm als trüge er die Krone, der sie nicht als freies Geschenk, sondern als Recht beanspruchte, war auch in der Folge nicht viel Nachgiebigkeit zu erwarten. In der Sitzung am folgenden Tage, in welcher Friedrich nicht erschien, erscholl deshalb plötzlich der Ruf: Lothar soll König sein! im wachsenden Getümmel antwortete die versammelte Menge draußen, ohne zu wissen, wem der Hochruf gelte. Der widerstrebende Lothar wurde auf die Schultern gehoben, umhergetragen; es war eine stürmische Sitzung, in dem Jubel der Rufenden wurde doch auch manche Stimme laut gegen die regellose Wahl. Alles kam darauf an, wohin sich Herzog Heinrich von Bayern wendete, der mit Friedrich von Hohenstaufen die Versammlung gemieden hatte; hielt er zu seinem Schwiegersohn, so waren die Pläne des Erzbischofs durchkreuzt. Aber der Bayernherzog ließ in diesem entscheidenden Augenblick seinen Eidam in Stich; ihn lockte der Gedanke, Lothars einzige Tochter Gertrud und ihre reiche Mitgift in Sachsen für seinen Sohn zu gewinnen. Als er in die Fürstenversammlung trat und sich für Lothar erklärte, war es vorbei mit den hohenstaufischen Hoffnungen; dies erkannte auch Herzog Friedrich, der nach einigen Tagen des Zögerns erschien und dem neuen Könige die Huldigung leistete. Ein tiefer Spalt trennte seitdem die Häuser der Hohenstaufen und Welfen.

Bald sollten sie sich auch mit den Waffen gegenüberreten. König Lothar versuchte von der großen salischen Erbschaft, welche den Hohenstaufen zugefallen war, einen Teil als Reichsgut einzuziehen und sprach, als Friedrich sich nicht fügte, über ihn die Reichsacht aus. Nun begann ein langjähriges blutiges Waffenspiel. Auf königlicher Seite standen die Welfen, welche Lothar auch durch Familienbande an sich zu knüpfen wußte. Als Herzog Heinrich der Schwarze im Dezember 1126 auf dem welfischen Stammschloß Ravensburg gestorben war, folgte ihm als Herzog von Bayern sein Sohn Heinrich der Stolze, während der jüngere Welf VI. die schwäbischen Hausgüter erhielt. Im Jahre 1127 feierte der neue Herzog seine Vermählung mit Gertrud, der Tochter Lothars, wodurch sich ihm auch die Aussicht auf Sachsen eröffnete. Ferner stützte sich der König auf die Zähringer, ein mächtiges schwäbisches Fürstengeschlecht, ange-  
setzten in den Bezirken des Breisgaus, der Ortenau, des Schwarzwaldes und am Nordabhang der schwäbischen Alp. Eine Meile nordöstlich von Freiburg lag auf weithin schauender Anhöhe die Stammburg, von der noch der runde Turm und ein Teil der Umfassungsmauern sich erhalten hat. Das Wap-  
pen der Zähringer war ein Adler, welcher von ihnen auf eine Seitenlinie, die Grafen von Freiburg, sich vererbte und durch  
letztere auch das Stadtwappen von Freiburg wurde. Tief ver-  
flochten in die Kämpfe gegen Heinrich IV., waren die Zähringer mit den Welfen die Hauptgegner des salischen Königshauses  
gewesen; vorübergehend hatte Berthold II., der Schwiegersohn  
des Gegenkönigs Rudolf, den Staufern das Herzogtum Schwa-  
ben streitig gemacht, bis er 1096 darauf verzichtete, für  
seine schwäbischen Hausgüter aber den Herzogstitel beibehielt.  
1127 übergab König Lothar auf dem Speierer Reichstag  
dem Herzog Konrad von Zähringen Ostburgund als Her-  
zogtum.

Die hohenstaufischen Brüder entwickelten in dem langjährigen Kampfe Mut und Thatkraft. Konrad warf sich zum Gegenkönig auf, zog nach Italien, wo er in Monza die lombardische Königskrone empfing, mußte aber, unter dem Banne des Papstes von den Lombarden verlassen, schließlich nach Deutschland zurückkehren. Hier bewegte sich der Krieg hauptsächlich am Rhein, in Schwaben und in Franken, wo die Städte Speier, Ulm und Nürnberg die wichtigsten Stützpunkte der Hohenstaufen waren. Speier fiel nach heldenmüthiger Verteidigung, welche die Gemahlin des Herzogs Friedrich geleitet hatte, im Jahre 1130; bald darauf mußte auch Nürnberg die Thore öffnen. Aber noch wogte der Kampf vier Jahre hin und her, bis endlich das letzte hohenstaufische Bollwerk, die Stadt Ulm, von dem Bayernherzog genommen wurde. Da erschien Friedrich im März 1135 in Bamberg vor dem Kaiser, warf sich, seinen Stolz nieder kämpfend, ihm zu Füßen und gelobte Gehorsam. Lothar, des Ereignisses froh, löste ihn von der Acht und ließ ihm sein Herzogthum, sowie die salische Erbschaft, soweit nicht bereits über sie verfügt war. Um Michaelis desselben Jahres erfolgte auch die Aussöhnung mit Konrad, der alle seine Lehen und Güter zurückerhielt; ja der Kaiser ehrte ihn später noch dadurch, daß er den ritterlichen Mann zum Reichsbannerträger ernannte und dadurch dem, der als Nebenbuhler um die Krone in die Schranken zu treten gewagt hatte, einen Ehrenplatz unter den Fürsten anwies.

Zwei Jahre später starb Kaiser Lothar bei seiner Heimkehr aus Italien in einem ärmlichen Bauerhause zu Breitenwang in den bayrischen Alpen, 3. Dezember 1137. Des Reiches gedachte er noch in der letzten Stunde; auf seinem Sterbelager übergab er seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Bayern, die Reichskleinodien und bezeichnete ihn dadurch vor den versammelten Fürsten und Bischöfen als den von ihm beabsichtig-



ten Nachfolger im Reiche. Die Leiche, von der Kaiserin Richenza geleitet, wurde auf sächsischer Erde in dem Städtchen Königsutter beigesetzt. In der mit drei Thürmen gezierten Kirche ist das Kaisergrab.

Wieder stand man vor einer Königswahl und wieder — ähnlich wie beim Tode Heinrichs des Fünften — nahmen die Ereignisse einen unerwarteten Verlauf. Heinrich der Stolze, den der sterbende Kaiser zu seinem Nachfolger gewünscht, war der erste Fürst des Reiches. Zwei Herzogtümer — Bayern und Sachsen — lagen in der Hand des Mächtigen, auch in Italien besaß er die tuscanische Mark als Lehen; mit Recht konnte er sich rühmen, daß die Welfenmacht herrsche von der Ostsee bis zum Mittelmeer. Ihm konnte nach seinem Sinn die Königskrone nicht entgehen, wie einst Friedrich der Staufer dünkte er sich des Reiches Herr. Aber weder in Deutschland noch in Italien beehrte man sein; in Italien hatte er sich auf dem zweiten Römerzuge Lothars mit dem Papste verfeindet, in Deutschland waren die meisten Fürsten dem Herzog abgeneigt, der nicht mit Unrecht den Beinamen des Stolzen führte. Und wieder — wie einst bei Lothars Wahl — war es ein Priester, der das Zünglein in der Wage der Entscheidung lenkte. Der Erzbischof Albero von Trier, ein Prälat von französischer Herkunft, hatte damals, da kurz vorher der Erzbischof von Mainz gestorben war, die leitende Stimme im Fürstenrat. Da er von Heinrich dem Stolzen beleidigt worden war, so dachte er bei der Neuwahl an die Gegner der Welfen, die Hohenstaufen, und von ihnen schien ihm Konrad, der einstmals schon als Gegenkönig gegen Lothar aufgetreten war, der geeignete Mann für die Krone des Reiches zu sein. Auch der Papst zeigte sich ihm nicht abgeneigt und sandte einen den Hohenstaufen ergebenen Geistlichen aus Schwaben, der als römischer Legat bei der Wahl zugegen sein sollte. Um den mächtigen Einfluß der

Welfen zu brechen, berief der Erzbischof zwei Monate vor der auf Pfingsten 1138 festgesetzten Königswahl die Anhänger der Hohenstaufen nach Coblenz; es war eine spärlich besuchte Versammlung, Bayern und Sachsen fehlten. Alles ging wie im Fluge; als der päpstliche Legat Dietwin die Bereitwilligkeit der römischen Kirche erklärte, wenn man Konrad erhebe, fielen die anwesenden Fürsten einstimmig bei; nach wenigen Tagen schon erfolgte die Krönung in Aachen. Daß der römische Legat die Weihe vornahm, war abweichend von allem frühern Brauch und ein Zeichen, was Rom von diesem König von Papstes Gnaden erwartete. Unwürdig und verfassungswidrig war auch die Hast, mit der die Wahl betrieben worden war; es ließ sich nicht leugnen, die Krone war von den Hohenstaufen widerrechtlich erschlichen.

Dennoch erfolgte die allgemeine Anerkennung Konrads bereits auf dem Reichstage zu Bamberg im Pfingsten 1138; dem schroffen, herrischen Wesen des Bayernherzogs gegenüber gewann die milde freundliche Persönlichkeit des neuen Königs die Herzen der Fürsten. Selbst die kaiserliche Witwe Richenza erschien zur Huldigung; länger sträubte sich Heinrich der Stolze, bis er sich in Regensburg einfand. Freilich mied er auch hier das Angesicht des verhaßten Gegners, doch den königlichen Unterhändlern lieferte er die Reichskleinodien aus, weil er dadurch die beiden Herzogtümer Bayern und Sachsen für sich zu erhalten hoffte. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht; auf dem Fürstentage zu Augsburg erklärte Konrad, daß die Vereinigung zweier Herzogtümer in Einer Hand den Rechten des Reiches widerstreite und sprach ihm deshalb Sachsen ab, welches er an den Markgrafen Albrecht des Bären gab; und als Herzog Heinrich mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche verteidigen wollte, wurde dem mit der Reichsacht Belegten auch Bayern genommen und an des Königs Halbbruder Leopold von

Österreich, den Sohn Leopolds und der Königs Tochter Agnes, verliehen. Heftige Kämpfe erfolgten; aber mitten unter kriegerischen Entwürfen raffte Heinrich den Stolzen, kaum 35 Jahre alt, im Jahre 1139 zu Queblinburg ein rascher Tod hinweg. Die Leiche bestattete man in Königslutter zur Seite des Kaisers Lothar. Seinen zehnjährigen Sohn Heinrich, den spätern Löwen, hatte der sterbende Herzog der Treue der Sachsen empfohlen.

An die Spitze der Welfenpartei trat die Kaiserwitwe Richenza, welche mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres unbeugsamen Sinnes die Rechte ihres Enkels verfocht. Auf die Sachsen, die ihrem angestammten Haße gegen die Franken und Schwaben getreu blieben, konnte sie bauen; vergeblich versuchte der Markgraf Albrecht das ihm zugetheilte Land in Besitz zu nehmen, er mußte weichen und schußsuchend zu Konrad flüchten. In Bayern verfocht Welf VI., der Bruder des verstorbenen Herzogs, die Welfensache; wenn auch beide Herzogtümer Heinrich dem Stolzen genommen wären, erklärte er, so wolle er persönlich nicht auf Bayern verzichten. Die Entscheidung fiel in der Schlacht bei Weinsberg 1140. Als Welf der belagerten Stadt zu Hilfe zog, wurde er von König Konrad gänzlich geschlagen; kaum rettete sich der Welfe in eiliger Flucht, die Feste Weinsberg aber mußte dem Sieger die Thore öffnen. Die an die Belagerung und Einnahme der Stadt geknüpften Erzählungen gehören in das Gebiet der Sage. Es heißt, daß in der Schlacht bei Weinsberg zum ersten Male die Rufe: Hie Welf! hie Waibling! erhoben worden seien; doch steht es nachweislich fest, daß die Bezeichnungen Guelf und Ghibellin (Welf und Waibling) in Italien entstanden, dort im dreizehnten Jahrhundert als Parteinamen üblich geworden und erst im vierzehnten nach Deutschland gekommen sind. Ebenso wenig verbürgt ist die annuthige Sage von den getreuen Frauen

Weinsbergs, die, als ihnen der König gestattete, das Liebste was sie auf den Schultern forttragen könnten mitzunehmen, mit ihren Männern erschienen seien, und als nun Herzog Friedrich dagegen Einsprache erhob, habe der König geantwortet, ein Königswort dürfe nicht gedreht und gedeutet werden. Denn während die gleichzeitigen Berichte nichts davon wissen, stützt sich diese Erzählung einzig und allein auf eine zwischen 1220 und 1250 geschriebene Chronik des Kölner Klosters Pantaleon, die nebenbei eine ähnliche Geschichte beim Jahre 1159 erwähnt.

Gleich als wenn der Himmel selber dem Blutvergießen ein Ende machen wollte, starb im Jahre 1141 die trotzigste Welfin Richenza und bald darauf der Herzog von Bayern; es ebneten sich die Wege zum Frieden. Der langersehnte Ausgleich erfolgte 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt. Hier belehnte König Konrad den dreizehnjährigen Heinrich den Löwen mit Sachsen und gab die von dem Herzogtum abgetrennte selbständige Nordmark (die Mark Brandenburg) an Albrecht den Bären. Bayern, worauf der Löwe Verzicht geleistet hatte, kam an den Bruder des verstorbenen Leopold, Heinrich, nach seinem gewöhnlichen Beteurungsworte Jasomirgott genannt, der sich mit der Mutter Heinrichs des Löwen, der jungen Witwe Gertrud, vermählte. Endlich schienen bessere Zeiten zu kommen, aber bereits 1143 trennte der Tod Gertruds das kaum geschlungene Band. Welf VI., welcher sich den frankfurter Beschlüssen nicht gebeugt hatte, rührte die Waffen und auch Heinrich der Löwe konnte den Verlust Bayerns nicht verschmerzen. Bei diesen innern Wirren war es höchst bedenklich, daß König Konrad einen Kreuzzug in das Morgenland zu unternehmen beschloß, und mit wahrer Betrübnis hörte es Herzog Friedrich, der in Alzey schwer krank daniederlag. Seinem hellen Blick, der nur auf des Vaterlandes Wohlfahrt gerichtet war, mochte

dieser Zug in die Ferne unsinnig erscheinen, während daheim und in Italien alles auf Besserung der Zustände wartete. Mit tiefem Schmerz erfüllte es ihn, daß auch sein Sohn Friedrich das Kreuz nahm und im Gram hierüber verschied er in Alzei, den 6. April 1147. Unfern der von ihm gegründeten Stadt Hagenau im Elsaß in der Benediktiner Abtei Sanct Walpurgis liegt der Vater Friedrich Barbaroffas begraben. Die schwäbische Herzogswürde ging auf seinen Sohn Friedrich über.

Inzwischen bestellte Konrad auf dem Reichstage zu Frankfurt das Reich und ernannte seinen noch unmündigen Sohn Heinrich für die Zeit seiner Abwesenheit zum Stellvertreter. Es war ein schlimmer Beginn des Kreuzzuges, als in der frankfurter Versammlung der junge Herzog von Sachsen seine Ansprüche auf Bayern erneuerte und nur mit Mühe auf die Zukunft vertröstet wurde. Auch sein Oheim Welf sann nichts Gutes; zwar machte er den Kreuzzug mit und der König zeichnete ihn sichtlich aus, seinen „Waffenbruder“ pflegte er ihn zu uennen. Aber auf der Heimkehr in Konstantinopel trennte sich Welf vom Heer, um auf deutschem Boden die Welfenfehde neu zu beginnen. Freilich wurde er von dem jungen Königssohn Heinrich in der Nähe von Floßberg, einem festen hohentstaufischen Schloß bei Nördlingen, entscheidend geschlagen und zur Ruhe gebracht; aber kaum war man des Oheims ledig, so brach der Neffe, Heinrich der Löwe, los, der das alte Welfenland Bayern mit Waffengewalt an sich zu bringen hoffte. Vergebens waren die Versuche Konrads, der vom Kreuzzuge heimgekehrt war, den Trotzigen zu bändigen; mitten unter diesen Wirren, welche den langgeplanten Zug des Königs nach Italien hinderten, starb Konrad III. 1152 zu Bamberg, nachdem er fast vierzehn Jahre des Reiches Krone getragen hatte. Seinem Wunsche gemäß wollte man ihn im Kloster Lorch auf altstaufischem Grunde neben den Gebeinen seines Vaters bestat-

ten; die Bamberger aber errichteten ihm in ihrem Dome das Grabmal. So kommt es, daß der Schwabe auf fränkischem Boden ruht.

Die Wahl eines neuen Königs war diesmal wichtiger als je. In dem ersten Hohenstaufen sind viele menschliche Vorzüge zu Grabe getragen worden; seine Standhaftigkeit in Gefahren, seine ritterliche Tapferkeit, seine Milde und Güte gegen Besiegte wurden allgemein gepriesen, aber den großen Anforderungen, die das Weltregiment an ihn machte, war er nicht gewachsen. Viegsamer als sein Bruder Herzog Friedrich, dem ein mißgünstiges Geschick die Krone versagt hatte, wußte er die um ihn stürmenden Geister nicht zu meistern und das was dem Reiche not that mit klarem Blick und fester Hand durchzusetzen. Seit langer Zeit war das Kaisertum im Niedergange begriffen, es verblaßte der helle Glanz, den Heinrich III. der Krone verliehen hatte. Nach dem Hinscheiden des letzten Saliers, Heinrichs des Fünften, hatten die beiden folgenden Könige sich willig dem Machtgebote Roms gefügt, und wie Lothar die Bestätigung seiner Wahl vom Papst erlangte, so war auch Konrads Königskrone ein Geschenk der Kirche. Hatte doch Lothar nach seiner Kaiserkrönung in Rom sich dazu verstanden, die streitigen mathildischen Güter aus den Händen des Papstes als Lehen zu nehmen, und der römische Hochmut hatte dies später so gedeutet, als ob die Kaiserkrone selber ein Lehen des Papstes geworden sei. Auf einem Bilde im Lateran knieete der Kaiser huldigend vor dem Papste, der ihm die Krone überreichte; und als spräche das Gemälde nicht deutlich genug, fügte eine Inschrift in lateinischen Versen erklärend hinzu, daß der Kaiser ein Lehnsmann des Papstes geworden und von ihm die Krone empfangen habe. Nicht minder hatte nach der Wahl Konrads die deutsche Welt ein unwürdiges, früher nicht gekanntes Schauspiel, als der römische Legat an dem Neuwählten zu Aachen die Krö-

nung und Weihe vollzog. Und bei dieser Minderung der weltlichen Hoheit nahm die Verwirrung daheim und draußen zu; es zeigte sich so recht deutlich, daß, wenn dem deutschen Könige, dem ersten Fürsten des Abendlandes, die Macht zerbrach, die ganze Welt an den Folgen zu leiden habe. Italien war von den Alpen bis zur Südspitze wilden Zerrwürfnissen Preis gegeben, nicht besser sah es in Deutschland aus. Die innern Fehden vermochte der König nicht zu hemmen, ringsum trotzige Fürsten, die nach Vergrößerung ihrer Macht trachteten und mit Wehr und Waffen wider einander stritten. Verderblich insbesondere war der Kampf, welchen nun schon seit den Tagen Heinrichs des Vierten die beiden feindlichen Geschlechter der Welfen und der Staufeu mit einander führten. An ihren Streit knüpfte sich seit einem Menschenalter die deutsche Geschichte; die Regierung Lothars und Konrads war zumeist in diesen Kämpfen hingegangen, indem zunächst die Hohenstaufen, dann, als diese die deutsche Krone trugen, die Welfen als Reichsfeinde niedergerungen werden mußten. Alle Mittel der Ausöhnung waren versucht worden; mehr als einmal glaubte man durch Ehebündnisse die Fehde beizulegen, aber immer wieder klaste der Spalt auseinander und Aug' in Auge standen sich die Unversöhnlichen gegenüber. In diesem bitteren Hader waren König Konrad die Hände gebunden; er vermochte nicht die langgewünschte Romfahrt zu unternehmen, um sich selber die Kaiserkrone zu holen und Italien den Frieden zu geben; seine Regierung war eitel Mühjal und Ringen und noch seine letzten Tage vergingen ihm unter dem Waffengetöse der Welfen.

Die Sehnsucht nach einem starken Herrscher war allgemein im Volke; in berebter Ausführlichkeit spricht davon die um 1150 entstandene gereimte deutsche Kaiserchronik. Mehr als ein anderer fühlte das Bedürfnis nach einer Wandlung zum

Bessern der todfranke König. Sein ältester Sohn Heinrich, ein hoffnungsvoller Jüngling, war bald nach der Schlacht bei Flochberg, bekränzt mit dem Siegeslorbeer, gestorben, sein zweiter Sohn Friedrich war erst acht Jahre alt. Als nun Konrad auf dem Sterbelager lag, da mochte ihm das Bild Heinrichs des Vierten vor die Seele treten, der einst als sechsjähriger Knabe die Krone geerbt und den Fall des Kaisertums veranlaßt hatte; dessen eingedenk, übergab er seinem Neffen, Herzog Friedrich von Schwaben, die Reichskleinodien und empfahl ihn, nicht seinen unmündigen Sohn den Fürsten als Nachfolger. Was auch Schwächliches an Konrad gewesen sein mag, dies eine macht vieles wieder gut. Wie einst Konrad I. seinem Feinde Heinrich von Sachsen als dem Würdigsten die Krone zu bringen gebot, so stand auch Konrad dem Dritten des Reiches Wohlfahrt höher als das eigene Blut; und diesem hochherzigen Entschluß verdankte Deutschland einen seiner größten Kaiser. In blinder Parteinut war Herzog Friedrich II. um die Krone und Deutschland um einen großen König gekommen; nun fügte es sich in wunderbarer Verkettung der Geschehnisse, daß in dem Sohne des Verstoßenen dem Vaterland ein größerer Kaiser geschenkt wurde.

Friedrich I. Barbarossa wurde der langersehnte Retter aus der Not, der starke Hüter des Vaterlandes.

---



## Zweites Kapitel.

## Frieden im Reiche.

Friedrich, der Sohn des Herzogs Friedrich II. von Schwaben, war im Jahre 1122 geboren. Von seiner Erziehung und Jugendzeit wissen wir nichts; aber so wie er öffentlich hervortritt, sehen wir ihn mit allen edlen Vorzügen seiner Ahnen geschmückt. Besonders auf dem zweiten Kreuzzuge that er sich hervor. Des Heeres Ehre und Vorbild, zeigte er im Reime bereits alle die Eigenschaften, welche ihn später zu dem großen Herrscher und zu dem gefeierten Führer auf seinem Zug ins Morgenland gemacht haben. Mit furchtbarer Entschlossenheit trat er den arglistigen Griechen entgegen und bestrafte ihre Frevelthaten; auf dem unseligen Marsche durch die phrygischen Steppen, in welchen der größte Theil des deutschen Heeres verloren ging, hob er den Mut seiner Krieger; bei der Belagerung von Damascus glänzte er vor allen andern durch rühmliche Waffenthaten. — Aber ritterliche Tugend ist ein auszeichnendes Merkmal aller Hohenstaufen; ihm eigen ist ein Doppeltes.

Zunächst der klare, von kleinlichen Rücksichten nicht beirrte Blick, mit dem er die langdauernden Zerwürfnisse der beiden ihm verwandten Häuser betrachtet; er, dessen Vater ein Hohenstaufe, dessen Mutter Judith, die Tochter Heinrichs des Schwarzen, eine Welfin war, schien vom Schicksal ausersehen die blutige Fehde zu beenden, und er selber hat auch von seinem ersten Auftreten an alle seine Gedanken auf die Ausgleichung der feindlichen Geschlechter gerichtet. Seinem versöhnenden Rat ist es zu danken, daß König Konrad gegen den bei Flochberg geschlagenen Welf VI. nicht mit schweren Strafen vorging, sondern mit ihm und den schwäbischen Welfen einen dauernden

FRIEDRICH-BARBAROSSA.



Frieden abschloß. Mit diesem für jene erregten Zeiten wunderbar ruhigen Blick verband sich ein Zweites, was ihm gerade die Beilegung der innern Kämpfe so wünschenswert machte. Sein Auge hing mit Verhrung an jenen großen Kaisergestalten, die in Wahrheit die Schirmer und Schützer des Abendlandes gewesen waren; das Bild Karls des Großen und der Ottonen war lebendig in seiner Seele, und die nationale Macht, welche in den Bürgerkriegen zerbrochen war, neu aufzurichten, schien ihm des Kaisers wahrhaft würdige Aufgabe. Ob er sich selber von früh an als den Erneuerer der kaiserlichen Hoheit gedacht hat, ist nicht zu ermitteln; unwahrscheinlich aber ist es nicht in Zeiten, wo die Krone seit Heinrichs des Fünften Tode zwischen Welfen und Staufen wechselte; beim Hinscheiden Konrads stand jedenfalls der Entschluß in seiner Seele fest.

Alle Zeitgenossen berichten übereinstimmend von dem tiefen Eindruck, den seine Persönlichkeit auf sie machte. Er war von mittlerer Größe, wohlgebautem Wuchse, in Gang und Bewegung schnell, sein Auge hell und durchdringend, seine Stimme kräftig und laut, sein Haar blond, auf der Stirne gekräuselt, der Bart, der voll das Kinn umgab, rötlich, die Nase wohlgestaltet, die Lippen fein, die Zähne weiß. Die weiße, von jugendlichem Rot angehauchte Gesichtsfarbe erglühete öfter von Würde als von Zorn, das Angesicht erschien heiter, so daß stets ein Lächeln darauf zu liegen schien; es war die Heiterkeit der sich selbstbewußten Kraft, die über seine ganze Gestalt ausgegossen war. Meister seiner Leidenschaften, herablassend im Umgang, verstand er es die Menschen leicht an sich zu fesseln und bei seinem überaus glücklichen Gedächtnis konnte er die, welche er seit Jahren nicht gesehen hatte, als Bekannte wieder begrüßen. Bei seinem lebhaften Selbstgefühl war es bedenklich, das was er für Recht hielt zu verletzen; wenn er Widerstand zu überwinden hatte, zeigte er unerbittliche Strenge

und eine häufig bis zur Grausamkeit sich steigernde Härte. Groß war seine Beredsamkeit in der Muttersprache, das Lateinische konnte er besser verstehen als sprechen; die Schriften und Thaten der Alten durchforschte er mit Eifer. Nach seinem ersten Römerzuge, als er schon die Kaiserkrone trug, schrieb er seinem Oheim, dem Bischof Otto von Freising: „Deine Chronik habe ich mit Freuden empfangen; ich werde mich nach kriegerischen Anstrengungen bisweilen an derselben ergötzen und durch die herrlichen Thaten der Kaiser zu gleichen Tugenden anreizen; was ich selber vom Beginne meiner Regierung ausgeführt habe, theile ich Dir nach Deinem Wunsch in Kürze mit, obwohl meine Werke gegen die jener Männer gehalten mehr Schatten als Thaten zu nennen sind.“

Als König Konrad ihm die Reichskleinodien überliefert und zugleich seinen achtjährigen Sohn Friedrich seinem Schutz anvertraut hatte, war er fest entschlossen die Herrschaft zu ergreifen. Ähnlich hatte einst sein Vater gedacht, doch sein Ziel nicht erreicht. Jetzt aber waren die Zeiten andere geworden, Hoch und Niedrig erwartete von ihm, dem Hohenstaufen mit welfischem Blut, das Ende der Wirren, den Beginn besserer Zustände; er war, wie Otto von Freising sagt, der Eckstein, der die beiden auseinanderfallenden Häuser zusammenhalten sollte. Die bevorstehende Königswahl mußte entscheidend sein für des Reiches Zukunft.

Von diesem Gefühle befeelt, fanden sich die Reichsfürsten in großer Anzahl in Frankfurt ein, unter ihnen Heinrich der Löwe und Welf VI., wohl schon vorher durch große Versprechungen von Friedrich gewonnen, ferner Heinrichs Gegner Markgraf Albrecht von Brandenburg. Um jedem Eingriffe des Papstes zuvorzukommen, beeilte man sich mit der Königswahl, die bereits am fünften März 1152, nicht volle drei Wochen nach Konrads Tod, erfolgte. Und als nun der Herold in den

Straßen Frankfurts die Botschaft ausrief, daß Friedrich von Schwaben der erwählte König der Deutschen sei, da erscholl lauter Jubel durch die froh bewegte Stadt. Am folgenden Tage brach der neue König zur Krönung nach Aachen auf, in seinem Gefolge Heinrich der Löwe, Belf, Markgraf Albrecht und Herzog Matthias von Lothringen, dessen Gemahlin Judith die Schwester Friedrichs war. Man fuhr zu Schiff den Main und Rhein abwärts bis zur Pfalz Sinzig unterhalb Andernach; von da ging es zu Pferde weiter nach Aachen, wo eine ungeheure Menschenmenge des Zuges hartend zusammengeströmt war. Am Sonntag Laetare (9. März) setzte der Erzbischof Arnold von Köln, der insbesondere für diese Wahl thätig gewesen war, dem Könige die Krone auf und alles Volk stimmte ein in den Ruf: Heil Friedrich dem Ersten! Dann, als er im Schmucke der neuen Würde durch die Kirche hinschritt, fiel einer seiner Diener, den er als Herzog wegen schwerer Vergehen entlassen hatte, demütig bittend ihm zu Füßen. Aber Friedrich wies ihn von sich. Nicht aus Feindschaft, sprach er, sondern um der Gerechtigkeit willen habe ich dich verstoßen. Weder die Bitten der Umgebung, noch die Weihe des Augenblickes und das sonst jeden milder stimmende Glück vermochten seinen Spruch zu ändern. Es war ein bedeutsames Zeichen mitten im Festesjubel, was man von diesem unbeugsamen Könige zu erwarten habe.

Gleich am Tage nach seiner Krönung hielt Friedrich eine beratende Versammlung der Fürsten über die Lage des Reiches. Sein Lebensplan war die Errichtung eines starken Kaisertums, wie einst Karl der Große es besessen hatte; dazu aber erschien ihm die von Konrad oft versprochene, nie ausgeführte Romfahrt unerlässlich, um die Kaiserkrone zu erlangen und Deutschlands vorherrschende Stellung Italien und der Kirche gegenüber zu sichern. Am liebsten hätte er deshalb sogleich den Zug nach

Italien unternommen; auch rieten der Erzbischof von Köln und die andern anwesenden Bischöfe dringend zu nach Rom zu ziehen, um die päpstliche Herrschaft in der Stadt herzustellen und sich die Kaiserkrone zu gewinnen; aber durch die einmütige Ablehnung der weltlichen Fürsten ließ er sich bestimmen erst im eigenen Lande den Frieden zu sichern. So wurde der Zug bis auf weiteres verschoben, dagegen eine Gesandtschaft an den Papst beschlossen, welche die übliche Anzeige von der neuen Königswahl überbringen sollte. In dem von Abt Wibald entworfenen, sorgfältig erwogenen Begleitschreiben klingt das volle Bewußtsein der eigenen Kraft hindurch. Gleich im Eingange wird darauf hingewiesen, daß dem neuen Könige das Reich „von Gott“ übertragen sei; freilich erklärt sich der König bereit, die Kirche bei allen ihr zustehenden Rechten und Ehren zu erhalten, doch zugleich wird auch als Ziel des königlichen Strebens die Wiederherstellung des Reiches in alter Kraft und Herrlichkeit bezeichnet. Von einer Bestätigung der Wahl durch die Kirche ist in dem Schreiben nicht die Rede. In einer besondern Zuschrift an den Papst schildert Abt Wibald den neuen König. „Unser König“, schreibt er, „ist nach unserm Dafürhalten noch nicht 30 Jahre alt; er zeigte sich bisher scharfen Geistes, rasch im Entschluß, glücklich im Kriege, nach Gefahr und Ruhm begierig, nimmermehr ein Unbill duldbend, leutselig, freigebig und von glänzender Beredsamkeit in seiner Muttersprache. Gott mehre in ihm alle Tugenden, damit er Recht und Gerechtigkeit auf Erden übe.“

Nicht minder wichtig als die Romfahrt war die Ordnung der innern Zustände. Zunächst regelte Friedrich die staufische Hausmacht, indem er seinem jungen Vetter Friedrich, dem Sohne Konrads, das Herzogtum Schwaben übertrug, bis zur Mündigkeit des Knaben sich aber die Verfügung über das Herzogtum und die sonstigen reichen vom Vater ererbten Güter

vorbehielt. Alsdann galt es so gut wie möglich die welfischen Ansprüche zu befriedigen. Seinem Oheim Wolf VI. übergab er die Verwaltung der Mathildischen Güter und belehnte ihn gleichzeitig mit der Markgrafschaft Tuscan und dem Herzogtum Spoleto; seinem Vetter Heinrich dem Löwen hatte er bereits Ausichten auf das Herzogtum Bayern eröffnet, auf einem demnächst in Sachsen abzuhaltenden Reichstage gedachte er auch die Händel zwischen dem Markgrafen Albrecht und Herzog Heinrich zu schlichten.

In Merseburg hielt er im Pfingsten 1152 seinen ersten Reichstag ab. Hier erschienen die beiden dänischen Königsöhne Sven und Knud, welche seit sechs Jahren um die Krone ihres Heimatlandes gestritten und die Entscheidung des deutschen Königs angerufen hatten. Friedrich verlich Sven das Königreich Dänemark und zum Zeichen, daß der von ihm Ernannte und Gefrönte die deutsche Oberhoheit anerkenne, trug Sven im feierlichen Zuge bei der Pfingstprocession seinem Lehnsherrn das Reichsschwert voran. In dem gleichen Herrschergefühl belehnte Friedrich bei der zwiespältigen Erzbischofswahl in Magdeburg den Bischof Wichmann mit dem Erzstift, ohne die päpstliche Zustimmung und Weihe abzuwarten, und als später Gesandte Roms dagegen Einsprache erhoben, gebot ihnen Friedrich sofortige Rückkehr, denn er war fest entschlossen seine Investitur unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Seit Menschengedenken war ein solches Auftreten gegen die römische Kirche unerhört gewesen und noch nach Jahren rühmte sich der Kaiser dieses ersten Sieges. Der Papst, von Friedrichs Gesandten gedrängt, soll, wie man sich erzählt, den erzbischöflichen Mantel auf den Altar niedergelegt und Wichmann aufgefordert haben ihn aufzunehmen, wenn er glaube rechtmäßig gewählt worden zu sein; der Erzbischof habe anfangs geschwankt, bis seine Begleiter ungeduldig den Mantel ergriffen und ihm

denselben übergeben hätten. In Merseburg förderte Friedrich ferner die Ausöhnung der Welfen und der Staufen; zunächst freilich brachte er nur eine Ausgleichung mit den Zäringern zustande, welche den Welfen eng verschwägert waren. Eine von Konrad III. zugesagte, aber nicht ausgeführte Belehnung mit Burgund hatte die Mißstimmung der Zäringer noch gehalten; jetzt versprach Friedrich dem Herzog Berthold Burgund und Provence gegen die Zusage einer Kriegsmannschaft für den beabsichtigten italienischen Zug zu Lehen zu geben. Späterhin hat freilich der Kaiser nach seiner Vermählung mit der Erbin von Burgund die Länder für sich selber genommen und den Herzog Berthold durch schweizer Gebiete zu entschädigen gesucht, wodurch der Groll der Zäringer aufs neue geweckt wurde.

Der Ausgleich mit den Welfen selber ging nicht so rasch von statten, wie Friedrich es wünschte; zuviel trotziger Sinn mußte unter den königlichen Willen gebeugt werden. Vier Jahre vergingen, ehe er ans Ziel gelangte; standhaft weigerte sich der Oheim des Königs, Heinrich Jasomirgott, Bayern an Heinrich den Löwen abzutreten. Vergebens lud ihn Friedrich auf verschiedene Reichstage, er erschien nicht. So zog sich die Verhandlung bis ins dritte Jahr hin, schon nähete die Zeit, welche Friedrich für den Römerzug festgesetzt hatte, ohne daß eine Vereinbarung zustande kam. Als nun 1154 auf dem Reichstage zu Goslar Herzog Heinrich wiederum nicht erschienen war, wurde ihm durch das Urteil der Reichsfürsten das Herzogtum Bayern abgesprochen und dasselbe Heinrich dem Löwen übergeben. Endgiltig erledigt aber wurde der Streit erst nach dem italienischen Zuge, auf dem Reichstage zu Regensburg 1156. Heinrich Jasomirgott lagerte zwei Meilen vor der Stadt; zu ihm begab sich Friedrich, begleitet von allen Fürsten und Herren, und hier im Lager seines Oheims schloß er das Friedenswerk ab. Feiertlich übergab der Österreicher zum Bei-



chen seiner Verzichtleistung dem Kaiser die sieben Fahnen des Herzogthums Bayern; diese empfing aus des Kaisers Hand Heinrich der Löwe, welcher aber die Mark Österreich und die damit verbundenen bayrischen Lehen mit zwei Fahnen zurückgab. Die Mark wurde dann auf Beschluß der Fürsten zum Herzogtum erhoben und vom Kaiser mit zwei Fahnen seinem Oheim Heinrich Jasomirgott und seiner Gemahlin, der griechischen Theodora, verliehen, außerdem das Herzogtum mit außerordentlichen Vorrechten ausgestattet. Der österreichische Herzog war zu keinen andern Kriegsleistungen verpflichtet als in seiner unmittelbaren Nähe, in seinem ganzen Gebiete durfte keine Gerichtsbarkeit mehr geübt werden als von ihm selbst oder mit seiner Genehmigung. Das Land sollte außerdem nach Erbrecht auf des Herzogs Kinder übergehen, nicht auf die Söhne allein, sondern auch auf die Töchter, und wenn die ersten Empfänger ohne Erben starben, auf denjenigen, dem sie das Herzogtum bestimmen würden. Dem Kaiser blieb somit nichts als die Förmlichkeit der Belehnung; Österreich war von der Oberhoheit des Reiches so gut wie losgelöst.

Ogleich Friedrich durch die Ertheilung dieser Vorrechte des Reiches Hoheit geschmälert hatte, so war doch andrerseits ein Großes gewonnen; durch die Ausöhnung der Welfen und Hohenstaufen war der innere Friede gesichert, eine klaffende Wunde, an der Deutschland so lange geblutet, hatte sich endlich geschlossen. Den Frieden des Reiches zu befestigen, war der Kaiser unablässig bemüht und noch kurz vor dem regensburger Reichstage hatte er gezeigt, mit welcher unbeugsamen Strenge er die Friedenstörer zu bestrafen mußte. Lange Zeit hatte eine verderbliche Fehde gewüthet zwischen dem Erzbischof Arnolt von Mainz und Hermann von Stahleß, dem Pfalzgrafen am Rhein; den Streit zu schlichten, entbot der Kaiser die Fürsten nach Worms und da sie beide des Friedens-

bruches schuldig befunden wurden, so wurde die entehrende Strafe des Hundetragens über sie verhängt, die sogenannte Harnescharre, die schon in der Sachsenzeit vielfach angewandt worden war. Der Pfalzgraf und zehn schuldig gesprochene Grafen mußten sich bequemen, barfuß im strengsten Winter — es war die Weihnachtszeit — mit einem Hund auf dem Arm eine Meile weit in schimpflicher Proceßion dahinzuziehen; dem Erzbischof Arnold wurde nur aus Rücksicht auf sein hohes Alter und seinen geistlichen Stand die Strafe aus Gnaden erlassen. Das Strafgericht zu Worms, welches zeigte, daß der Kaiser auch der Höchsten nicht schonte, wenn Frieden und Recht geknickt wurde, verbreitete einen heilsamen Schrecken; allmählich nahmen die Fehden und Gewaltthaten ab; denn der Kaiser war mit Wort und That geschäftig den Landfrieden zu sichern. Manche Burg und Zufluchtstätte der Friedbrecher hat er zerstört und wenn die Übelthäter in seine Hand fielen, sie mit rücksichtsloser Strenge bestraft. Wahrscheinlich in diese Zeit fällt sein Edikt, worin er bis ins Einzelne hinein Strafbestimmungen gegen Friedbrecher festsetzt und es für seine Kaiserpflcht erklärt, alle göttlichen und menschlichen Rechte in Kraft zu erhalten und zu schützen. In jenen rauhen Zeiten mußte sich der Segen eines starken Kaiserwillens bald fühlbar machen; besonders daß die Welfenfehde beendet war, preisen die Geschichtschreiber mit den lebendigsten Worten. „Von jenem Tage an bis auf die Gegenwart“, sagt Otto von Freising, „lächelt dem Reiche diesseits der Alpen lieblicher Friede, so daß Friedrich nicht bloß Kaiser und Mehrer des Reiches, sondern mit Recht auch Vater des Vaterlandes genannt wird.“ Und ähnlich Ragewin, der Fortsetzer von Ottos Geschichtswerk: „Das ganze Land befand sich in einer ungewöhnlichen und seit langer Zeit ungekannten Ruhe; ein solcher Friede war in Deutschland, daß die Menschen verwandelt, das Land ein

anderes geworden, ja der Himmel selber milder und freundlicher schien." Friedrich selber hatte das volle Gefühl von dem Werte dieser Friedensarbeiten; in einem Schreiben an den König von England (1157) und einem etwas späteren an Ludwig von Frankreich nennt er sich den Friedespender (Pacificus) und preist die Zeiten seiner Herrschaft wegen der geordneten Verhältnisse glücklich. Offenbar hat er bei dem Friedespender an die Deutung seines Namens Friedrich gedacht.

Noch ehe Friedrich nach jahrelangem Mühen den Frieden im Reiche aufrichtete, hatte sich auch sein sehnlicher Wunsch nach Italien zu ziehen verwirklicht. Immer mächtiger trat die Mahnung an diesen Zug an ihn heran. In Ulm und später in Würzburg waren lombardische Herren vor ihm erschienen, die sich von ihm ihre Vorrechte bestätigen ließen; unter ihnen auch der Graf Guido von Vianrate, an welchem der König einen einflußreichen Freund gewann; selbst apulische Flüchtlinge fanden sich ein, die unter Thränen um die Zurückführung in ihre Heimat baten. Bereits 1152 hatten die deutschen Fürsten zu Würzburg ihre Bereitwilligkeit zum Römerzug erklärt, der auf den ersten Oktober des Jahres 1154 festgesetzt wurde. In Konstanz war dann im März 1153 mit dem Papst Eugen ein Vertrag abgeschlossen worden, in welchem Friedrich die aufrührerischen Römer dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen und den Normannenkönig in Apulien zu bekämpfen versprach; dagegen gelobte der Papst, wenn Friedrich nach Rom komme, ihn zum Kaiser zu krönen. Auf dem konstanzer Reichstage bot sich dem König ein ungewöhnliches Schauspiel, das seinen Eifer noch mehr stachelte. Zwei Bürger von Lodi, schwere Kreuze auf den Schultern tragend, warfen sich ihm flehend zu Füßen und erhoben Anklage gegen die Mailänder. Diese hatten im Jahre 1111 die Stadt zerstört und die Bürger gezwun-

gen sich in mehreren offenen Flecken in der Umgegend anzusiedeln; in dem größten derselben war ein Wochenmarkt errichtet worden, der bald zu solcher Bedeutung gelangte, daß die eifersüchtigen Mailänder denselben verboten. Friedrich versprach Abhülfe und schickte einen Gesandten nach Mailand; doch als der deutsche Abgeordnete in der mailänder Versammlung erschien, zerriß man das königliche Schreiben und kaum rettete der Bote sein Leben vor der leidenschaftlichen Aufregung der stolzen Bürger, die jede deutsche Einmischung mit Entrüstung von sich wiesen. Es war die höchste Zeit, des Reiches Oberhoheit neu aufzurichten.

Drei Monate später — im Oktober 1154 — brach Friedrich mit den auf dem Lechfelde bei Augsburg gesammelten Scharen nach Italien auf. Das Heer war nicht groß, es zählte nur 1800 Ritter; doch rechnete der König auf die Unterstützung der mit Mailand verfeindeten Lombarden und bei einem weiteren Kriege gegen die Normannen auf einen Bund mit Griechenland, wohin er noch vor seinem Abzuge eine Gesandtschaft geschickt hatte. Zu den mächtigsten weltlichen Fürsten, die ihn begleiteten, gehörten Heinrich der Löwe, Berthold von Zähringen, Herzog Heinrich von Kärnthen und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, des Reiches Bannerträger. Über den Brenner an der Etsch entlang zog man in das italische Land.

Es war ein verhängnisvoller Zug, zu welchem Friedrich aufbrach.

---

## Drittes Kapitel.

## Der erste Römerzug.

Italien bot damals das Bild trostloser Verwirrung dar.

Im Süden der Halbinsel war ein Normannenstaat herangewachsen, der auf den Besitz des italischen Bodens kein höheres Recht geltend zu machen wußte als das der Eroberung und der Waffen. Als die Normannen zuerst in Unteritalien sich ansiedelten, war es noch immer eine griechische Provinz, hie und da hineingestreut longobardische Fürstentümer, theils unabhängig, theils im losen Verbande zur griechischen Oberhoheit, unter ihnen die angesehensten Benevent und Capua. Daneben saßen die Araber im Lande und auch die Kirche von Rom hatte hier manche Besitzungen. In der an Fürstentümern und Nationalitäten buntgemischten Landschaft erhoben sich zahlreich die Raubburgen der Normannen und weit verbreitete sich der Schrecken vor den Waffen der nordischen Abenteuerer, die bald im Dienste der Griechen, bald gegen sie kämpften, bald von der Kirche gebannt wegen ihrer Räubereien an heiligem Gut, doch wieder zu Gnaden angenommen, gegen die Araber zogen und als Streiter des heiligen Petrus den Halbmond mit dem Kreuze verdrängten. Kern der späteren Herrschaft wurde die Grafschaft Aversa, welche der Normanne Rainulf im Anfang des elften Jahrhunderts von dem Herzog Sergius von Neapel für wichtige Dienste zu Lehen erhielt; die Bestätigung dieser Schenkung durch Konrad II. machte die Normannen zu Lehnsleuten des deutschen Reiches. In der Mitte des elften Jahrhunderts folgten neue kriegs- und beutelustige Scharen aus der Normandie, geführt von den Söhnen des alten Tancred von Hauteville, keiner von ihnen kühner und schlauer als

Robert mit dem Beinamen Guiscard d. h. Schlaupopf, der seine Herrschaft in der italischen Südspitze ausdehnte und unbekümmert um den päpstlichen Bann auch an den Gütern der römischen Kirche sich vergriff. Stolz nannte er sich Herzog von Apulien und Calabrien, auf die Kraft seines Armes und das Glück seiner Waffen vertrauend, während sein jüngster Bruder, der tapfere Roger, den Arabern die Insel Sicilien mit der Hauptstadt Palermo entriß. Als nun Papst Gregor VII. im Kampfe mit Heinrich dem Vierten nach Streichern der Kirche sich umsah, söhnte er sich mit dem kühnen Abenteurer aus, hob den gegen Robert Guiscard ausgesprochenen Bann auf und bestätigte ihn in seinem eroberten Besitze von Apulien und Calabrien, wogegen der Normannenfürst dem Papst den Eid der Lehnstreue leistete und ihm Hilfe gegen die Feinde Roms gelobte. Aber es war ein furchtbarer Lehnsmann, den die Kirche in ihren Dienst nahm; freilich rettete er den Papst, der sich vor den Deutschen in die Engelsburg eingeschlossen hatte, vor der Gefangenschaft und zwang die Deutschen zum Abzug; aber als er mit seinem Heer von Normannen und Muselmännern in das erstürmte Rom einzog, begann eine Verwüstung, wie sie die ewige Stadt seit den Tagen der Vandalen nicht gesehen hatte. Einen Aufstand der Bürger zu bewältigen, ließ er Brandfackeln in die Stadt werfen; viele Römer wurden niedergemetzelt, mehrere tausend, mit Stricken gebunden, von den Muselmännern ins Normannenlager geschleppt, Kinder und Jünglinge wie das Vieh verkauft. Mit dem Strick und dem entblößten Schwert um den Hals knieten die Unglücklichen vor dem grausamen Herzog, bis sie endlich sein Erbarmen erlangten. Mit den wilden Siegern verließ auch der Papst die Stadt, in der er sich nicht sicher fühlte; es war ein seltsamer Zug, das Haupt der Christenheit im Schwarme der Sarazenen und Normannen. Als Robert Guiscards Haus zu Ende ging, ver-

einigte seines Bruders Sohn Roger II. Unteritalien mit Sicilien, erlangte vom Papst die Königskrone und trat als König von Neapel und Sicilien in den Lehnssdienst der Kirche. Umsonst hatte Kaiser Lothar während seines zweiten Römerzuges die Rechte des Reiches auf Unteritalien zur Geltung zu bringen gesucht; der Normanne kümmerte sich weder um den deutschen Kaiser, noch um den Papst, dazu war er mit den Griechen längst im offenen Kriege begriffen. Im Jahre 1154 starb Roger und hinterließ die Herrschaft auf beiden Seiten der sicilischen Meerenge seinem Sohne Wilhelm, der eine Ausöhnung mit Rom versuchte, dann, vom Papste Hadrian zurückgewiesen, ein Heer aussandte mit dem Befehl, Benevent zu besetzen und von Campanien aus gegen Rom vorzudringen.

Rom war seit langer Zeit der Herd heftiger Kämpfe gewesen; schon 1143 hatte die Bürgerschaft dem Adel das städtische Regiment entzogen und eine von einem bürgerlichen Senat geleitete Republik eingerichtet. Als Papst Lucius sich mit dem Adel verband, entzog ein Volksbeschluß dem Haupte der Christenheit jede weltliche Gewalt; vergeblich versuchte Lucius mit Hilfe des Adels das Kapitol zu erstürmen, von einem Steinwurfe beim Sturme getroffen, starb er wenige Tage nachher; als sein Nachfolger Eugen III. ebenfalls die revolutionäre Bewegung zu bekämpfen versuchte, ward er aus der Stadt vertrieben, die gerade damals durch einen kühnen Prediger nur noch mehr erregt wurde. Arnold von Brescia hatte schon früher mit hinreißender Beredsamkeit darauf hingewiesen, daß der vielfach gerügten Unsitte der Geistlichen nur gewehrt werden könne, wenn sie den irdischen Besitz von sich thäten und zur Einfachheit und freiwilligen Armut der apostolischen Zeiten zurückkehrten. Erlangte diese Ansicht den Sieg, so war es nicht allein um den Güterbesitz der Geistlichen, sondern auch um die weltliche Herrschaft des Papstes geschehen. Selbstver-

ständig schleuderte deshalb die Kirche ihren Bannfluch gegen den gefährlichen Reformator, der nun lange umherwanderte, bis er in Rom eine geeignete Stätte der Wirksamkeit fand und hier, als Führer der Bewegung, seine Sturmpredigten gegen die Geistlichkeit fortsetzte und über die Herrlichkeit der antiken römischen Republik glühende Reden hielt. Weder Eugen III., noch sein Nachfolger, der milde Anastasius, hatten den Sturm zu beschwichtigen vermocht und sehnüchzig ausgesehen nach der Hilfe des deutschen Königs. Sie waren darüber hingestorben, ehe etwas Entscheidendes geschah. Nun war Hadrian IV. am 4. Dezember 1154 das Oberhaupt der Kirche geworden, ein Mann von seltener Kraft und in der Schule des Lebens vielfach geprüft. Sohn eines angelsächsischen Geistlichen aus St. Albans in England, war Nikolaus Breakspear früh sich selber überlassen worden und hatte wandernd und bettelnd sein Leben geübt, bis er im St. Rufuskloster bei Avignon Aufnahme gefunden. Bei seiner ungewöhnlichen Begabung war er rasch emporgestiegen; von Eugen III. zum Kardinal ernannt worden, hatte als päpstlicher Legat ein neues Erzbistum in Drontheim gegründet und wurde 1154 nach Anastasius' Tode zum Papst erwählt, der einzige Engländer, der je auf St. Peters Stuhl gesessen hat. Äußerlich sanftmütig und leidenschaftslos, besaß er einen unbeugsamen Willen und große Zähigkeit; ein Sieg der bedrängten Kirche schien ihm unzweifelhaft, wenn man festhielt an den Grundsätzen Gregors VII. Den Römern trat er sofort mit eiserner Strenge entgegen; er verweigerte nicht nur die Anerkennung des demokratischen Senats, sondern forderte auch die Entfernung Arnolds von Brescia aus Rom. Als bei den sich nun erhebenden stürmischen Auftritten ein Kardinal tödlich verwundet wurde, sprach der thatkräftige Papst das Interdict über Rom aus, was noch keiner seiner Vorgänger gewagt hatte: es verstummte das feierliche Geläute der



Glocken, kein Gottesdienst wurde in der verfluchten Stadt abgehalten, keine Messe gelesen, kein Sakrament gereicht, kein Toter in geweihter Erde bestattet. Dazu nahete das Osterfest und unheimlich ging das Gerüde durch die Menge, daß das Fest des Auferstandenen ohne Feier an der Hauptstadt der Christenheit vorübergehen werde. Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag ertrug man den Fluch, dann beugte sich das Volk dem geistlichen Nachtgebot. Arnold von Brescia wurde aus der Stadt verwiesen, dann der Bannfluch von Rom genommen. Unter dem Zujuchzen des Volkes hielt der Papst seinen feierlichen Einzug von der Leostadt in den Lateran; eine dauernde Änderung der Zustände aber war erst von der Mithilfe des deutschen Königs zu erwarten, der bereits auf italischem Boden stand.

Im Norden Italiens waren die lombardischen Städte zu fast selbständigen Gemeinwesen herangewachsen; vergessen schien in den unruhigen Zeiten Heinrichs des Vierten und seiner Nachfolger die Herrschaft deutscher Kaiser, die seit Otto dem Großen hier geboten hatten, und unaufhaltsam hatten sich die Keime eines freien Bürgertums entwickelt. An der Spitze der Stadtgemeinden standen Konsuln, die vom Volke gewählt waren, neben ihnen ein Bürgerausschuß zu besonderen Beratungen und eine Volksversammlung oder Parlamentum, in welchem die Gesamtheit der Bürger vertreten war. Der Blick auf diese aufwachsende Bürgermacht ist ein belebender, vielfach wohlthuernder. In den verworrenen Zuständen jener Zeit boten die Mauern der Städte Schutz und Sicherheit; hinter ihnen entwickelten sich Kunst und Gewerbe, Wohlhabenheit und Fülle des Lebens, mit der Macht wuchs der Sinn der Unabhängigkeit und Freiheit, das patriotische Gefühl der Bewohner; hinter den Ringmauern regte sich eine streitbare Mannschaft, die, wenn es not that, nach den Bezirken um ein Banner geschart, die

Freiheit ihrer Stadt verteidigte oder zum Angriff ins Feld zog. Und doch brachte hier in Italien die aufblühende Bürgerfreiheit zunächst wenig Segen; denn bald begann ein eifersüchtiges Ringen der Städte unter einander um die Vorherrschaft, das zu unablässigen Kämpfen, zu Plünderungszügen, zu Mord und Totschlag der Stammesgenossen, zur Verwüstung und Einäscherung blühender Ortschaften führte; und besonders das große und starke Mailand, welches nach der Führung trachtete, übte auf die Nachbarstädte einen harten, unwillig ertragenen Druck aus.

Und in dies Land der Zwietracht, das vom Fuße der Alpen bis zur Südspitze mannigfach gespalten war, zog nun ein deutscher König mit dem festen Entschluß, die von Gott gebotene Ordnung aufrecht zu erhalten. In sich trug er das Bild Karls des Großen, ihm nachzustreben galt ihm als seines Lebens Inhalt und Ziel. Nach den Anschauungen des Mittelalters war der römische Kaiser der höchste weltliche Machthaber und der Schirmer der Christenheit, der, von Gott eingesetzt, den Frieden auf Erden sichern sollte; in Friedrich Barbarossa tritt uns diese Idee in Fleisch und Blut verkörpert entgegen. Jeder Eingriff in seine Herrschergewalt erschien ihm als Frevel, denn sie stammte von Gott; die kaiserliche Oberhoheit aufzurichten und die Ordnung in der römischen Kirche herzustellen, war der Gedanke, der den nach Italien Ziehenden befeelte. Bei seinem selbstherrlichen Sinne fehlte ihm das Verständniß für die aufgeblühete demokratische Saat der Lombardenstädte, für dies mit einer gewissen Naturnotwendigkeit sich entwickelnde Bürgertum, das sich wohl unterdrücken, nicht erdrücken ließ. So entspann sich gleich bei seinem Kommen ein Kampf, der später eine immer größere Ausdehnung erlangte, ein Kampf zwischen dem unumschränkten Königtum, das von Gott seine Krone hat und deshalb unbedingte Unterwerfung unter seinen

Willen fordert, und andrerseits der aufstrebenden bürgerlichen Freiheit, die dem fremdherrlichen Gebot sich nicht fügen will. Und was man auch von dem Druck und der Willkür der italienischen Städte gegen ihre Nachbarn sagen mag, ein Großes war es doch, was sie zum ausdauernden Kampfe begeisterte: sie stritten für ihre Nationalität gegen den Ansturm Fremder, die ihnen als Barbaren erschienen. Als sich dann später die Kirche diese stürmenden italienischen Geister zu eigen zu machen weiß und an der Spitze der stolzen selbstbewußten Republiken den Kampf gegen den deutschen Herrscher aufnimmt, muß der Kaiser trotz aller Heldenkraft den unüberwindlichen Mächten weichen. So gleichen Barbarossas Kämpfe einer großartigen Tragödie, deren Exposition der erste Römerzug ist.

Nach einer kurzen Rast am Gardasee hielt König Friedrich in der weiten ronalischen Ebene zwischen Piacenza und Cremona eine Heerschau ab, wie es die Salier bei ihren Zügen nach Italien zu thun gewohnt gewesen waren. Auf hoher Stange hing vor dem Königszelte der Reichsschild und der Herold rief öffentlich die Namen derer, die ein Reichslehen trugen, damit sie in der nächsten Nacht bei dem Könige die Ehrenwache hielten; alle die, welche diese Ehrenpflicht nicht erfüllten und beim Aufruf am nächsten Morgen nicht erschienen, wurden ihrer Lehen für verlustig erklärt. Gleichen Dienst forderten dann wieder die Fürsten von ihren Vasallen. Alsdann saß der König zu Gericht und nahm die Beschwerden der lombardischen Großen und Städte entgegen; Wilhelm von Montferrat erhob schwere Klage über den Troß der Bewohner von Chiari und Asti, die Konsuln von Como, Lodi und Pavia baten um Schutz gegen Mailands Tyrannei. Vergebens versuchten die Abgeordneten Mailands den Zorn des Königs zu beschwichtigen und boten 4000 Mark Silber als Buße. Er wies das Geld zurück und bestand darauf, daß sie die von

ihnen zerstörten Städte Lodi und Como wiederherstellten. Die Mailänder konnten sich nicht dazu verstehen und da sie trotz wiederholter Vorladung keine Abgeordneten mehr schickten, sprach Friedrich über die ungehorsame Stadt die Reichsacht aus. Nachdem er dann Chiari und Asti mit Feuer verwüstet hatte, wandte er sich gegen Tortona, eine Stadt, die treu zu Mailand hielt. Gegen die Bewohner derselben war von den Pavesen Klage erhoben worden und sie hatten sich, wiederholt vorgeladen, dem königlichen Gericht nicht gestellt; als sie auch trotz der über sie verhängten Reichsacht und der angedrohten Zerstörung ihrer Stadt nicht erschienen, da beschloß Friedrich die Vernichtung Tortonas; das Strafgericht, das er über die widerspenstige zu Stadt verhängen gedachte, sollte zugleich ein schreckendes Mahnzeichen für Mailand sein.

Tortona am Abhange der ligurischen Alpen schaute mit seiner steilen Felsenburg trotzig in die lombardische Ebene hinein; der obere Teil der Stadt lag auf jäh abschüssigem Gestein, durch Mauern und Türme noch künstlich befestigt. An der am leichtesten zu ersteigenden Stelle deckte der „rote Turm des Tarquinius“ den Zugang, so genannt, weil er aus roten Backsteinen erbaut war und noch aus der Zeit des letzten römischen Königs herkommen sollte. Die untere Stadt, von einem Bache durchflossen, war ebenfalls mit Türmen und Mauern versehen; sie fiel beim ersten Anlauf Herzog Heinrich und seinen Sachsen in die Hände, mit Mühe retteten sich beim einbrechenden Dunkel der Nacht die Verteidiger in die Burg hinauf. Hier lag die gesamte Einwohnerschaft zusammengedrängt, mit ihr hundert Schwerbewaffnete und zweihundert Bogenschützen, welche noch vor dem Eintreffen der Deutschen die Mailänder nach Tortona geworfen hatten. Mit dem Mute der Verzweiflung wehrten sich die Belagerten; sie sahen was ihnen bevorstand, denn vor ihren Augen hatte der König einen Galgen errichten

lassen, an dem einzelne Gefangene, welche den Deutschen in die Hände fielen, zum warnenden Beispiel aufgeknüpft wurden. Wie mit eisernem Ring umschlossen, sollten die Bürger allmählich durch Mangel an Wasser und Nahrung zur Übergabe gebracht werden; im Westen lagerte der König, im Süden hatte Heinrich der Löwe die untere Stadt besetzt, in welcher der hindurchfließende Bach mit Mauertrümmern verschüttet wurde, im Norden und Osten hielt die Heerschar von Pavia die Wache. Bald machte sich der Wassermangel bemerklich, und in täglichen Verzweiflungskämpfen stritten die Eingeschlossenen um den Brunnen, der auf der Seite der Pavesen lag, bis auch in diesen der König, um das Wasser ungenießbar zu machen, die Leichen der Erschlagenen und Fackeln von Pech und Schwefel hineinwerfen ließ. Zugleich waren die Belagerungsmaschinen in ununterbrochener Thätigkeit, den roten Turm suchte man durch unterirdische Gänge zu untergraben, doch wehrten dies die Bürger durch Gegenminen glücklich ab. Aus dieser Zeit meldet der alte Geschichtschreiber Otto von Freising die mannhafteste That eines deutschen Reithnedes. Müde der lange sich hinziehenden Belagerung, wollte er den Waffengefährten zeigen wie die Burg zu ersteigen sei. Mit Schild und Schwert bewaffnet, hieb er mit einer kleinen Art Steige in den Felsen beim roten Turm und stieg unter den Geschossen, die von beiden Seiten prasselten, bis an den Fuß des Turmes, erlegte hier einen Bewaffneten und kam unverletzt ins Lager zurück. Der König wollte ihn für diese wackere That zum Ritter machen; doch der schlichte Krieger erwiderte, er sei ein gemeiner Mann und wolle in seinem Stande bleiben, der seinen Wünschen genüge. Reich beschenkt ging er in sein Zelt.

Als das Osterfest nahte, gewährte der König den Belagerten eine viertägige Waffenruhe, um die Tage des Leidens und Auferstehens des Herrn feiern zu können. Am Karfreitag

erschien ein langer Zug von Geistlichen aus der Stadt in Festgewändern, mit Kreuzen und Weihrauchgefäßen, um die Gnade des Königs für die Bürger zu erflehen oder, wenn er sie diesen nicht gewähren wolle, doch ihrer, der am Kampfe Unschuldigen, sich zu erbarmen. Friedrich wies sie, ohne ihre Bitte zu erhören, von sich und begann nach Ablauf der bewilligten Frist den Kampf aufs neue, der noch vierzehn Tage sich hinzog, bis die Kraft der Bürger zusammenbrach. Am 63. Tage der Belagerung übergaben sie die Burg; den Bewohnern gestattete Friedrich in seiner Großmut freien Abzug, die Stadt aber wurde verbrannt und von Grund aus zerstört.

Noch rauchten die wüsten Trümmer, als der König nach der reichstreuern Stadt Pavia zog, wo die Straßen mit Teppichen behangen waren und weißgekleidete Jungfrauen Blumen streuten. Hier wurde er in der Michaeliskirche mit der eisernen Krone der Lombarde gekrönt, am 17. April, und drei Tage lang dauerten die glänzenden Festlichkeiten. Dann brach er auf, um in Rom die verworrenen Verhältnisse zu lösen; der Schrecken, den die Zerstörung Tortonas verbreitet hatte, bahnte ihm dahin den Weg, ohne daß er auf einen Widerstand stieß.

Beim Herannahen Friedrichs verließ Papst Hadrian die kaum beruhigte Stadt und sandte von Siena aus drei Kardinäle an den König ab, welche als Preis für die beabsichtigte Kaiserkrönung die Auslieferung des Predigers Arnold von Brescia forderten. Derselbe hatte, aus Rom vertrieben und mit dem Banne beladen, Zuflucht und Schutz bei den Grafen Visconti gefunden, welche ihn wie einen Heiligen verehrten. Friedrich, dem jede revolutionäre Bewegung ein Greuel war, bewilligte unbedenklich die Forderung; er ließ einen der Visconti ergreifen und so lange gefangen halten, bis die Auslieferung Arnolds erfolgte, der dann den päpstlichen Legaten

überantwortet wurde. Auch im Übrigen war der König dem Papste zu Willen, die geforderte Sicherheit seiner Person und Rechte wurde feierlichst gewährleistet. In Gegenwart der Fürsten und Kardinäle schwur ein vornehmer Ritter im Namen des Königs auf das Kreuz und das Evangelium, daß „er dem Papste und den Kardinälen Leib und Leben erhalten, sie nicht hinterlistig gefangen nehmen, vielmehr getreulich beschützen, überhaupt den bereits früher mit der Kirche abgeschlossenen Vertrag unverletzt erhalten wolle.“

Nun erst erfolgte die Zusammenkunft der beiden Häupter der Christenheit in der Nähe von Sutri; fast wäre das sorgsam vorbereitete Einverständniß der beiden an einer äußerlichen Förmlichkeit wieder gescheitert. Als der Papst, von allen seinen Kardinälen umgeben, auf einem Zelter reitend vor dem königlichen Zelt erschien, weigerte sich Friedrich den Bügel seines Pferdes zu führen und dem Absteigenden den Bügel zu halten, wie es seit Kaiser Heinrich V. Sitte gewesen war. Er würde es schlecht machen, meinte der stolze König; er verstehe den Dienst eines Stallknechtes nicht. Erst nach heftigen Auseinandersetzungen, wobei ältere Fürsten seines Gefolges die Ansprüche des Papstes vertraten und geschichtliche Nachweise für diesen Ehrendienst vorbrachten, bequeme er sich dazu. So führte denn in einer zweiten Zusammenkunft der deutsche König des einstigen Bettelknaben Pferd am Bügel im Angesichte des ganzen Heeres wohl einen Steinwurf weit, hielt ihm darauf beim Absteigen den Bügel und empfing von ihm als Zeichen der Versöhnung den bisher verweigerten Friedensfuß. Gemeinschaftlich setzten die beiden nun den Weg nach Rom fort.

Entgegen kam eine römische Gesandtschaft, welche dem Könige von Seiten des Senates und Volkes die Kaiserkrone anbieten sollte, dagegen die Forderung stellte, daß er die republikanischen Gesetze und Rechte aufrecht erhalte, die Stadt gegen

jede Kränkung schütze und für die Ausrufung des Kaisers auf dem Kapitol 5000 Mark zahle. Friedrich, dem es ein Frevel erschien die Krone von Gottes Gnaden aus den Händen eines aufrührerischen Volkes zu empfangen, fiel den Gesandten mit stolzer Abfertigung ins Wort. „Verkaufen wollt ihr mir was mir gehört“, rief er; „ich bin nicht da Bedingungen anzunehmen, der Fürst hat dem Volke Gesetze zu geben, nicht von ihm zu empfangen. Ich bin der gesetzliche Besitzer von Rom; entweder vermag es die Keule dem Herkules! Noch ist die Macht der Franken ungeschwächt wie zur Zeit, als Karl und Otto euer Reich eroberten. Was für Gesetze wollt ihr haben als die deutschen, was für ein Recht außer dem meinigen? was für eine höhere Freiheit könnte euch zu teil werden als eurem Könige zu dienen?“ — Die Gesandten brachen nach dieser Erklärung die weiteren Verhandlungen ab und kehrten nach Rom zurück.

Um jede Störung bei der Krönungsfeierlichkeit zu beseitigen, beschloß der König vorher die Leo-Vorstadt mit der Engelsburg und der Peterskirche, die im Besitze des Papstes war, zu besetzen. Die Krönung war auf Sonnabend den 18. Juni bestimmt; in der Nacht vorher führte der Kardinal Oktavian tausend deutsche Ritter durch das kleine Thor zwischen der Engelsburg und St. Peter in die Vorstadt; die Thore der vom linken Tiberufer her führenden Petersbrücke wurden geschlossen, dadurch dem Volke die Zugänge in die Vorstadt gesperrt, in der Umgebung der Peterskirche Truppen aufgestellt. In der Frühe des 18. Juni brach dann der Papst mit seinen Kardinälen und sonstigen geistlichen Würdenträgern auf, um den König in Empfang zu nehmen; noch vor acht Uhr erschien Friedrich selber mit glänzendem Gefolge in der Leostadt, legte hier die für die Kaiserkrönung übliche Tracht an und nun ging es in feierlichem Zuge nach der beim Petersdom gelegenen



Kirche St. Maria in Turri, wo der König vor dem Papste den herkömmlichen Kaiserschwur leistete. Er lautete: „Ich verspreche und gelobe vor Gott und dem heiligen Petrus, daß ich ein Schutzherr und Verteidiger der römischen Kirche in allen ihren Angelegenheiten nach allem meinen Wissen und Vermögen unter Gottes Beistand sein werde.“ In St. Peter vollzog sich dann die feierliche Krönung. Als der König durch die silberne Pforte in die Kirche trat, sprach der Bischof von Alba am Eingange den Segen über ihn, dasselbe geschah durch den Bischof von Porto in der Mitte der Kirche. Hierauf kniete der König in der unterirdischen Gruft, der Ruhestätte des heiligen Petrus und Paulus, in inbrünstigem Gebet und wurde beim Verlassen des Apostelgrabes von dem Bischof von Ostia mit dem heiligen Öle gesalbt; nach feierlicher Messe schmückte ihn dann der Papst vor dem Altar mit der kaiserlichen Krone und dem Scepter und umgürtete ihn mit dem Schwerte Sanct Peters. Da erscholl laut der Jubelruf: „Heil und Glück dem großen Kaiser Friedrich dem Ersten!“ Das Hochamt, bei dem der neue Kaiser zur Rechten des Papstes auf einem einige Stufen tiefer befindlichen Throne saß, schloß die feierliche Handlung. Während der Papst im vaticanischen Palaste blieb, ging der Festzug wieder zurück ins Lager vor der Stadt, alle zu Fuß, nur der Kaiser zu Pferde, mit der Krone auf dem Haupt und dem Kaisermantel um die Schultern; auch sein Pferd war mit Purpur bedeckt, Sattel und Zaum glänzten von Gold und Edelstein, das Stirnband strahlte von einem herrlichen Karfunkel.

Inzwischen drang das Gerücht, daß Friedrich von dem Papste zum Kaiser gekrönt wäre, zu dem auf dem Kapitol versammelten Volke. Ingrimme ergriff die Menge, welche die höchste Würde ohne Zuthun der Römer verteilt und sich zugleich um den Krönungssold getäuscht sah. Bewaffnet und unbewaffnet drängten sich die Haufen nach der Petersbrücke, sprengten

die Thore und durchzogen lärmend die Leostadt, wobei zwei von den zurückgebliebenen Kriegsknechten des Kaisers getödet, mehrere Kardinäle mißhandelt wurden. Als der wüste Lärmen ins deutsche Lager drang, sprengte der Kaiser sofort mit seinen Rittern voran, voll Besorgnis, daß die wütende Menge sich an dem Papst und den Kardinälen vergriffen habe. Als bald erhob sich ein heftiger Kampf; besonders in der Nähe der Engelsburg und bei den Fischteichen des Janiculum wurde hitzig gestritten. Den ganzen Nachmittag wogte das Gefecht, bis Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen den Römern in den Rücken fiel und ihnen den Rückweg in die eigentliche Stadt zu sperren drohete. Da stürzte alles in eifertiger Flucht nach der Tiberbrücke zurück, ihnen nach die wütenden Deutschen; das Gewühl wurde entseßlich, als die Fliehenden oder die Zurückgebliebenen das auf der Brücke befindliche eiserne Thor schlossen und dadurch viele rettungslos preisgaben, denn nun war nur die Wahl gelassen zwischen dem Sprung in die Tiber und den Schwertern der dreinhauenden Verfolger. Auf tausend Mann belief sich der Verlust der Römer, nur zweihundert von ihnen waren gefangen, achthundert tot oder verwundet. So war der Krönungstag im blutigen Waffenspiel zu Ende gegangen; Friedrich hatte gleichsam seine Kaiserkrone sich ertämpft.

In diese bewegten Zeiten fällt auch das Ende des großen Volkstribunen Arnold von Brescia; doch weichen die Angaben über seinen Ausgang von einander ab. Sowohl der Todestag als der Ort seiner Hinrichtung ist unbekannt; daß er in Rom gestorben ist, wie man allgemein annimmt, ist höchst unwahrscheinlich, man wird den gefährlichen Mann in der Stille abgethan haben, da ein öffentliches Schauspiel der Hinrichtung die Erregung der Menge noch vergrößert haben würde. Aber mag nun Arnold durch Privatrache des von ihm verletzten römischen Stadtpräfekten Pierleoni umgekommen sein oder nicht,

so viel steht fest, daß die Volksstimme seinen Tod dem Papst und dem Kaiser zuschob und daß dieser Glaube die herrschende Erbitterung nur noch vermehrte.

Bereits am 19. Juni brach das Heer auf, da bei seiner Schwäche an eine Erstürmung Roms nicht zu denken war; mit ihm ging auch der Papst, der nicht in der unruhigen Stadt zurückzubleiben wagte. Bei der steigenden Sommerhitze machte der Kaiser längere Rast in den Albanerbergen, dann zog er weiter und willig brachten die Städte und Ortschaften das verlangte Fodrum dar. Das Fodrum (das Wort ist aus dem deutschen „Futter“ entstanden) war die bei der Romfahrt der Kaiser übliche Beisteuer der Italiener für den Unterhalt des Heeres. Nur Spoleto zeigte sich widerspenstig. Die Stadt, welche 800 Pfund zahlen sollte, lieferte die Summe nicht vollständig und zum theil in falscher Münze; auch hatte sie einen kaiserlichen Abgesandten gefangen genommen und ungeachtet ernstester Aufforderung nicht wieder frei gegeben. Da brach der Kaiser gegen die ungehorsame Stadt auf, wieder gab es ein Strafgericht zu vollziehen. Die Bürger wagten es ihm entgegenzutreten; aber in einem mehrstündigen Gefechte warf der Kaiser sie zurück und drang mit den Fliehenden zugleich in die Ringmauern ein; bei der Erstürmung der hochgelegenen Burg that er es allen andern zuvor und setzte sich den größten Gefahren aus. So fiel Spoleto am 27. Juli, und nun wiederholte sich das oft gesehene graufige Schauspiel: die reiche Stadt wurde geplündert, dann durch Feuer zerstört.

Als sich hierauf das Heer an der Küste des adriatischen Meeres in erfrischender Seeluft lagerte, traten verlockend griechische Gesandte an den Kaiser heran, die ihn aufforderten im Verein mit den Griechen einen Zug nach Apulien zu machen. Die Gelegenheit war günstig, denn das Land war in Aufruhr, seitdem Papst Hadrian den Bann gegen den sicilischen König

geschleudert hatte. Auch war dieser Normannenzug des Kaisers sehnlichster Wunsch, zudem dem Papste versprochen. Aber die deutschen Fürsten widersetzten sich: das Jahr des angelobten Kriegsdienstes ging zu Ende, das Heer war erschöpft und zusammenengeschmolzen, immer glühender sengte die Sommerhitze. So gab der Kaiser mit schwerem Herzen die Kriegsgedanken auf und entließ in Ancona das Reichsheer, das nun auf verschiedenen Wegen nach Hause eilte; mit einer auserlesenen Mannschaft zog er selber in Begleitung Heinrichs des Löwen, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und anderer Großen durch das Gebiet von Bologna und Mantua rückwärts nach dem Etschthal.

Aber selbst die Heimkehr mußte mit den Waffen erstritten werden. Als das Heer in der Nähe von Verona auf einer Schiffbrücke über die Etsch ging, versuchten die Bewohner der Stadt, angeblich auf Betrieb der Mailänder, durch mächtige Balken und Flöße, welche sie den Fluß hinabtreiben ließen, die schlecht gezimmerte Brücke zu zertrümmern. Nur mit Mühe entging man dieser „Mausefalle“, wie Otto von Freising sich ausdrückt, dann ging es in dem immer mehr sich verengenden Etschthale aufwärts, eingeklemmt zwischen steil sich erhebenden Felsen, an dem in der Tiefe wildbrausenden Strom entlang; da sperrte plötzlich an der schmalsten Stelle der Veroneser Klause eine auf schroffer Höhe liegende Burg den Weg. Ein Veroneser Edler, Ritter Alberich, mit einer Schar verwegener Raubgesellen lag darin und weigerte den Durchzug; nur wenn jeder Ritter den Panzer oder das Pferd und der Kaiser überdies eine Geldsumme entrichte, wolle man sie durchlassen. Als der Kaiser dies hörte, rief er: „die Bedingung ist hart, daß der Kaiser dem Räuber Tribut zahlen soll.“ Doch was sollte er thun? wohin sich wenden? durch den Fluß gehn, der in der Tiefe brausend nicht zu durchwaten war? oder umkehren nach

Verona? Aber auch hier hatten die Veronesen mittlerweile die an den Fußpfad tretenden Felsen besetzt und den Rückweg gesperrt. Also vorwärts! mit dem Schwerte mußte man sich die Straße bahnen. Man legte das Gepäck ab, Zelte wurden aufgeschlagen, als wolle man hier die Nachtruhe halten; zugleich mußten alle sich waffnen. In der Begleitung des Kaisers waren zwei Veroneser Ritter, die ihm die letzte Möglichkeit der Rettung zeigten. „Siehst du“, sagten sie, „jenen Felsen, welcher über die Burg hereinhängt und furchtbar schroff neben Abgründen aufsteigt? Wird er nicht von ihnen besetzt gehalten und können die Deinen ihn unbemerkt ersteigen, so ist die Burg in deiner Gewalt.“ Zweihundert auserlesene wohlbewaffnete Männer unter Führung des Bannerträgers Otto von Wittelsbach versuchten das kühne Wagnis. Durch pfadloses Waldgestrüpp und Gebirg, über Schluchten und schroffes Gestein gelangte die Schar endlich am Fuße des Felsen an, aber wie mit dem Schwerte senkrecht abgeschnitten ragte dieser empor und bot keine Gelegenheit zum Heransteigen. Doch die Not macht erfinderisch; der eine klettert auf die Schultern des andern, auf diesen wieder ein dritter, so in vielfach sich wiederholendem halbsbrecherischen Versuch gelangt man auf den ersten Absatz; dann verbindet man die langen Lanzen wie zu einer Leiter, auf der man die letzte Höhe erklimmt. Oben angelangt, entfaltete Otto von Wittelsbach das Reichsbanner und dem lauten Freudenruf von der Höhe antwortete Waffengeklirr und Siegesgeschrei der unten Harrenden. Voll Entsetzen sehen die Räuber, welchen jener Felsen für alle Sterblichen unersteiglich und nur den Vögeln erreichbar erschienen war, von oben und von unten sich bedrängt; ein Entrinnen war unmöglich, viele zerschmetterten beim Versuche der Flucht an dem zackigen Gestein, die meisten würgte das deutsche Schwert. Nur zwölf mit ihrem Hauptmann Alberich wurden gefangen. Sie wurden

sämmtlich am Galgen aufgehängt; ein Franzose, der sich unter ihnen befand und auf sein flehentliches Bitten vom Kaiser begnadigt wurde, mußte den Henkersdienst an seinen Gefährten verrichten. — So erzählt Otto von Freising.

Ohne weitere Fährlichkeit gelangte der Kaiser ins Vaterland zurück.

### Viertes Kapitel.

#### Aufsteigendes Unwetter.

Daß der kaum beendigte Zug nur des Kampfes Anfang gewesen sei, war dem Kaiser schon bei seiner Rückkehr nach Deutschland klar. Unbezwungen standen die großen Städte Oberitaliens, unbezwungen vor allen das mächtige Mailand, welches sofort nach Friedrichs Abzug die Anhänger des Reiches bedrängte. Auch der Papst grollte, denn weder waren von dem neuen Kaiser die aufrührerischen Römer der päpstlichen Botmäßigkeit unterworfen, noch der versprochene Zug gegen den Normannenkönig unternommen worden. Um diesen unruhigen Nachbar von seinem Gebiete fern zu halten, schloß Hadrian mit ihm den Frieden von Benevent 1157, in welchem der Normanne als päpstlicher Lehnsmann Treue schwur, dafür aber in allen seinen Besitzungen bestätigt wurde. Zugleich vermittelte der sicilische König den Frieden zwischen dem Papst und den Römern, so daß Hadrian wieder in seinen Palast nach Rom zurückkehrte; es war freilich eine wenig Erfolg verheißende Ausöhnung, denn nach wie vor hielt der Senat seine Sitzungen auf dem Kapitol.

Friedrichs Aufenthalt in Deutschland war gleichsam nur eine Rüstung für einen neuen Römerzug; alle seine Maßregeln hatten dies Endziel. Deshalb betrieb er die Aussöhnung mit den Welfen, und besonders Heinrich den Löwen, in welchem er die Hauptstütze seiner Pläne sah, überschüttete er mit immer neuen Vorrechten; deshalb versprach er dem Herzog Wladislaw von Böhmen die Königskrone, wenn dieser ihn auf dem bevorstehenden Zuge nach Italien mit aller Macht unterstütze.

Ein Sonnenblick in diesen Friedens- und Kriegsmühen war des Kaisers Vermählung mit Beatrix, der Erbin von Burgund, im Pfingsten 1156. Friedrich war vorher bereits mit Abela, der Tochter des Markgrafen von Boburg vermählt gewesen; die kinderlose Ehe war von anfang an eine unglückliche und im Jahre 1153 zu Konstanz unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandtschaft getrennt worden. Längere Zeit dachte der Kaiser dann an eine Verbindung mit einer kaiserlichen Prinzessin von Byzanz, aber da das Zaudern am griechischen Hofe kein Ende nahm, so bot er der burgundischen Erbin die Hand, und die schöne Fürstin hat mit Freuden sich dem geliebten ritterlichen Manne zu eigen gegeben. Ein italienischer Zeitgenosse hat sie uns geschildert. Sie war von mittlerer Größe, von zierlichem Wuchs, das Haar glänzend wie Gold, das Gesicht anmutig, der Mund klein, die Zähne weiß, die Augen hell und freundlich, ihre Mienen gewinnend; sie trug sich aufrecht, war bescheiden in ihrem Benehmen, züchtig in Reden und wohlunterrichtet in den Wissenschaften. Nach ihrer Krönung in Worms war am folgenden Tage (den 10. Juni) die festliche Hochzeitsfeier in Würzburg; seit diesem Tage hat die liebreizende Burgunderin mit ihren freundlichen Augen und ihrem goldblonden Haar, in Zucht und Sitte ein frommes Weib, eine Beglückende, wie ihr Name Beatrix sagt,

und zugleich Beglückte, an ihrem Gemahl gehangen und an allen seinen Sorgen und Geschäften teil genommen. Immer hat sie in den Schranken, die dem Weibe gezogen sind, sich gehalten, nie einen schädlichen Einfluß auf die Regierung des Reiches geübt; freilich wäre dies auch einer anders gearteten Kaiserin nicht möglich gewesen, denn es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß ein Einfluß der Frauen auf Friedrichs Regiment sich fast gar nicht bemerkbar macht und daß von frühern Kaisern sich nur Heinrich V. in ähnlicher Weise weiblichen Einwirkungen entzogen hat.

Wie durch diese Vermählung des Kaisers Hausmacht sich über Hochburgund bis tief in die Provence hin ausdehnte, so hob sich auch sonst noch die Hohenstaufenmacht zu stolzem Fluge. Als Pfalzgraf Hermann bei Rhein, niedergedrückt durch die beschimpfende Strafe, welche der Kaiser über ihn zu Worms verhängt hatte, im September 1156 gestorben war, verließ Friedrich die Pfalzgrafenwürde an seinen Halbbruder Konrad, der nun mit seinem staufischen Hausgute die neuen rheinischen Erwerbungen verband und so den Grund zu der mächtigen Rheinpfalz legte, später auch der Gründer Heidelbergs geworden ist. In jenen Zeiten wurde ebenfalls die lang vernachlässigte Lehnshoheit des Reiches über ein widerspenstiges Nachbarland neu aufgerichtet. Unerledigt war noch immer seit Konrad III. die Streitfrage mit Polen, dessen Herzog nun schon seit elf Jahren dem Reiche Tribut und Gehorsam verweigert hatte. Durch einen Heereszug gegen ihn wurde er 1157 zur Unterwerfung gezwungen; mit bloßen Füßen und mit dem Schwert um den Nacken demütigte sich Herzog Boleslaw vor dem Kaiser und verpflichtete sich zu der nahen italienischen Heeresfahrt eine reifige Mannschaft zu stellen. Ein glänzendes Bild deutscher Macht bot der Reichstag zu Würzburg im September 1157, wo der Kaiser seinen dreizehnjährigen Vetter Friedrich durch



die Schwertungürtung wehrhaft machte und ihm das Herzogtum Schwaben übergab, welches er als Vormund des Knaben bis dahin verwaltet hatte. Hier erschienen Gesandte aus Griechenland, Italien, Burgund, Ungarn und England; besonders der junge König Heinrich II. von England floß über von Versicherungen der Ergebenheit. Seine Gesandten überbrachten wertvolle Geschenke, worunter ein kostbares Zelt allgemeine Bewunderung erregte; in dem Begleitschreiben heißt es: „Zwischen uns und unsern Völkern soll eine unlösbare Liebes- und Friedensgemeinschaft sein, ein ungehemmter Verkehr; Euch aber als dem Höhergestellten soll das Befehlen zufallen, an dem Willen zu gehorchen wird es mir nicht fehlen.“ Das thatkräftige Regiment des Kaisers im Innern hatte auch nach Außen hin das Ansehen des Reiches gehoben; wieder wie zu den Zeiten der kraftvollsten Herrscher zeigte es sich, daß Deutschland die führende Macht des Abendlandes war. Wenn es gelang, durch Bewältigung der Lombarden die italienischen Zustände zu ordnen, so war der erste entscheidende Schritt zur Weltherrschaft gethan.

Ein unermüdlicher Förderer der deutschen Kaiserpolitik war Friedrichs Kanzler Reinald von Dassel, einem Grafengeschlecht entsprossen, das am rechten Weserufer reiche Güter besaß. Eine westfälische Kernnatur schon der äußeren Erscheinung nach, von festem, gedrungenem Körperbau, frischer Gesichtsfarbe, blondem Haar, war Reinald durch einen seltenen Verein geistiger Vorzüge berufen, in jenen Zeiten der Wiederaufrichtung des Reiches eine große Rolle zu spielen; die in ihm wogende Kraftfülle mußte er besonnen und vorsichtig zu zügeln, immer des vorgesteckten Zieles eingedenk, für das er in entscheidenden Augenblicken mit rücksichtsloser Kühnheit seine ganze Persönlichkeit einsetzte. Seine Thätigkeit in den Geschäften war unermüdlich, seine Thatkraft geradezu unzerreibbar, dabei entwickelte er eine

so außerordentliche Beredsamkeit, daß man ihn mit Cicero zu vergleichen pflegte. Als jüngerer Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, war er früh Propst von Hilbesheim, Münster und Goslar geworden; aber alle seine Fähigkeiten und Neigungen wiesen ihn in die politische Laufbahn und sehr bald wurde Friedrich auf den ehrgeizigen talentvollen Mann aufmerksam, den er vielfach zu staatsmännischen Geschäften benutzte, bis er ihn im Mai 1156 zu seinem Kanzler ernannte. In dieser hohen Stellung entfaltete Reinald, der vollständig Friedrichs Anschauung von einem weltbeherrschenden Kaisertum teilte, seine ungemeine Fähigkeiten und bis zu seinem Tode im Jahre 1168 leitete er mit bewundernswerter Kraft und Umsicht die Geschicke des Reiches. Wie auch seine Gegner und Reider den großen Mann herabzuziehen versucht haben, den Ruhm vermochte weder die Mitwelt noch die nachfolgende Zeit ihm zu rauben, daß er ein nationalgefinnter Staatsmann war und daß seines Wirkens Ziel auf den Aufbau eines in sich gefestigten und von starker Kaiserhand geleiteten Reiches ging.

Die Verwicklung mit Italien wurde immer bedrohlicher, als im Oktober 1157 der grollende Papst einen unter den salbungsvollsten Worten versteckten Angriff gegen den Kaiser richtete.

Der Erzbischof von Lund in Schweden war auf der Heimkehr von Rom auf burgundischem Boden von Rittern überfallen, ausgeplündert und gefangen weggeschleppt worden, ohne daß der Kaiser, der den deutschfeindlichen Priester haßte, die Freilassung des Gefangenen bewirkt und die Übeltäter bestraft hatte. Darüber Beschwerde zu führen, erschien im Oktober 1157 auf dem Reichstage zu Besançon eine päpstliche Gesandtschaft: der Kardinallegat Roland, der Kanzler der römischen Kirche, ein Mann, der berufen war in dem großen Hohenstaufendrama eine hervorragende Rolle zu spielen, ihm beigeiselt der Kardinal Bern-

hard von Sanct Clemens. Schon die Anrede Rolands an den Kaiser, der die Gesandten gleich nach ihrer Ankunft in einer abgelegenen Kapelle empfing, mußte befremden. „Euch grüßen“, sprach er, „der Papst unser Herr als Vater, die römischen Kardinäle als Brüder.“ Am folgenden Tage überreichte er dann in der Versammlung der Fürsten das päpstliche Schreiben, ein Schreiben seltsamen Inhalts, welches von dem Kanzler Reinald aus dem Lateinischen übersetzt und den Anwesenden vorgelesen wurde. Der Kaiser, hieß es darin, wisse das Schwert, das ihm durch Gottes Gnade zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen anvertraut sei, nicht gebührend zu gebrauchen; er möge bedenken, was die heilige Kirche für ihn gethan und wie willig sie ihm die Kaiserkrone übertragen habe. Auch bereue der Papst dies nicht, selbst wenn er ihm noch größere Beneficien verliehen hätte, was freilich unmöglich wäre; nun aber würde der Kaiser durch die Einflüsterungen eines Menschen der Untraut säe verführt, die an dem Erzbischof begangene Unthat für gering zu achten. Der Kanzler Reinald, der mit dem Untraut säenden Menschen gemeint war, übersetzte das Wort Beneficium (zu deutsch) Wohlthat, mit „Lehen“, was auch die gewöhnliche Bedeutung des Wortes im mittelalterlichen Latein ist. Danach also erklärte der Papst die Kaiserkrone für ein päpstliches Lehen, und unwillkürlich mochte man dabei an jenes Bild im Lateran denken, auf welchem Kaiser Lothar knieend als Lehnsmann des Papstes abgebildet und in der Unterschrift als solcher bezeichnet war. Das Bild hing noch immer im Audienzsaal des päpstlichen Palastes, obgleich Friedrich dringend die Entfernung desselben gefordert und der Papst sie auch zugesagt hatte. Nun in der erregten Versammlung scheute sich der Cardinal Roland nicht, offen von der Unterordnung des Kaisers zu sprechen. „Von wem hat denn der Kaiser seine Würde“, rief er, „wenn nicht vom Papste,

dem Herrn?“ Bei diesen Worten des unerschrockenen Legaten brach der Unwille der Fürsten laut hervor; Pfalzgraf Otto von Wittelsbach sprang mit gezücktem Schwert auf den Sprecher zu und würde ihn niedergestoßen haben, hätte nicht der Kaiser selber ihn daran gehindert. Der Kanzler Reinald geleitete auf Friedrichs Geheiß die Gesandten in ihre Herberge zurück, um sie vor den Wutausbrüchen der Menge zu schützen; am nächsten Morgen in der Frühe mußten sie die Stadt verlassen, mit dem Befehl unverzüglich nach Rom zurückzukehren „gerades Wegs, ohne rechts oder links abzuweichen.“ Alsdann erließ der Kaiser ein Rundschreiben, in welchem er den Anlaß der drohenden Spaltung zwischen Kirche und Reich dem Papste zuwies, dem Haupte der heiligen Kirche, welcher doch Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt habe. „Da das Königtum und Kaisertum“, heißt es am Schlusse, „unser ist durch die Wahl der Fürsten von Gott allein und da der Apostel Petrus gelehret hat: fürchtet Gott, ehret den König, so ist jeder, der behauptet, daß wir die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen haben, ein Feind der göttlichen Ordnung und der Lehre des Apostels, und der Lüge schuldig.“ Und nun der kraftvolle Zuruf an die Fürsten: „Wir hoffen, ihr duldet es nicht, daß die Ehre des Kaisertums durch eine so unerhörte Neuerung, durch eine so hoffärtige Anmaßung gemindert werde. Wir wenigstens wollen lieber in die Gefahr des Todes uns stürzen als einen solchen Schimpf auf uns nehmen.“

Die Ansprache fand den lautesten Wiederhall in aller Herzen, und wie die Fürsten, so standen auch die deutschen Bischöfe einmütig zum Kaiser, der sich ebenfalls der Geistlichkeit gegenüber in einer ausführlichen Zuschrift über die Vorfälle in Besançon ausgesprochen hatte. Der Kaiser erklärte darin, daß er gern dem heiligen Vater die schuldige Ehrfurcht erweise, daß

aber die kaiserliche Krone frei sei und er sie nur göttlicher Gnade verdanke. Die Königskrönung komme dem Erzbischof von Köln, die Kaiserkrönung dem Papste zu; alle weiteren Ansprüche der Kirche seien vom Übersfluß und vom Übel. In Rom habe Gott die Kirche durch das Reich erhöht; jetzt versuche in Rom die Kirche — sicherlich nicht nach Gottes Willen — das Reich zu erniedrigen; mit einem Bilde habe sie angefangen, von dem Bilde sei es zu Schriften gekommen und jetzt solle die Schrift zur That werden. Er werde das niemals dulden; lieber wolle er die Krone niederlegen, ehe er seine Zustimmung dazu gebe, daß sie zugleich mit ihm erniedrigt werde. In einem maßvollen, aber mit großer Bestimmtheit ausgedrückten Gesuch an den Papst sprachen sich die deutschen Bischöfe dahin aus, daß der heilige Vater möglichst bald den Unwillen des Kaisers, ihres Herrn, zu beschwichtigen versuche; das ganze Reich sei in Aufregung über die Worte des päpstlichen Schreibens, weder der Kaiser noch die Fürsten hätten sie ruhig hinnehmen können, und auch sie — die Bischöfe — vermöchten sie nicht zu verteidigen oder zu billigen, da sie unerhört seien bis auf diese Stunde.

Die männliche Sprache verfehlte nicht in Rom Eindruck zu machen. Die Zeiten, in welchen die deutschen Könige durch demütigende Unterordnung unter den Willen der römischen Kirche sich Macht und Glanz zu verschaffen suchten, waren vorüber, und mit Erstaunen sah man, daß in fünf Jahren eines kraftvollen Regiments als edelste Blüte das deutsche Nationalgefühl erwachsen sei. Es war Zeit einzulenkten, wenn selbst die Geistlichkeit mit solcher Entschiedenheit gegen das geistliche Oberhaupt auf die Seite des Kaisers sich stellte. Zur Ausöhnung riet auch der mächtige Reichsfürst Heinrich der Löwe, und so entschloß sich denn der Papst — freilich mit schwerem Herzen — die notwendigen Schritte zur Beilegung des Streites zu thun.

Als Friedrich bereits damit beschäftigt war, sein Heer in der Ebene von Augsburg zum Zuge gegen Italien zu sammeln, erschien eine päpstliche Gesandtschaft, die den Kaiser als ihren „Herrn“, als „den Herrscher Roms und des Erdkreises“ begrüßte und ein versöhnliches Schreiben des Papstes überreichte. Der Papst sprach darin seine Verwunderung aus, daß der Kaiser sich so sehr durch das Wort *Beneficium* habe aufregen lassen; der Papst habe dabei gar nicht an ein „Lehen“ gedacht, sondern nur an die Handlung des Aufsetzens der Kaiserkrone und diese Handlung eine wohlthätige genannt. Das Wort *Beneficium* sei also verkehrt gedeutet worden und bezeichne Wohlthat. Er bäte um eine wohlwollende Aufnahme seiner Gesandten, damit der Friede zwischen Kirche und Reich so befestigt werden könne, daß kein Same der Zwietracht mehr übrig bleibe. Der Kaiser nahm die Friedensboten freundlich auf und entließ sie mit reichen Geschenken nach Italien.

So war die drohende Wetterwolke, welche von Rom her am deutschen Himmel emporgestiegen, für diesmal gefahrlos wieder herabgesunken.

Aber eine schwere Aufgabe blieb noch zu lösen übrig, und seit Jahren war des Kaisers Sinnen und Trachten darauf gerichtet gewesen. Immer noch war Mailand unbezwungen und hatte auch die Aufforderung des Kaisers sich zu fügen unbeachtet gelassen. Im Jahre 1156 waren freilich kaiserliche Gesandte von den Mailändern ehrenvoll empfangen worden, aber die Belästigungen der Nachbarn dieselben geblieben. Wie um dem Kaiser zu trosten hatten die Mailänder das zerstörte Tortona neu erbaut und als die Stadt errichtet war, gab Mailand an Tortona eine eherne Posaune, zum Zeichen, daß nun das wieder freie Volk zur Versammlung gerufen werden könne; eine weiße Fahne mit rotem Kreuz, darin Sonne und Mond gewirkt war, und das neue Wappen, welches Mailand und

Tortona neben einander abgebildet darstellte, sollte den brüderlichen Bund beider Städte bezeugen. Vergebens hatte Pavia versucht den Bau zu stören, ja zeitweilig mußte es sich sogar einem Mailänder Vorsteher fügen, und als Lodi, hart bedrängt, die Oberhoheit Mailands anzuerkennen versprach, aber nur unter dem Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser, wurden die unglücklichen Bewohner zur Auswanderung gezwungen, ihre Wohnsitze verwüstet und in Brand gesteckt. Zugleich sicherte sich Mailand gegen den drohenden Heranzug des Kaisers; mit Piacenza und Brescia schloß es einen Waffenbund, das mailändische Gebiet, das sich bis zum Po, Ticino und zur Adda ausgedehnt hatte, ward durch neu angelegte feste Plätze geschützt und der Übergang über die Flüsse durch sperrende Schanzen gedeckt. So vorbereitet, erwartete man den Zusammenstoß mit den Feinden.

Friedrich seinerseits war fest entschlossen, diesmal nicht eher abzulassen als bis der Trotz der Lombarthen gebrochen war. Nach der Abweisung seiner Gesandten in Mailand berief er im März 1157 einen Reichstag nach Fulda, wo die Fürsten einem Zuge gegen die widerspenstige Stadt beistimmten. Acht Tage nach Pfingsten 1158 sollte das Heer aufbrechen, zu dessen Sammelplatz Ulm bestimmt, nachher aber Augsburg genommen wurde. Ein kaiserliches Schreiben forderte auch die abwesenden Fürsten zur Heerfahrt auf. „Da der Hochmut der Mailänder,“ schrieb der Kaiser an Bischof Otto von Freising, „sich schon lange gegen das römische Reich erhoben hat und jetzt mit Gewalt ganz Italien zu verwirren und seiner Herrschaft zu unterwerfen sucht, wollen wir, auf daß solche Reckheit zu unserer Zeit nicht ungestraft bleibe und das ruchlose Volk nicht unsere Macht an sich reiße oder beschimpfe, mannhaft dem Schicksal entgegentreten und zur Vernichtung der Mailänder die ganze Kraft unsres Reiches aufbieten.“ Im Anfang des Jahres 1158

hatte er seinen Kanzler Reinald und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach nach Italien vorausgesandt, um dem Heere die Wege zu bahnen und die Kaiserstreuen zu ermutigen.

Pfalzgraf Otto, aus dem uralten Geschlechte der Speiern, hatte sich aufs innigste an den Kaiser angeschlossen, der mit Niemandem vertrauteren Verkehr hatte als mit ihm. Wie Reinald der Staatsmann, so war Otto der Kriegermann des Kaisers, der Mann der raschen That. Groß gewachsen, von festen, gedrunghenen Gliedern, das Haupt von schwarzen Locken umwallt, zeigte er sich als Schrecken seiner Gegner, unermülich im Kampfe, kühn im Angriff, vorsichtig und ausdauernd in der Abwehr. Nie hat er müßig seitwärts gestanden, wenn es galt in den zahllosen Kämpfen des Kaisers das Schwert zu ziehen. Als Bannerträger des Reiches rettete er durch sein kühnes Wagnis in der Veroneser Klausen Kaiser und Heer, und auch jetzt wieder that er sich durch seine Entschlossenheit in Italien hervor. Verona huldigte aufs neue, Ancona und Ravenna traten auf die kaiserliche Seite; mit der republikanischen Partei in Rom knüpfte Reinald Unterhandlungen an, mehr und mehr wurde der Papst, dem man nicht traute, eingeengt. Die griechischen Gesandten, welche die italienischen Küstenstädte am adriatischen Meere mit Gewalt oder List für Griechenland zu gewinnen hofften, wurden durch des Pfalzgrafen mannhafte Auftreten gezwungen unverrichteter Sache nach Konstantinopel zurückzukehren.

Mittlerweile hatte Friedrich alles zu der großen Heerfahrt zugerüstet. Um Pfingsten 1158 sammelten sich nach des Kaisers Gebot die buntgemischten Scharen im Lager vor Augsburg: Deutsche, Böhmen, Polen, Ungarn, ein stattliches Heer, dessen Zahl uns freilich nicht genau überliefert ist, aber jedenfalls auf 10000 Ritter und mit den Knappen und mit dem ganzen Troß auf 50000 Mann geschätzt werden darf. Kein deutscher



Kaiser hatte bis jezt ein größeres Heer über die Alpen geführt; aber auch um keinen größern Kampfspreis war bisher gestritten worden. In dem nun beginnenden Waffenspiele mußte es sich entscheiden, ob das Kaisertum, das von Gott selber seine Oberherrlichkeit herleitete, oder die aufstrebende Bürgermacht den Sieg davon tragen werde.

---

### Sünstes Kapitel.

#### Mailand demüthigt sich.

In breiter Front überstieg das deutsche Heer die Alpen; im Osten zogen die Herzöge von Osterreich und Kärnthén über Friaul nach Verona, Berthold von Zähringen ging mit den Burgundern und Lothringern über den großen St. Bernhard, die Franken und Schwaben wandten sich nach dem Comersee, Friedrich selber mit der Hauptmasse des Heeres rückte durch Tirol über den Brennerpaß nach Verona und dem Gardasee; in seinem glänzenden Gefolge von geistlichen und weltlichen Fürsten befanden sich die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Magdeburg, viele Bischöfe und Äbte, außer dem getreuen Wittelsbacher sein Vetter Friedrich von Schwaben, sein Halbbruder Pfalzgraf Konrad, ferner der Landgraf Ludwig von Thüringen; Heinrich der Löwe war auf dessen dringende Bitte in Deutschland zurückgeblieben, obgleich dem Kaiser gerade dieser Waffengefährte vom ersten Römerzuge her lieb sein mußte. In der Vorhut des kaiserlichen Heeres, über den Brennerpaß voran, zog der tapfere König Wladislaw mit seinen gefürchteten Böhmen, welche plündernd und verwüstend überall hin Schrecken verbreiteten. Mit Schauern erzählten

sich die Bewohner Oberitaliens, daß die wilden Völker, welche der Kaiser herbeiführe, von Menschenfleisch sich nährten und Blut tranken. Brescia, das sich mit Mailand verbündet hatte, beugte sich dem Ansturm und wurde vom Kaiser zu Gnaden angenommen. Im Gebiete der Stadt, in der Ebene des Oglio, sammelten sich die von verschiedenen Seiten herandrückenden Kriegermassen; hier stießen auch die italienischen Bundesgenossen — 15000 Ritter außer dem Fußvolk — zum Heer, das nun über 100000 Mann betragen haben soll. Die vielfach zusammengewürfelten Scharen zu zügeln und an Zucht und Ordnung zu binden, erließ der Kaiser noch im Lager am Oglio ein Kriegsgefeß, welches uns von dem Fortsetzer der freisingischen Chronik überliefert worden ist und beweist, mit welcher Strenge man gegen Übelthäter damals zu verfahren pflegte. Wer einen andern bei einer Streitigkeit verwundete, sollte die Hand verlieren, wer einen tötete, wieder getötet werden. Ein strenges Verbot war auch gegen den Aufenthalt der Weiber im Lager gerichtet. Wer ein Weib bei sich hatte, verlor seine Rüstung und wurde vom Heer ausgeschlossen, dem Weibe aber ward die Nase abgeschnitten. Das Lagergefeß, dem damals in Deutschland üblichen Landfrieden nachgebildet, wurde von den Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten durch Handschlag bekräftigt und allen Übertretern des Friedens auch geistliche Strafe angedroht. Alsdann hielt der Kaiser an das versammelte Heer eine Ansprache, worin alle zu treuer Pflichterfüllung und zur Vermeidung von Grausamkeiten aufgefordert wurden; der Krieg sei ein gerechter, denn er sei gegen eine Stadt gerichtet, welche sich gegen ihren gesetzlichen Herrscher empört und ihre italienischen Landsleute von den heimischen Sitzen vertrieben habe. In vieltausendstimmigem Zuruf antwortete das Heer und forderte den Ausbruch gegen die feindliche Stadt.

Ehe der Kaiser den Angriff begann, lud er noch einmal auf den Rat rechtskundiger Männer die Mailänder zur Verantwortung vor sich. Es erschien auch eine mailändische Gesandtschaft, die aber nach vergeblicher Bemühung den Kaiser zu beschwichtigen unverrichteter Sache wieder heimkehrte. Jetzt sprach Friedrich aufs neue unter Zustimmung der deutschen Fürsten und der italienischen Bundesgenossen die Reichsacht über Mailand aus und brach mit dem Heere auf, fest entschlossen die angedrohte Strafe zu vollziehen.

Als man am 23. Juli an die Abba kam, welche die Grenze des Gebietes von Mailand und Cremona bildete, fand man die Brücke bei Cassano abgebrochen und auf dem jenseitigen Ufer eine beobachtende feindliche Schar. Der Fluß war hoch angeschwollen von dem schmelzenden Alpenschnee; dennoch wagte es der kühne Böhmenkönig mit seinen Reitern bei einer aufgefundenen Furt hinüberzuschwimmen und erreichte, wenn auch sechzig Mann von den wirbelnden Fluten hinabgerissen wurden, glücklich das gegenüberliegende Ufer. Nun warf er sich auf die überraschten Mailänder, schlug sie in die Flucht und ließ unter seinem Schutze die abgebrochene Brücke wieder herstellen, über welche dann die Hauptmasse des Heeres hinüberzog. Das weiter stromaufwärts gelegene feste Trezzo, welches mit seinen Befestigungswerken auf beiden Ufern einen starken Brückenkopf bildete, wurde nach kurzer Gegenwehr erstürmt und dadurch die Abbalinie gesichert.

Aufgefrischt wurden die Rachegeanken gegen Mailand, als man in die Gegend kam, wo einst die Stadt Lodi gestanden, und die unglücklichen Bewohner derselben mit Kreuzen in den Händen und Asche auf dem Haupte sich hilfeslehend dem Kaiser naheten und ihn baten ihnen eine Stätte anzuweisen, wo sie eine neue Heimat sich gründen könnten. Wahrlich, es war keine gelegene Zeit, als gerade hier in den Trümmern

von Lodi eine neue mailändische Gesandtschaft erschien, welche dem Kaiser volle Genugthuung für die begangenen Frevel zu leisten versprach. Es bedurfte nicht erst des Abtrats des Erzbischofs von Ravenna, eines alten Feindes der Mailänder, welcher aussprach, mit dem Maße, mit welchem sie gemessen, müßten sie wieder gemessen werden; der Kaiser entließ die Gesandten unerhört, die Zeit der Verhandlungen war vorüber. Ein deutliches Zeichen seiner Gesinnung war es, als er den Hilfsflehenden, die um seinetwillen so viel Übles erlitten hatten, in der Nähe ihrer zerstörten Stadt einen geeigneten Platz anwies und den Konsuln Lodi's mit einer Fahne das ausersiehene Gebiet zu Lehen gab. Er selber legte den Grundstein zu Neu-Lodi, bestimmte den Umfang der neuen Stadt, den Zug der Wälle und Gräben. So entstand, auf einer Anhöhe gelegen, ein neues Lodi, welches durch die Abda und sumpfige Niederungen von allen Seiten gesichert und dadurch zu einem Bollwerk gegen die Feinde geeignet schien.

Auf halbem Wege zwischen Lodi und Mailand schlug der Kaiser am 5. August bei Marignano sein Lager auf; die Nähe der feindlichen Stadt nöthigte ihn zur äußersten Vorsicht und erklärte die Langsamkeit seines Marsches. Die Kampflust seiner Ritter war kaum zu zügeln. Als der Kaiser von Marignano aus eine kleine Reiterfchar beobachtend gegen Mailand vorschickte, schlossen sich ohne Geheiß viele Ritter an, unter ihnen Graf Ekbert von Pütten, ein durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichnete Mann. Ungehindert kam die Schar bis an die Stadt, die mit ihren geschlossenen Thoren lautlos und wie ausgestorben dalag; in voller Ruhe besahen sich die deutschen Ritter die Wälle und Gräben der Stadt und die Stätten ihres künftigen Lagers, und ritten dann sorglos heim, in zerstreuten Reihen, weit hinter den übrigen Graf Ekbert mit wenigen Begleitern. Plötzlich öffneten sich die mailändi-

schen Thore und hervorbrachen an 2000 Mann, welche über die Zurückgebliebenen herfielen; in der Nähe des Klosters Chiavalle erlag der tapfere Graf mit seiner kleinen Schar nach heldenmüthiger Gegenwehr. Der Kaiser vernahm mit Schmerz und zugleich mit Unwillen den Unfall und bedrohte alle, die eigenmächtig die gewiesene Ordnung verlassen würden, mit schwerer Strafe.

In der Frühe des folgenden Tages — es war der sechste August — rückte das Heer vorwärts und erschien vor Mailand. Da lag sie, die gewaltige Stadt, das Ziel des langgeplanten Zuges, in einem Umfange von mehr als zwei Meilen; um die starken und hohen Ringmauern zog sich ein breiter Graben, der, ganz mit Wasser gefüllt, einem Flusse glich. Sieben Thore bildeten die Eingänge, welche mit ihren Thürmen und Bastionen kleinen Festungen ähnlich waren. Wie mächtig auch die heranziehende Heeresmasse erschien, deren Helme, Harnische und Waffen weithin über die Ebene leuchteten: dessen war sich der Kaiser bewußt, daß er diese Stadt schwerlich mit Sturm überwältigen und mit Kriegstürmen, Widbern und anderm Belagerungszeug nehmen könne; nur durch eine lange Umlagerung hoffte er die Städter mürbe zu machen, oder, wenn sie im Vertrauen auf ihre große Zahl hervorbrächen, in offener Feldschlacht zu überwinden. Deshalb hatte er sein Heer in sieben Scharen verteilt und eine jede vor einem der sieben Thore Aufstellung nehmen lassen. Weit vorgeschoben von der Hauptmacht auf dem äußersten Flügel lagerten der Pfalzgraf Konrad und der Schwabenherzog Friedrich, der jüngste Fürst des Heeres, ihnen zunächst der Böhmenkönig in der Nähe des Dionysusthores; die vierte Schar führte der Herzog Heinrich von Oesterreich, die fünfte der Kaiser selber, der zwischen der Porta Romana und der Porta Tosa sein Lager aufschlug; des Kaisers Zelt lag am Eingange eines Parks neben einer Kirche der

Tempelherren, kaum Wurfsweite von den Stadtwällen entfernt. Führer der ſechſten Schar war Otto von Wittelsbach mit ſeinen Bayern in der Nähe der Porta Nuova, die ſiebente Schar, Rheinländer, Sachſen und Lombarden, ſoll Kanzler Reinald befehligt haben. Die ganze Oſtſeite und zum Theil auch die Südſeite Mailands war von den Belagerern umfaßt.

Als die Sonne untergegangen war, brachen gleich am erſten Tage der Einſchließung die Mailänder aus dem Dionyſiusthore hervor und warfen ſich auf das Lager des Pfalzgrafen und des Herzogs Friedrich, in der Hoffnung dieſen ſchwächſten Heeretheil überwältigen zu können und die beiden Fürſten als künftige Friedenspfänder gefangen zu nehmen. Kaum gewannen die Ueberräſchten Zeit ſich zu waffnen; in der Vermirrung des regelloſen Kampfes ſchien der Untergang gewiß. Da drang der Schlachtenlärm durch die Nacht in des benachbarten Böhmenkönigs Lager; eiligſt ſammelte der kampfluſtige Wladiſlaw die Seinen und mit Trompeten, Hörnern und Pauken voran jagten die Reiter durchs Gefilde den Schwaben zu Hilfe; kein Hinderniß hält ſie auf, leicht ſpringen die behenden böhmischen Pferde über die Mauern der Weingärten und Verjäunungen hinweg. Die Ankunft des Königs entſchied den nächtlichen Kampf; die Mailänder, nun ihrerſeits angegriffen, wandten ſich zur Flucht und retteten ſich nur unter großen Verluſten in das Thor, aus dem ſie ausgezogen waren.

In den faſt täglich ſich neu entſpinnenden Kämpfen, in welchen die verſchiedenſten Völkereſchaften von kriegeriſchem Wett-eifer glühten, verſuchte ein jeder unter den Augen des Kaiſers durch Tapferkeit ſich hervorzuſtellen. Keiner aber kam an kühnem Wagniß dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gleich. Als er das ihm zugewieſene Thor, die Porta Nuova, nur ſpärlich beſetzt ſah und die Wächter in anſcheinender Sorgloſigkeit, beſchloß er mit einbrechender Dunkelheit durch einen Sturm auf

das Thor sich den Eingang in Mailand zu öffnen. Heimlich waffneten sich seine Ritter, zugleich mußten die Knechte Feuer und trockene Reisbündel bereit halten, um Brücke und Thor in Brand zu stecken. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen brachen sie hervor; bald brannte das hölzerne Bollwerk, nur mühsam hielten sich die Wachen gegen die Angreifer und schon schien das Thor verloren, da wurde es lebendig in der Stadt. Von dem Lärm der Kämpfenden und dem Feuerschein herbeigezogen, stürzten die Bürger nach dem bedrohten Platze; ein verzweiflungsvoller Kampf erhob sich, von dem brennenden Bollwerk und der Glut der Fackeln beleuchtet. Unter den ersten, allen Gefahren sich aussetzend, kämpften der Pfalzgraf und seine beiden jüngeren Brüder; endlich wichen die Bayern der unaufhaltsam zuströmenden Übermacht; das Feuer wurde gelöscht, die Gefahr beseitigt. Hart war auch der Kampf an dem Thore, vor dem der Oheim des Kaisers, der Herzog Heinrich von Osterreich, sich gelagert hatte; ein Angriff auf seine Stellung wurde blutig zurückgeschlagen nach langem schweren Ringen, wobei viele auf beiden Seiten verwundet und getödet wurden. Besonders beklagten die Mailänder den Fall eines ihrer edelsten Männer Statius, dessen Leiche sie gegen Zurückgabe von Gefangenen und eine große Geldsumme vom Herzog erkaufte und mit königlichen Ehren auf heimischem Boden bestatteten.

Der Kaiser, der sich in der Leitung der Belagerung als trefflichen Feldherrn erwies, umritt unermüdet die Mauern der großen Stadt, um eine schwache Stelle für den Angriff zu erspähen oder die Belagerten zu offener Feldschlacht aus ihren Befestigungen herauszuloden. Da bei der großen Ausdehnung der Stadt die West- und Nordseite fast gar nicht eingeschlossen war, so konnten die Bürger hier frei aus- und eingehen und ließen sogar ihr Vieh vor den Mauern weiden. Deshalb wurde auf des Kaisers Anordnung die Einschließungslinie auch hierher

ausgedehnt und bald machten ſich in der menſchenvollen Stadt die Folgen davon fühlbar. Einen vom Kaiſer unternommenen Angriff auf Mailand ſchlugen die Bürger mit ſchweren Verluſten für die Stürmenden zurück; glücklicher dagegen kämpften die Deutſchen bei dem kaiſerlichen Standquartier vor dem Römerthor. Einen Pfeiſchuß weit vom Thor ſtand ein altes turmähnliches Bauwerk aus mächtigen Quadern, deſſen drei Durchgänge von Pfeilern getragen wurden, der „Römerbogen“, ſo genannt, weil ein alter römischer Kaiſer ihn als Triumphbogen zum ehrenden Gedächtnis oder nach anderer Erzählung ein Longobardenkönig zum Andenken an die Eroberung Mailands errichtet hatte. Auf demſelben waren vierzig außerleſene mailändiſche Bogenschützen aufgeſtellt, teils um ihn nicht in die Hände der Feinde kommen zu laſſen, teils um in das feindliche Lager Auslug zu halten und alles Bemerkenswerte in die Stadt zu melden. Da der feſte Bau jedem Wurfgeſchütz widerſtand, ließ Friedrich ihn mit einer dreifachen Reihe von Schleudern und Bogenschützen umſtellen, und ſo groß war ihre Menge und Geſchicklichkeit, daß jeder, der über die Zinnen ſah, von ihnen getötet wurde. Zugleich begann man den Bau zu untergraben, indem man mit Hämmern und Beilen die tragenden Pfeiler zu zertrümmern verſuchte. Acht Tage lang hielt ſich die Beſatzung; am neunten übergab ſie gegen freien Abzug den bereits den Einſturz drohenden Bau.

„Niemand“, ſagt der alte Geſchichtſchreiber Barbaroſſa, „wütete bei dieſer Belagerung mit ſolcher Wildheit, wie das Heer von Cremona und Pavia, und gegen niemand zeigte ſich auch der Haß und die Feindſeligkeit der Belagerten ſo fürchtbar. Was ſie allein gegen die übermächtige Stadt nicht zu rächen vermocht hatten: die langdauernde Feindſchaft, die Tauſende Erſchlagener oder in harter Gefangenſchaft Schmachsender, die Verwüſtung und den Brand ihrer Gebiete, das beſchloſſen ſie



nun, da sich eine günstige Gelegenheit fand, auf einmal abzumachen. So raßten sie, nicht wie ein stammverwandtes Volk gegen das andere, sondern wie gegen auswärtige, fremdgeborene Feinde mit einer Grausamkeit, wie auch Barbaren sie verabscheuen würden. Die Weingärten, die Feigenbäume und Olivenpflanzungen der Mailänder rissen sie theils mit der Wurzel aus, theils hieben sie sie um oder zogen den Bäumen die Rinde ab. Wenn sie feindlich auf einander stießen und Gefangene gemacht wurden, so stießen die, welche draußen waren, ihnen im Angesichte der Mailänder das Schwert in die Kehle oder spießten sie; die drinnen aber, um an Grausamkeit nicht geringer erfunden zu werden, zerstückten die unglücklichen Gefangenen Glied für Glied und warfen sie — den Ihrigen ein gräßliches Schauspiel — von der Mauer herab. So verfuhrten wider einander die Söhne desselben lateinischen Namens.“

Ein Monat war in unaufhörlichen Kämpfen dahingegangen, ohne daß Angriff und Abwehr vorrückte. Unbezwungen standen die Bollwerke der Stadt, und ebenso wenig hatten die Belagerten die durch Wall und Pallisaden geschützte Einschließungslinie des feindlichen Heeres zu durchbrechen vermocht. Zuweilen gemahnt uns die denkwürdige Belagerung an Scenen aus dem troischen Kriege, wenn in Einzelkämpfen sich die ritterliche Tapferkeit erprobte. Ein mailändischer Ritter tummelte vor dem kaiserlichen Lager sein Roß und während er in kunstvollen Schwenkungen seine Reitkunst zeigte, forderte er den Tapfersten unter seinen Gegnern zum Zweikampf heraus. Lange zeigte sich niemand und der Übermut des Herausforderers stieg; da stellte sich ihm Graf Albert von Tirol, ohne Helm, Harnisch und Schienen, nur mit Schild und Lanze bewaffnet, auf einem kleinen Pferd und hob den Prahler aus dem Sattel; doch verschmähte er es den Gefallenen zu töten, sondern ritt ins Lager zurück, zufrieden mit dem Ruhme, daß er es hätte thun können.

Als nun der eiserne Ring der Belagerer um die Stadt sich immer enger schloß und die Anzeichen der Noth sich mehrten, begannen die Bürger auf die Friedensworte der kleinen kaiserlichen Partei zu hören, die bis dahin sich hatte zurückhalten müssen, nun aber ihre Zeit gekommen glaubte. Einer der ersten des mailändischen Adels war Guido von Vianbrate, ein kluger, der Rede mächtiger Mann, der durch seine Leutseligkeit bei den niedern Volksklassen sehr beliebt war und sich durch sein besonnenes Benehmen während des ersten Römerzuges auch des Kaisers Gunst erworben hatte. Keiner schien geeigneter zu sein eine Vermittlung zustande zu bringen und keiner bemühte sich auch eifriger es zu thun. In einer von ihm berufenen Versammlung sprach er von der wachsenden Kriegsnot und fuhr also fort: „Freilich giebt es manche, welche sagen: die Freiheit ist ein unschätzbares Gut und schön ist es für die Freiheit zu sterben. Aber ein Naturgesetz nicht bloß für die wilden Tiere, sondern auch für die Menschen ist es, der Übermacht zu weichen. Wer der gesetzlichen Macht widersteht, widersteht der göttlichen Ordnung, und wenn wir den Kampf weiter führen, setzen wir uns nicht nur gegen den Kaiser, sondern auch gegen Gott. Zwar ist es schwer für die, welche an die Freiheit gewöhnt sind, Joch und Zügel zu tragen; aber die Unterwerfung bringt keine Schande, und ein Trost liegt in der Größe des Reiches und in dem Adel des Fürsten, dem wir uns beugen. Unsere Vorfahren waren besser als wir und doch haben sie keinen Widerstand gegen die Herrschaft, die über die Alpen kam, geleistet; denkt an Karl den Großen, an Otto den Ersten! Deshalb ändert euren Sinn und folgt heilsamem Rathe. In der Milde des Kaisers liegt unsere Hoffnung, wenn ihr den Übermut nicht aufs äußerste treibt. Denkt an Weib und Kind! Nicht Feigheit, sondern die ruhige Erwägung der Gefahren läßt mich so sprechen. Ich persönlich bin gern bereit, mein

Blut für Mailand und für euer Wohl dahinzugeben.“ Die Worte machten einen so tiefen Eindruck, daß man sofort die Friedensverhandlungen begann und sich an den Böhmenkönig und den Herzog von Oesterreich wandte, um durch ihre Fürsprache den Kaiser milder zu stimmen.

Der Kaiser war auch keineswegs abgeneigt, die Bürger der Stadt und die Stadt den Bürgern zu erhalten; insbesondere aber sehnten die Fürsten das Ende des Kampfes herbei, der sie von der Heimat fern hielt und durch feindliche Waffen und die Sommerfieber schon so manches Opfer gefordert hatte. Die von dem Kanzler Reinald und dem Pfalzgrafen Otto geleiteten Verhandlungen führten deshalb am 7. September zu einem Frieden, der folgende Hauptbedingungen enthielt: die Mailänder versprechen den Wiederaufbau der Städte Lodi und Como nicht zu hindern und ihre Selbständigkeit anzuerkennen; alle Mailänder vom 14. bis zum 70. Jahre leisten dem Kaiser den Treueid; sie erbauen in ihrer Stadt einen Kaiserpalast, in welchem kaiserliche Gesandte, wenn sie nach Mailand kommen, residieren und über alle an sie gebrachten Angelegenheiten im Namen des Reiches entscheiden; sie bezahlen als Buße für ihre Vergehungen 9000 Mark in drei Terminen, verzichten auf alle Hoheitsrechte, als Münze, Markt, Straßen- und Hafenzoll und wenn sich noch andere vorfinden sollten; die im Amte stehenden Konsuln bleiben mit Bewilligung des Kaisers bis zum 1. Februar des nächsten Jahres; in Zukunft werden die Konsuln vom Volk erwählt und vom Kaiser bestätigt. Alle Gefangenen werden ausgeliefert, endlich dreihundert Geißeln als Bürgen dieses Vertrages gestellt. Dagegen verspricht der Kaiser den Bann von der Stadt zu nehmen und am zweiten oder dritten Tage nach Auslieferung der Geißeln und Gefangenen mit dem Heer abzuziehen.

Es waren Bedingungen, wie die Besiegten sie nicht anders erwarten konnten; demüthigend aber war das Schauspiel der

Unterwerfung, welches am 8. September erfolgte. In langem Zuge schritten die Mailänder zur Porta Romana hinaus, zwischen den von beiden Seiten dicht herandrängenden Kriegerhaufen entlang, zu dem inmitten seiner Fürsten auf hohem Sitze thronenden Kaiser; voran die Geistlichkeit, in priesterlichen Gewändern, aber barfuß; zum Zeichen der Buße, mit Kreuzen in den Händen; dann die zwölf Konsuln und die Vornehmsten der Stadt, ebenfalls in bloßen Füßen, mit Stricken um den Hals, das blanke Schwert über den Nacken gebunden. Es war ein trübseliger Anblick, als man die noch kurz vorher so Stolzen in dieser Erniedrigung einherziehen sah. Zunächst erbat der Erzbischof Othert von Mailand die Milde des Siegers für die alte kaiserliche Stadt und nahm nach empfangenem Friedenskuße seinen Platz unter den um den Kaiser sitzenden Erzbischöfen ein; alsdann naheten die zwölf Konsuln und übergaben ihre nackten Schwerter. Othertus de Orto redete im Namen aller; „wir haben gefehlt“, sprach er, „und bitten um Verzeihung; unsere Häupter, die wir eurer Macht und euren Schwertern darboten, sind die aller Mailänder, und mit diesen unsern Schwertern werden alle Waffen Mailands in eurer Hand sein.“ Der Kaiser nahm die Schwerter in Empfang, erteilte auch den Konsuln den Friedenskuß und sprach zu ihnen mit freundlichen Worten; es freue ihn, daß er nicht länger genötigt sei sie mit Krieg zu verfolgen; er wolle lieber über Willige als über Gezwungene herrschen, und leichter könne man ihn besiegen durch Gehorsam als durch Waffen. Dann wurden die Vertragsbedingungen noch einmal verlesen, alle leisteten den Treueid und der versöhnte Kaiser hob feierlich die gegen Mailand ausgesprochene Reichsacht auf. Laute Freude herrschte im Lager und in der Stadt über die beendigte Fehde, und der Jubel stieg, als nun die Mailänder Gefängnisse sich öffneten und die befreiten Gefangenen von Freunden und Ver-

wandten bewillkommet und umarmt wurden. Welch ein freudiger Zusammenlauf entstand, als der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund glückwünschend begrüßte; freilich mischte sich Bitterkeit in die allgemeine Freude, wenn mancher, den man in blühender Jugendfrische gesehen hatte, ergraut und entstellt durch langjährige Kerkerhaft von den Seinigen kaum wieder erkannt wurde.

Wahrscheinlich gleich am nächsten Tage zog Friedrich von Mailand weg. In Monza, wo er sich im Schmucke der lombardischen Krone zeigte, entließ er den größten Theil seines Heeres; den Böhmenkönig, der beim Kriegszuge so Großes geleistet hatte, belohnte er vor seinem Scheiden mit 1000 Mark aus dem mailändischen Bußgeld; auch der Herzog von Oesterreich, Berthold von Züringen, der Erzbischof Arnold von Mainz und viele andere Fürsten und Ritter zogen in die Heimat. Der Krieg war ja beendet — so schien es — und hoch herab von Mailands Dom wehte die kaiserliche Fahne, das Siegeszeichen der neuerstrittenen Herrschaft. Überall fügten sich, nach dem Falle der stolzen Führerin, die lombardischen Städte dem kaiserlichen Gebot und leisteten den Treueid. Ein nach den ronalischen Feldern berufener Reichstag sollte die kaiserliche Oberhoheit befestigen und die in Vergessenheit geratenen Reichsrechte wiederum auffrischen und herstellen.

Dieser Reichstag aber wurde Anlaß zu neuen bitteren Kämpfen.

## Sechstes Kapitel.

## Mailands Zerstörung.

Ein buntes Leben entfaltete sich im November bei Roncaglia an den Ufern des Po. Auf der linken Seite des Flusses lagerten die Lombarden, auf der rechten der Kaiser mit den Fürsten und ihren Kriegsscharen; das Lager, welches durch eine Brücke verbunden und mit einem Wall umzogen war, glich mit seinen sorgsam abgesteckten Straßen, seinen freien Plätzen und Thoren einer plötzlich entstandenen volkreichen Stadt; vor derselben breiteten sich die Buden der Kaufleute und Gewerbetreibende wie Vorstädte aus. Inmitten des Ganzen ragte das Kaiserzelt einem Tempel gleich hervor, um dasselbe die Zelte der Fürsten mit ihren Mannen in bestimmter, nach dem Range abgestufter Ordnung. Aus allen Teilen des italischen Königreiches waren Erzbischöfe, Bischöfe und andere Geistliche, Herzöge, Markgrafen und große Herren zusammengekommen; vierzehn lombardische Städte hatten ihre Konsuln gesandt.

Nachdem der Kaiser mit einigen geistlichen und weltlichen Fürsten eine dreitägige geheime Vorberatung gehalten hatte, erschien er am 14. November in der Reichsversammlung und hielt von erhöhtem Sitze, wo er von allen gesehen und gehört werden konnte, die Eröffnungsrede, die das Programm der Verhandlungen vorlegte. „Wir tragen zwar den Königsnamen“, sprach er, „aber wir wollen doch lieber ein gesetzliches Regiment führen, wobei jedem seine Freiheit und seine Rechte erhalten werden, als nach gewöhnlichem Sinne König sein, d. h. alles ungestraft thun und das Herrscheramt zu übermütiger Gewaltherrschaft umwandeln. Mag nun unser Recht oder das eure in Schriften abgefaßt werden, so ist bei seiner Feststellung

darauf zu sehen, daß es ehrenhaft, gerecht, ausführbar, notwendig, nützlich, dem Ort und der Zeit angemessen sei. Darum müssen wir, wenn wir Gesetze machen, vorsichtig zu Werke gehen; denn sind die Gesetze festgestellt, so steht es nicht mehr frei über sie zu sprechen, sondern es muß nach ihnen gesprochen werden.“ Lauter Beifall folgte seinen Worten; man bewunderte den Kaiser, der kaum über das jugendliche Alter hinaus in seiner Rede so weise Umsicht und so große Beredsamkeit gezeigt hatte; nach einander erhoben sich die Bischöfe und die weltlichen Fürsten, die Konsuln und die Gesandten der Städte, um ihre Ergebenheit zu bezeugen, alle überbietend an Überschwenglichkeit der Worte und knechtischer Unterwürfigkeit der Erzbischof von Mailand, der den Kaiser als Retter Italiens begrüßte und mit den Worten schloß: „Dein Wille ist Gesetz, denn es stehet aufgezeichnet: Was dem Fürsten gefällt, hat Gesetzeskraft, da das Volk auf ihn alle Gewalt und Herrschaft übertragen hat.“ Mochte auch solche Rede manchem widerwärtig klingen, so trugen sich doch auch die edler Gesinnten mit der Hoffnung, daß die neu zu gründende Rechtsordnung ein Ende der italischen Wirren bringen werde. Allgemeine Freude herrschte nach Schluß der Versammlung, und bis in die Nacht hinein priesen Sänger öffentlich den Kaiser und seine Thaten in feiernden Liedern.

Die nächsten Tage verbrachte Friedrich nach altem Kaiserbrauch vom Morgen bis zum Abend mit dem Anhören von Klagen und Beschwerden und dem Fällen der Richtersprüche, wobei er sich der Hilfe rechtskundiger Männer bediente, denn die Menge der Klagenenden war eine gewaltige. Hoch und Niedrig drängten sich um den kaiserlichen Thron und als er nun die vielen Kreuzträger sah — es war nämlich italienische Sitte, daß die, welche eine Klage vorzubringen hatten, Kreuze in den Händen trugen — sprach er scherzend, er wundere sich,

daß bei den Italienern, die sich ihrer Gesezeskunde rühmten, so viele Gesezesübertreter gefunden wurden; und doch wie eifrige Freunde des Rechtes sie wären, zeige sich ja gerade in der Menge derer, die nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten.

Die Ermittlung der ursprünglich dem Kaiser zustehenden Hoheitsrechte (der Regalien) überließ Friedrich den vier berühmtesten Rechtslehrern der Universität Bologna, die seit dem Anfang des Jahrhunderts das Studium der alten römischen Rechtsbücher, wie sie Kaiser Justinian hatte zusammenstellen lassen, aufs eifrigste betrieb. Nach dem römischen Rechte war die kaiserliche Gewalt die höchste im Staate, die Quelle alles Rechtes und Gesezes, der Ursprung aller weltlichen Macht; da nun das deutsche Kaisertum nach Friedrichs Anschauung, die von seiner Zeit geteilt wurde, als eine Fortsetzung des römischen erschien, so standen demselben auch die gleichen Rechte zu. Die vier bologneser Doktoren zogen mit Bewilligung des Kaisers aus jeder der vierzehn lombardischen Städte, welche auf dem Reichstage vertreten waren, zwei Richter zu ihren Beratungen hinzu und diese Kommission überreichte nach einiger Zeit dem Kaiser das Verzeichniß aller der Rechte, die zur Zeit von geistlichen und weltlichen Großen oder von städtischen Kommunen ausgeübt wurden, ursprünglich aber dem Könige zustanden. Dazu gehörten außer der Landeshoheit über die Herzogtümer, Markgraffschaften und Graffschaften die Wahl der Konsuln der Städte, Münze, Zölle, Hafen- und Wegegelder, Lieferungen an den kaiserlichen Hof, das sogenannte Fodrum bei Gelegenheit der Römerzüge, Mühlen, Brücken, Fischereien, Grund- und Kopfsteuer. Es war eine Fülle von Gewalt, wie sie auch den Anspruchvollsten befriedigen mußte. Diese als Regalien bezeichneten Hoheitsrechte sollten dem rechtmäßigen Inhaber, also dem Kaiser, zurückgegeben, dagegen allen, welche die Erwerbung



derselben durch königliche Schenkung oder durch Verträge mit dem Könige nachweisen konnten, gelassen und neu bestätigt werden. Feierlich wurden von allen anwesenden geistlichen und weltlichen Herren, an ihrer Spitze von dem Erzbischof von Mailand und den mailändischen Konsuln, die Regalien anerkannt.

Zugleich errichtete Friedrich für Italien einen allgemeinen Landfrieden, wie er es für Deutschland schon früher gethan hatte. Nach diesem Friedensgesetz war jede Selbsthilfe aufs strengste untersagt, ebenso sollten Eidgenossenschaften zwischen Städten oder zwischen Städten und Einzelnen nicht geduldet und wo solche bereits bestanden wieder aufgelöst werden. So segensreich an und für sich diese Bestimmungen für Ruhe und Sicherheit des Landes sein mußten, so waren sie doch gleichzeitig ein tiefer Schnitt in die lombardische Stadtfreiheit, da Waffenrecht und Selbstverteidigung der Bürger dadurch gelähmt wurde. Endlich erließ er auch ein Lehnsgesetz, wesentlich nur eine Erneuerung der bereits von Kaiser Lothar getroffenen Bestimmungen. Danach sollten Herzogtümer, Markgraffschaften und Graffschaften unteilbar sein, kleinere Lehen zur Teilung kommen können; bei jedem Lehnseide aber sollte die Treue gegen den Kaiser ausdrücklich vorbehalten werden.

Die roncalischen Beschlüsse mußten die bisherigen Zustände Italiens völlig umwandeln; wenn sie wirklich durchgeführt wurden, so erlangte der Kaiser in der Lombardei, die sich der deutschen Oberhoheit zu entziehen bereits begonnen hatte, eine Macht und Herrschaftsgewalt, wie er sie in keinem andern Lande des deutschen Reiches besaß. Aber bald erhob sich ein Widerstand, der alles kaum Beschlossene wieder in Frage stellte.

Zwar die meisten lombardischen Städte fügten sich in stummer Ergebung, als die kaiserlichen Bevollmächtigten erschienen und überall Konsuln und Podestàs (Reichsvögte) zur Überwachung der Hoheitsrechte einsetzten. Mailand aber, das kaum

bezwungene, gab das verhängnisvolle Beispiel des Widerstandes. Hier erschienen der Kanzler Reinald, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und ein durch Anschluß an die Kaiserpartei emporgestiegener Graf Goswin, um auch hier Podestás einzusetzen; ihnen gegenüber beriefen sich die Mailänder auf den Vertrag vom 7. September 1158 und erklärten, sich die Einsetzung von Podestás nicht gefallen lassen zu wollen, und als nun die Gesandten erwiderten, daß der Vertrag durch die roncalischen Beschlüsse aufgehoben sei, wies man andererseits darauf hin, daß ja gerade solche Rechte, welche auf Verträgen beruheten, geschont und bestätigt werden sollten. In dem Hin und Her der Verhandlungen wuchs die Aufregung des Volkes; große Massen wogten vor dem Ambrosiuskloster, in welchem die kaiserlichen Abgeordneten verweilten; schon erhoben sich drohende Rufe: heraus mit den Gesandten! nieder mit ihnen! Nur mit Mühe gelang es die Pforten des Klosters vor den andrängenden Haufen zu schließen; so war das Leben der Gesandten vorläufig gesichert, aber ein Steinregen prasselte doch von außen gegen Dach und Fenster des Gebäudes. Die herbeigeeilten Konsuln beschwichtigten die zornige Menge und beteuerten den Abgeordneten ihre Unschuld an dem widrigen Auftritte. Doch mit den Verhandlungen war es zu Ende, in der nächsten Nacht verließen Pfalzgraf Otto und Graf Goswin heimlich die Stadt; Reinald versuchte noch einen letzten Ausgleich, dann ging auch er; nur unter dem Schutze einer Verkleidung gelang es ihm unverfehrt aus der Stadt zu kommen. „Von diesem Tage an,“ sagen die mailänder Annalen, „arbeitete der erbitterte Kanzler aus allen Kräften an der Zerstörung Mailands.“

Die Verwicklung war um so bedenklicher, als gerade um dieselbe Zeit auch Kaisertum und Papsttum auf einander stießen. Anlaß waren ebenfalls die roncalischen Beschlüsse.

Die geistlichen Würdenträger waren vor eine schwere Entscheidung gestellt. Entweder erkannten sie die Forderung der kaiserlichen Hoheitsrechte an, dann wurden sie Lehnsmannen des Kaisers; oder sie wiesen die Belehnung mit den ihnen bisher zustehenden Regalien als Schmälerei der Kirche zurück, dann aber traten sie aus ihrer weltlichen Machtstellung heraus und waren auf ihre geistliche Wirksamkeit beschränkt. Vielfach bereits hatten die lombardischen Bischöfe es kund gethan, um ihrer weltlichen Vorteile willen sich dem Gebote des Kaisers zu fügen, und die Gefahr für das Papsttum stieg, als Friedrich auch auf päpstlichem Gebiete Lieferungen ausschreiben und die Bischöfe zu ihrer Lehnspflicht anhalten ließ. Hadrian war keineswegs geneigt sich den Anforderungen des Kaisers zu fügen, und bei dem unbeugsamen Willen der beiden war ein gewaltfamer Zusammenstoß in näherer oder fernerer Zeit nicht zu vermeiden. Wie ein Grollen vor ausbrechendem Gewitter war es, als Papst Hadrian sich weigerte, den durch kaiserlichen Einfluß zum Erzbischof von Ravenna erwählten Guido von Biandrate, den Sohn des Grafen Biandrate, zu bestätigen und ebenso auch die Bestätigung für den Kanzler Reinald, der zum Erzbischof von Köln ernannt war, versagte. Der päpstliche Unmut sprach sich außerdem in einer Reihe von Schreiben aus, die in immer schärferer Sprache den Undank des Kaisers hervorhoben, welcher dem Papste Gutes mit Bösem lohne. Hadrian erklärte, daß die Bischöfe dem Kaiser nur den Eid der Treue, nicht die Lehnspflicht zu leisten hätten; jeder Verhandlung mit Rom und den Vertretern der Stadt habe sich der Kaiser zu enthalten, denn jedes Amt dort und alle Regalien gehörten dem heiligen Petrus; ebenso forderte er die Zurückgabe aller Besitzungen und Einkünfte der Kirche, deren sich der Kaiser bemächtigt habe. Gemeint waren damit die Gebiete, mit welchen Friedrich seinen Oheim Welf für die Verzichtleistung auf

Bayern belehnt und die dieser teilweise schon in Besitz genommen hatte. Der Kaiser wies die päpstlichen Forderungen mit großer Entschiedenheit zurück. Wenn die Bischöfe Italiens ihm den Hulbigungsseid nicht leisten wollten, so hätten sie auch auf die Hoheitsrechte zu verzichten, die sie von ihm, dem Kaiser, zu Lehen trügen. Das Recht, ohne des Papstes Wissen und Willen Abgeordnete nach Rom zu schicken, nehme er für sich in Anspruch; nach göttlicher Anordnung sei und heiße er römischer Kaiser, nur den Schein der Herrschaft würde er besitzen und einen leeren, wesenlosen Namen, wenn er sich die Macht über die Stadt Rom aus den Händen winden lasse. Für die Bestimmung, ob die von dem Papst beanspruchten Ländereien der Kirche oder dem Kaiser angehören sollten, schlug er ein Schiedsgericht vor, dem sich beide zu fügen hätten. Nach längern nutzlosen Verhandlungen ging der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach nach Rom, um mit dem republikanischen Regiment einen Vertrag gegen den Papst abzuschließen, wenn es nicht gelingen sollte, diesen für eine mildere Auffassung zu gewinnen. Dazu aber war keine Aussicht vorhanden; denn Hadrian hatte bereits Rom verlassen, weil er sich unter den Römern nicht mehr für sicher hielt und richtete von Palästrina aus ein Schreiben an Friedrich, welches wie eine Kriegserklärung klang. „Besinne Dich“, schloß dasselbe, „besinne Dich! Salbung und Krone verdankst Du uns. Nimm dich in Acht, daß Du in dem Trachten nach dem, was Dir nicht gewährt ist, nicht auch das verlierst was Dir gewährt worden ist.“ Friedrichs Antwort, vom Kanzler Meinald entworfen, war der Ausdruck der vollen Herrscherhoheit von Gottes Gnaden. Die kaiserliche Würde, sagte er, habe er nicht vom Papst empfangen, sondern sie sei von seinen Vorfahren auf ihn vererbt. Im Grunde genommen müsse der Papst, ebenso wie die Bischöfe, ihm den Hulbigungsseid leisten; denn der römische Bischof habe einstmal

alles, was er an Macht und Recht besäße, durch Kaiser Constantin als Lehen empfangen. Nur der Gunst der weltlichen Fürsten verdanke die Kirche ihren Grundbesitz, ursprünglich habe sie keinen gehabt. Jetzt ließ man auf beiden Seiten die Maske fallen; während Otto von Wittelsbach mit den Römern verhandelte, schloß der Papst mit den gegen den Kaiser empörten Städten Mailand, Brescia und Piacenza einen Vertrag zu Anagni, in welchem die Gesandten dieser Städte erklärten, ohne Einwilligung des Papstes mit dem Kaiser keinen Frieden zu schließen, das Gleiche versprach der Papst den Städten und verhiess außerdem, binnen vierzig Tagen den Bann über den Kaiser zu verhängen. Zugleich ging Kardinal Roland, der kühne Sprecher von Besançon, zum König Wilhelm von Sicilien, um ihn zum Kampfe gegen den Hohenstaufen aufzufordern.

Es war ein richtiger Blick, als die Kirche die Bedeutung der republikanischen Lombardestädte erkannte und in dem drohenden Kampfe mit dem Kaisertum sich die treibende Kraft des italienischen Bürgertums zu eigen machte. Mit Aufmerksamkeit war sie der neuausbrechenden feindlichen Stimmung der Lombarthen gegen den Kaiser gefolgt, und je mächtiger diese Bewegung anschwell, um so entschiedener wurde die Sprache des römischen Hofes. Klüglich hatte die Kirche die feindselige Gesinnung der Städte geschürt und als sie nun feierlich den Bund mit ihnen abschloß, wurde sie der geweihte Mittelpunkt des nationalen Widerstandes, welcher von einer Herrschaft der Barbaren des Nordens nichts wissen wollte und das kühne Gebilde hohenstaufischer Weltmacht in Trümmer zu schlagen versuchte. So blieb der Kampf nicht mehr bloß ein Streit um geistliche Hoheitsrechte, er wurde zum Nationalkampfe; alle vorwärtstürmenden Geister traten jetzt als die Vorkämpfer der Kirche auf und mit der Befreiung des italischen Bodens von fremder Zwingherrschaft war auch der Sieg des Papsttums entschieden.

Als der Papst den Bund zu Anagni abschloß, war der Kampf der lombardischen Städte mit dem Kaiser bereits aufs heftigste entbrannt.

An das kleine Crema, welches einst zum Gebiete Cremonas gehört, sich später aber mit Mailand verbündet hatte, war der kaiserliche Befehl ergangen die Mauern und Gräben der Stadt zu zerstören, und die Cremonesen hatten dafür dem Kaiser 15 000 Mark Silber versprochen. Die Bürgerschaft war über diesen Befehl, der sie ihren Todfeinden wieder auszuliefern drohte, so erregt, daß sie über die kaiserlichen Abgeordneten herfiel und sie getötet haben würde, wenn diese nicht durch schnelle Flucht sich der Lebensgefahr entzogen hätten. So mehrten sich die Beispiele des Ungehorsams und nur unbeugsame Festigkeit schien das Unheil wenden zu können. Friedrich lud zunächst die Mailänder zur Verantwortung nach dem Schlosse Marnica bei Marengo, im Februar 1159. Die mailändischen Gesandten erschienen auch, „Leute“, wie der alte Ragewin sagt, „von großer Beredsamkeit, aber geringer Weisheit;“ ein Ausgleich kam nicht zustande, denn obgleich Mailand jede vom Kaiser gewünschte Genugthuung für den an den deutschen Gesandten begangenen Frevel zu leisten versprach, so verweigerte die Stadt doch die Einsetzung der Podestàs. Nochmals wurde ein neuer Termin zur Verhandlung festgesetzt und die Mailänder auf den 19. April, acht Tage nach Ostern, beschieden. Inzwischen rüstete Friedrich wie zu einem beginnenden Kriege; Boten gingen nach Deutschland, um die Fürsten und ihre Mannen zum Zuge nach Italien aufzufordern, er selber spornte in der Lombardei den Eifer der befreundeten Städte, ließ verschiedene Plätze besetzen, besonders Neu-Lodi wurde in dieser Zeit durch einen mächtigen Wall und durch Außenwerke verstärkt; diese Stadt, nur 20 Meilen von Mailand entfernt, sollte der Hauptwaffenplatz der kaiserlichen Macht und ein hemmender

Damm für die feindlichen Städte werden. Es war deshalb von den Mailändern, welche eine Unterwerfung unter den Kaiser nicht beabsichtigten, vollkommen richtig, daß sie den ihnen drohenden Stoß durch einen rechtzeitigen Angriff abzuwehren versuchten und den Krieg begannen, ehe ihr Gegner vollständig gerüstet war. Am Dienstage nach Ostern, noch vor dem festgesetzten Termin der neuen Verhandlung, warfen sie sich auf die von Deutschen und Lombarden besetzte feste Burg Trezzo, die, an der Adda gelegen, den Kaiserlichen den Weg ins Mailändische öffnete. Nach dreitägiger Belagerung, ehe Hilfe herankommen konnte, fiel der wichtige Platz in ihre Hände; die deutschen Verteidiger führte man gefangen fort, alle Lombarden aber, die man ergriff, wurden erbarmungslos niedergemacht. Zwei Tage später — am 16. April — sprach Friedrich über Mailand als eine widerspenstige, abtrünnige Stadt die Reichsacht aus und gab ihre Habe der Plünderung, ihre Bewohner der Knechtschaft preis. Der Krieg war ausgebrochen.

Bis der erwartete Zuzug aus Deutschland herankam, war der Kaiser auf die Kräfte der ihm verbündeten italienischen Städte angewiesen und konnte einen entscheidenden Stoß gegen Mailand nicht führen. Er beschränkte sich deshalb darauf, von seinem Waffenplatze Lodi aus das mailändische Gebiet zu verwüsten und alle Straßen, auf welchen der feindlichen Stadt Hilfe zugeführt werden konnte, zu sperren. In diese Zeit der Vorbereitungen hinein fällt ein zweimaliger Mordanschlag gegen den Kaiser. Das erste Mal überfiel ihn ein riesiger, dem Anschein nach wahnsinniger Mann in seinem Lager bei Lodi und versuchte ihn von dem steilabfallenden Ufer in die Adda hinabzustürzen. Der Mensch wurde von herbeieilenden Dienern des Kaisers ergriffen und in die Tiefe hinabgeworfen. Rätselhafter ist der zweite Versuch. Man meldete dem Kaiser, daß ein arabischer Magier aus Spanien oder aus dem Morgenlande gekom-

men sei, der ihm nach dem Leben trachte; der Alte werde ihn durch Salben, Ringe und Edelsteine, die er zum Geschenke bringen wolle, zu vergiften suchen. Als nun wirklich bald darauf ein Mann erschien, auf den die Beschreibung paßte, so wurde derselbe festgenommen und trotzdem daß er kein Geständnis ablegte gekreuzigt.

Wenn Friedrich auch den Angriff auf Mailand verschob, so beschloß er doch das kleine, ebenso verhaßte Crema sofort zu umlagern. Alle Versuche der Mailänder ihren Verbündeten Hilfe zu bringen scheiterten, eine zweimalige Bestürmung Lodis wurde blutig abgewiesen, auch im offenen Felde blieben die Kaiserlichen im Vorteil. Dennoch konnte an eine ernsthafte Belagerung Cremas erst gedacht werden, als die deutschen Hilfstruppen im Lager des Kaisers eintrafen. Unter ihnen erschien diesmal Heinrich der Löwe mit einer stattlichen Schar von 1200 geharnischten Rittern und zahlreichem Fußvolk, in seinem Geleite die Kaiserin Beatrix mit dem Aufgebot ihrer burgundischen Lande; auch Welf VI., jetzt Herzog von Spoleto und Fürst von Sarbinien, stellte sich ein mit 300 Rittern und 2000 Mannen zu Fuß; außerdem viele geistliche und weltliche Große mit mannigfachem Kriegsvolk, die Blüte des deutschen Landes. Im Verein mit den italienischen Verbündeten mochte das Heer fast 100 000 Krieger zählen.

Die jetzt beginnende Belagerung Cremas weckt nicht nur wegen der alles Maß übersteigenden Wildheit und Grausamkeit der streitenden Parteien ein allgemein menschliches Interesse, sondern sie ist auch durch die Zähigkeit des Widerstandes und durch die vielen zu überwindenden Schwierigkeiten beim Angriff in militärischer Hinsicht ein belehrendes Beispiel mittelalterlicher Belagerungskunst.

Crema war eine durch Natur und Kunst befestigte Stadt. In einer weiten sumpfigen Ebene gelegen, die damals Insula



Fulcheria genannt wurde, schützte sie im Osten der Fluß Serius, im Süden eine sumpfige Niederung; eine doppelte hohe Mauer mit davor liegenden breiten und tiefen Wassergräben umschlossen den kleinen kaum eine Viertelmeile im Umfang haltenden Ort. Die Bürger, viel erprobt in mehr als fünfzig Jahre dauernden Kämpfen gegen Cremona, galten für die besten Krieger Italiens, und so wenig achtete man des heranrückenden feindlichen Heeres, daß die Frauen geschart durch die Straßen zogen und spottend sangen, Friedrich werde ebenso unrühmlich von Crema abziehen müssen, wie vor siebenundzwanzig Jahren Kaiser Lothar, der die Stadt vergeblich belagert hatte. Rechtzeitig war auch noch eine mailändische Unterstützung von vierhundert Mann unter der Führung des Konfuls Manfred von Dugnano eingetroffen; man glühete vor Kampflust, und als die ersten Deutschen und die Cremonesen, die alten Feinde der Stadt, heranzogen, da brachen die wehrhaften Männer heraus und störten die Belagerungsarbeiten. Erst als der Kaiser erschien und bald nach ihm die Hauptmasse des Heeres, gelang es die Einschließungslinie um die Stadt zu ziehen.

Friedrich lagerte mit Welf VI. im Süden der Stadt, die Cremonesen im Norden; Heinrich der Löwe stellte sich im Osten auf, Friedrich von Schwaben und Pfalzgraf Otto sperrten den Zugang von Westen her. Innerhalb und außerhalb der Stadt arbeitete man unablässig an den großen Kriegs- und Wurfmaschinen, die zur Abwehr und zum Angriff dienen sollten, und diese Rüstungen wurden nur unterbrochen von den wüthen Ausfällen der Belagerten, welche wiederholt die Verschanzungslinie überstiegen und Sturmbäcker, Wurfmaschinen und Belagerungstürme mit Feuer bedrohten. Zwei dieser Ausfälle waren von besonderer Heftigkeit. Noch grauete kaum der Morgen, als eine verwegene Schar aus dem Thor hervorbrach, vor dem der Kaiser lagerte; rasch loderten die Feuerbrände unter

den Belagerungswerkzeugen der Überrumpelten, bis Otto von Wittelsbach und der Schwabenherzog Friedrich in dem Lärm und Getümmel herbeieilten und die Bedränger mit großem Verluste in die Stadt zurückwarfen. Noch erbitterter war der Zusammenstoß bald darauf, als der Kaiser das Lager verlassen hatte und seine Gemahlin besuchte, die in dem benachbarten Kloster San Bassano sich aufhielt. Wiederum gegen den kaiserlichen Heereshaufen richtete sich der Angriff. Sechshundert Reiter warfen sich auf die deutschen Ritter, welche in langem grimmigen Kampfe vergebens die Anstürmenden zurückzubringen versuchten. Das Schlachtfeld und die Bäche des Gefildes röteten sich von dem zerfließenden Blute, als gegen Abend ein heftiger Gewitterregen niederströmte; erst mit sinkender Nacht kehrten die Bürger in die Stadt, die Deutschen hinter ihre Verschanzungen zurück; eine Entscheidung hatte das stundenlange Ringen nicht gebracht, nur die wilde Leidenschaft der Kämpfenden gesteigert. Ein entsetzlicher Anblick war es, als die Deutschen die abgehauenen Köpfe der gefallenen Feinde wie Bälle sich zuwarfen und die Belagerten, die an Wildheit nicht nachstehen wollten, die zerstückelten Glieder der Gefangenen von den Mauern herab unter die Belagerten schleuderten. Als der Kaiser ins Lager zurückkehrte, hoffte er durch blutige Strenge die Bürger zu schrecken; vor ihren Augen ließ er Gefangene aus Crema aufhängen, doch die Städter führten sofort deutsche Ritter, die ihnen in die Hände gefallen waren, auf die Mauer und kreuzigten sie. Da entbrannte der Kaiser in wildem Zorn und ließ durch einen Herold in die Stadt hineinrufen, sie möchten hinfort auf keine Gnade hoffen, er würde niemand verschonen; sie möchten sich wehren so gut sie könnten, denn von jetzt an werde das Kriegerrecht walten.

Bald zeigte sich der furchtbare Ernst seiner Worte. Um seine Sturmmaschinen nahe an die Stadt heranzubringen, ließ

er einen Teil des Stadtgrabens ausdämmen; auf seinen Befehl rollte man mehrere hundert mit Erde gefüllte Tonnen hinein und schüttete Reisig und Erde darüber, so daß ein fester Damm entstand. Auf diesem bewegte sich ein gewaltiger Sturmbock an die Stadt heran, um die Mauern zu brechen, und zugleich ein von den Cremonesen erbauter beweglicher Belagerungsturm. Es war ein mächtiger Holzturm, mehr als 70 Fuß hoch und über 30 Fuß lang und breit. Auf zwei schweren Eichenbalken ruhend, stieg der mit Faschinen bedeckte Bau in sechs Stockwerken nach oben sich zuspitzend empor, die feindlichen Befestigungen weit überragend. Im ersten Stockwerk, welches die Höhe der Mauer hatte, war eine Vorkehrung angebracht, um eine Fallbrücke niederlassen zu können. Fünfhundert Männer waren erforderlich, um den ungeheuren Turm durch Stricke, die man um die Balken gewunden hatte, in Bewegung zu setzen.

Aber in der Stadt war man nicht unvorbereitet; es lebte damals in ihr einer der größten Kriegsbaumeister seiner Zeit, Marchisius, der im letzten Kreuzzuge sich hervorgethan hatte. Er hatte neun große Schleudermaschinen errichtet, Mangeln genannt, welche unablässig bei Tag und Nacht schwere Steine und Felsblöcke auf den Turm warfen; um ihn zu schützen, ersann der Kaiser ein furchtbares Mittel, ein unfehlbares, wenn nicht jede menschliche Regung in den Herzen der Belagerer ersticht war. Er ließ zwanzig der vornehmsten Gefangenen, Greise und Jünglinge, in Körben an den Seiten des Turmes aufhängen, bei Nacht gab man ihnen Kerzen zu tragen, daß sie von den Ihrigen gesehen werden konnten; die von der Stadt geschleuderten Steinblöcke mußten unfehlbar die Verwandten und Waffenbrüder treffen. Anfangs stugten die Städter, als sie ihre Lieben der Todesgefahr preis gegeben sahen; aber in diesem bangen Momente trat ein Bürger hervor und forderte die

Bagenden auf, nicht des Lebens der Ihrigen zu schonen, wenn es gelte die geliebte Vaterstadt zu retten; „ihr Tod“, rief er, „verbürgt die Freiheit, und dreimal glücklich sind die, welche für das Vaterland sterbend den Kranz der Unsterblichkeit erwerben!“ Das Entsetzliche geschah: von fanatischem Eifer getrieben, richteten sie aufs neue ihre Geschosse gegen den Feind; elf von den unglücklichen Gefangenen wurden von den Steinblöcken zerschmettert, doch der halbzertrümmerte Turm mußte nach einigen Tagen zurückgezogen werden; mit dem eigenen Herzblut hatten die Bürger den Angriff abgeschlagen und ihre Stadt geschützt.

Vergebens bemühten sich mittlerweile die Mailänder durch einen Angriff auf die Burg Manerbo am Comersee ihren Bundesgenossen Erleichterung zu verschaffen; sie wurden nach kurzem Kampfe zurückgeworfen. Ebenso erfolglos versuchte die Stadt Brescia Hilfe nach Crema zu bringen. So waren die Belagerten auf sich selber angewiesen und ihr kühner, erfinderischer Geist schuf inuner neue Hilfsmittel. Als ihre Angriffe zurückgeworfen wurden und die furchtbaren Kriegsmaschinen die Stadt bedrohten, da legten sie Fußangeln vor die Wälle, in welche sich die Anstürmenden fingen und fertigten Gräben an, die sie mit leichtem Flechtwerk und Erbe bedeckten; mancher Unglückselige stürzte in die verräterische Falle hinab und fand dort unten seinen Tod von Feindeshand. Schon in den sechsten Monat hinein zog sich die Belagerung; ein rauher Winter war eingebrochen und das kaiserliche Heer litt von der ungewöhnlich harten Kälte und von dem steigenden Mangel an Lebensmitteln, denn meilenweit umher war alles verwüstet. Nochmals war es den Bürgern gelungen einen vom Kaiser persönlich geleiteten Angriff auf die Stadt abzuschlagen. Fürchterlich war das Ringen gewesen. Um die Sturmdächer und Türme vor dem Feuer zu schützen, hatten die Kaiserlichen sie mit Weidengeflecht, Tier-

fellen und Filzdecken überzogen, und als die Bürger den großen Cremoneser Turm mit feurigen gebogenen Eisenhaken angriffen, um Holz und Lächer in Brand zu stecken, da löste die Besatzung im Turme mit langen Lanzen und Stangen die glühenden Widerhaken los, löschte von oben her das Feuer mit Wasser und schnitt mit Sensen das brennende Tuch ab. So erreichte der Turm die Mauer; hier aber schüttete sich eine solche Menge von siedendem Pech, Schwefel und brennenden Fässern auf die Angreifer, daß sie sich mit großem Verluste zurückziehen mußten.

Dem Kaiser entging das Bedenkliche seiner Lage nicht. Während seine Kraft an den Mauern der widerspenstigen Stadt zerschellte, hatten sich die Zustände um ihn her wesentlich umgestaltet. Der Bruch mit der Kirche war erfolgt, der Papst hatte sich offen den Feinden des Kaisers zugesellt, und die kühnen Verteidiger Cremas schirmten nicht mehr allein ihre städtische Selbständigkeit, sie waren jetzt auch die Vorkämpfer der Kirche und der nationalen Freiheit geworden. Ganz Italien blickte mit Bewunderung auf diese kleine Stadt, von deren Mauern schon einmal ein deutscher Kaiser erfolglos abgezogen war, und ein gleiches Los schien auch jetzt bevorzustehen. Die Stadt mußte fallen, wenn nicht die hochfliegenden Entwürfe des Hohenstaufen zusammenbrechen sollten. Während er den entscheidenden Hauptsturm vorbereitete, kam ihm das Glück wesentlich zu Hilfe. Gerade in dieser Zeit wurde der erfindungsreiche Kriegsbaumeister Marchisius, der so viel für die Verteidigung Cremas gethan, zum Verräther an seiner Vaterstadt. Er entfloh in das kaiserliche Lager und bot seine Dienste dem Feinde Cremas an. Vom Kaiser freundlich aufgenommen, erbaute er einen neuen Kriegsturm, ein Wunder an Größe und sinnreicher Erfindung. Aus dem mächtigen Holzgerüst konnte eine sechs Ellen breite und vierzig Ellen lange Brücke vorge-

schoben werden, die man auf die feindliche Mauer niederlassen wollte; nachdem es mit Faschinen ringsum gedeckt war, wurde das Gebäude dicht an den Cremoneser Turm herangebracht, der bereits in der Nähe der Stadtmauer stand. Der Pfalzgraf Konrad und Otto von Wittelsbach bestiegen mit ihren Rittern den Cremoneser Turm, andere deutsche Fürsten und Lombarden besetzten das Gerüste des Marchisius; außerdem wurde das gesamte Heer um die Stadt aufgestellt, um die Mauern zu untergraben oder auf SturMLEITERN zu ersteigen. Als die Städter sahen, wie alles ringsum von Waffen glänzte, wie die Trompeter der sämtlichen Heerschaaren und die Bannerträger nur das Zeichen erwarteten um hervorzubrechen, da rüsteten sie sich mit todesmutiger Entschlossenheit und alle befeelte das eine Gefühl, in dem entscheidenden Kampfe nicht schlechter zu erscheinen als ihre Gegner. In der Morgendämmerung des 21. Januars 1160 begann der Sturm. Freilich die Versuche die Mauern auf SturMLEITERN zu ersteigen scheiterten; mächtige Steinblöcke, Feuerbrände, Pechfränze, Töpfe mit siedendem Öl, welche Frauen und Kinder heranschleppten, fielen auf die Anstürmenden nieder und wer auf der Leiter heranzuklimmen versuchte, wurde rücklings hinabgeworfen. Aber die furchtbaren Kriegstürme waren nicht abzuwehren. Unverwundbar selber, während aus ihren Stockwerken von sicherem Hinterhalt ein Sprühregen von Pfeilen und Steinen hervorquoll, rollten sie wie ein dunkles unabwendbares Geschick an die Stadt heran. Gleichzeitig fielen die Brücken beider Türme, und die Krieger stürmten auf die Mauer vor. Doch gelang es den Bürgern den Angriff vom Gerüste des Marchisius glücklich abzuschlagen; hitziger war der Kampf beim Cremoneser Turm. Hier stritten die beiden Pfalzgrafen mit mannhafter Tapferkeit; immer von neuem anstürmend, versuchten sie sich auf der Mauer zu behaupten; Konrads Fahnenträger, Graf Berthold von Urach,

sprang sogar mit einigen Rittern von der Mauer in die Stadt hinab und trieb mit seinem Schlachtschwert die Feinde vor sich her. Aber dem Kühnen folgten die Waffenbrüder nicht, so war er bald mit seinen wenigen Begleitern von den Gegnern umzingelt und wehrte sich in verzweifelterm Gefechte gegen die andrängende Menge. Sie alle fielen, den Grafen Urach erschlug ein Bürger von hinten mit seiner Streitart; als Zeichen des Triumphes soll der Sieger dem Gefallenen die Kopfhaut abgezogen und den Helm mit seinem Haarschopf geschmückt haben. Noch drei andere Ritter Konrads fielen in die Hand der Feinde, welche sie mit Haken von der Mauer zur Erde gerissen hatten. Die Wendung des Kampfes trat ein, als es den Belagerten gelang durch ihre unablässig geschleuderten Steinblöcke die Brücke des Turmes zu beschädigen, so daß niemand sie mehr zu betreten wagte und auch die, welche noch auf der Mauer waren, an Rückzug denken mußten, wenn sie nicht abgeschnitten werden wollten. Unwillig ging Otto von Wittelsbach zurück; als Letzter kämpfte mit wenigen Begleitern der jugendliche Pfalzgraf Konrad, der durchaus nicht von der Mauer weichen wollte; noch auf der halbzertrümmerten Brücke dauerte der Kampf mit den Verfolgern fort, doch gelang es ihm noch glücklich in den Turm zurückzukommen; einige seiner Ritter, denen dies nicht mehr möglich war, stürzten sich in den ausgefüllten Graben.

Der Sturm war abgeschlagen, zum letzten Mal hatten die Bürger ihre Stadt gerettet. Aber ihr Fall war nicht mehr abzuwenden, der furchtbare Kampf hatte die Kräfte der Verteidiger aufgezehrt.

Bereits nach wenigen Tagen begannen sie mit Heinrich dem Löwen und dem Patriarchen von Aquileja die Verhandlungen, welche zur völligen Unterwerfung unter den Willen des Kaisers führten. Nicht gegen den Kaiser, erklärten die tapfern

Männer, sondern gegen ihre Landsleute, gegen Cremona hätten sie die Waffen ergriffen; nicht Cremona, sondern Gott und dem Kaiser wollten sie dienen. Das Bündnis mit den Mailändern hätten sie, so lange es Gott gefallen, treulich gehalten; jetzt, da alle Hoffnung auf Sieg ihnen genommen sei, wünschten sie den Krieg zu beendigen, denn der Tapferkeit des Kaisers vermöchten sie nicht länger zu widerstehen. Nur das Eine erbäten sie, daß nicht ihre Todfeinde, die Cremonesen, sondern der Kaiser über ihr Schicksal bestimme. Friedrich, des endlich erfolgten Sieges froh, bewilligte den Bewohnern freien Abzug mit Weib und Kind und aller Habe, die sie forttragen konnten, der Hilfsmannschaft aus Mailand und Brescia ließ er nur Leben und Freiheit. So zogen am 27. Januar 1160 gegen 20 000 Menschen aus den lange verteidigten Mauern; die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt, bald bezeichnete nur ein wüster Schutthaufen die Stätte, wo einst Crema gestanden; ihre ausgewiesenen Bewohner wandten sich nach Mailand, für welches sie ihre Vaterstadt zum Opfer gebracht hatten. Der Kaiser selber wurde von dem Anblick des tiefsten menschlichen Leides mächtig ergriffen, und wie ein Lichtstrahl hinein in die barbarische Zeit fällt der Bericht eines alten Erzählers, daß Friedrich einen müden Kranken durch Schutt und Trümmer hindurch getragen habe. Nach fünf Tagen brach er nach Lodi auf und wandte sich von da nach Pavia, wo man den heimkehrenden Sieger mit Frohlocken empfing. Die ganze Stadt war wie ein Tempel geschmückt und duftete von Wohlgerüchen aller Art. Als man die Kunde von seinem Heranzuge vernahm, strömte ihm die ganze Bevölkerung, Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder, begrüßend entgegen, nannte ihn den Bringer des Heils und den einzigen würdigen römischen Kaiser. Raum konnte er durch das Gedränge in die Kirche gelangen, wo er dem Allmächtigen für den Sieg dankte. Kai-



ferliche Schreiben aber ergingen durch das ganze Reich des Inhalts, daß Gott ihm am Tage nach der Befehrung des heiligen Paulus einen vollständigen Sieg über Crema verliehen und der Kaiser den ruhmvollen Triumph nicht befleckt habe, weil dem armen Volk in der Stadt von ihm das Leben geschenkt sei.

Wohl mochte sich Friedrich des Sieges freuen, denn er schreckte nicht nur die empörten lombardischen Städte, sondern war auch für die zum Kampfe gerüstete römische Kirche ein herber Schlag. Während Friedrich vor den Mauern Crema lag, war der Bruch mit dem Papst erfolgt. Freilich dem von Hadrian drohenden Bannstrahl war der Kaiser durch den Tod des Papstes zu Anagni (1. September 1159) entgangen; aber ein gewaltiger Gegner hatte an des Dahingeshiedenen Stelle den Kampf aufgenommen; Roland, der kühne Sprecher von Besançon, der unerschütterliche Vorkämpfer der geistlichen Vorrherrschaft, war Papst geworden.

Nach der feierlichen Beisetzung Hadrians in der Peterskirche zu Rom trat das stimmberechtigte Kardinals-kollegium in dem Raum hinter dem Altar zur Neuwahl zusammen, in sich gespalten in eine kleinere kaiserliche und eine größere päpstliche Partei. Um den Schein der Friedensliebe zu wahren, vereinigte man sich dahin, daß nur der einstimmig Erwählte als rechtmäßiger Papst gelten solle, eine unsinnige Bestimmung, da sie sich nicht verwirklichen ließ. Dies zeigte sich auch sofort. Nach dreitägiger Beratung erhielt der kaiserlich gesinnte Kardinal Oktavian nur eine kleine Anzahl von Stimmen, während der Kanzler der römischen Kirche Roland, schon unter Hadrian der Führer der kaiserfeindlichen Partei, die überwiegende Mehrheit gewann. In dem nun entstehenden Streit über die Rechtmäßigkeit der Wahl wollte der älteste der Kardinäle, der Sitte gemäß, dem nur zum Schein sich weigernden Roland den päpst-

lichen Mantel umlegen, als Oktavian auf ihn zutrat und mit den Worten: „Man muß ihn nicht zwingen!“ das Purpurgewand ihm aus den Händen riß. Nun entstand ein Hin- und Herzerren, wobei schließlich der Mantel in Stücke zerseht sein soll. Oktavian ließ sich von einem Kaplan einen bereitgehaltenen Purpurmantel reichen und von demselben in solcher Eilfertigkeit anlegen, daß das vordere Stück hinten saß, und als er nun seinen Fehler gut machen wollte, aber in der Eile nicht die Ärmel finden konnte, band er den Mantel mit den Troddeln des unteren Besazes um den Hals fest. So, wie in einem unwürdigen Possenspiel, trat er in die Peterskirche, von den Seinigen als Papst Victor VI. begrüßt; alsdann ging es in feierlichem Zuge mit Fahnen und Standarten und den Rufen: „Papst Victor hat der heilige Petrus erwählt!“ nach dem Palast von St. Peter, während Roland und sein Anhang in das der Kirche nahe gelegene Kastell flüchteten und von hier, acht Tage lang gefangen gehalten, an einen sichern Platz nach Trastevere gebracht wurden. Bald aber wandelte sich die Stimmung des Volkes zu Gunsten des Gefangenen, den es als Märtyrer der Kirche ansah. Von Obbo. Frangipani, einem römischen Adligen, aus dem Gefängnisse befreit, schritt Roland unter den Jubelrufen des Volkes durch Roms Straßen und ließ sich am 20. September mit strenger Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen zu Rimfa von dem Kardinalbischof Hubald von Ostia zum Papste weihen und krönen. Als Papst nannte er sich Alexander III., ein bedeutsamer Name, denn Alexander II. war einst siegreich dem von Kaiser Heinrich IV. erhobenen Gegenpapst Honorius entgegengetreten.

Die unbeugsame Festigkeit, welche er als Kardinal gezeigt hatte, offenbarte Alexander auch als Papst. Noch am Tage seiner Weihe richtete er an Victor, den „Kardinal Oktavian“ die Aufforderung sich binnen 8 Tagen ihm, dem rechtmäßigen

Oberhaupt, zu unterwerfen, und als dieser dem Befehle nicht nachkam, sprach er über ihn den Bann aus. Alsdann meldete er dem Kaiser, der damals im Lager vor Crema stand, seine Erhebung auf den apostolischen Stuhl; Friedrich soll — nach einem Berichte, der freilich an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet — durch dies feste Auftreten in solchen Zorn geraten sein, daß er anfangs die Gesandten Alexanders aufknüpfen lassen wollte, bis Heinrich der Löwe und Herzog Welf ihn beschwichtigten. Mit dem bloßen jähzornigen Aufwallen war ja auch gegen den kühnen umsichtigen Alexander nichts zu erreichen, das erkannte der Kaiser sofort und wandte sich deshalb dem Räte seines Kanzlers Reinald zu, der um diese Zeit aus Deutschland zurückgekommen war, wo ihn das Kölner Domkapitel und die Bürger zum Erzbischof von Köln erwählt hatten. Auf seinen Rat berief der Kaiser zur Lösung der eingetretenen Kirchenspaltung ein Concil nach Pavia auf den 13. Januar 1160 und leitete das Recht dazu aus dem Vorgange früherer römischer Kaiser her, denn auch Constantin, Justinian, Karl und Otto hätten Kirchenversammlungen abgehalten. Zugleich wurden an die beiden streitenden Häupter der Kirche Einladungen erlassen; das Schreiben an Alexander, welches uns noch erhalten ist, war an den „Kanzler Roland“ gerichtet, um dem Urteile der zu berufenden Versammlung nicht vorzugreifen; ähnlich wird das Schreiben an Otkavian gewesen sein, wenn auch Anhänger Alexanders behaupten, daß der Kaiser in demselben Otkavian bereits als Papst angeredet habe. Da das Schriftstück nicht mehr existiert, ist eine Entscheidung darüber nicht zu treffen; doch klingt es unwahrscheinlich, daß Friedrich, der damals noch einen Ausgleich herbeizuführen wünschte, eine solche Unterscheidung gemacht haben sollte.

Von den beiden Eingeladenen versprach Victor zu kommen, Alexander lehnte mit Entschiedenheit ab. Der Kaiser, sagte er,

sei allerdings Schirmvogt der römischen Kirche, dennoch habe er seine Machtbefugnisse weit überschritten, wenn er ein Concil ohne Wissen des Papstes berufe; Alexander werde deshalb auf der anberaumten Versammlung nicht erscheinen und sich dem Richterspruch derselben nicht unterwerfen. Die Kirche sei bedroht vom Joch der Knechtschaft; ihre Freiheit zu schützen, hätten die Vorfahren freudig ihr Blut vergossen, und auch er werde, ihrem Beispiele folgend, das Äußerste zu tragen wissen.

Das Concil wurde erst am 5. Februar im Dome von Pavia eröffnet, da Friedrich vorher die Belagerung von Crema hatte beendigen wollen. Zugewogen waren etwa 50 Bischöfe, meistens italienische und deutsche, vereinzelt aus Burgund und Frankreich; Alexander und sein Anhang hielt sich fern, Victor war erschienen und hatte in dem vor der Stadt gelegenen Salvatorerkloster seinen Aufenthalt genommen. Als eine Vertretung der gesamten abendländischen Kirche ließ sich diese Versammlung nicht betrachten, auch fühlten die Väter dies selber, doch mußte bei der Weigerung Alexanders sich dem Urtheil des Concils zu unterwerfen eine Entscheidung getroffen werden. Der Kaiser wies in seiner Eröffnungsrede nochmals darauf hin, daß ihm als römischen Kaiser das Recht zustehe in so dringlichen Gefahren der Kirche ein Concil zu berufen; doch überlasse er die Entscheidung über den ausgebrochenen Streit ganz ihnen als den von Gott eingesetzten Priestern; sie möchten frei und ungezwungen ihre Ansicht äußern und ihr Urtheil so fällen wie sie es vor Gottes Richterstuhl verantworten könnten. Nachdem er so gesprochen, zog er sich zurück und nahm an den Verhandlungen, die sieben Tage dauerten, keinen Anteil. Obgleich die lombardischen Bischöfe meinten, man müsse sich eines endgiltigen Urtheils enthalten und vorher der Sitte gemäß den Cardinal Roland noch dreimal vorladen, so war doch die Mehrheit

für eine feste Entscheidung; am 11. Februar erfolgte die Beschlußfassung, dahin lautend, daß Victor als rechtmäßiger Papst anerkannt, Roland verworfen wurde. Am 12. Februar zog Victor in feierlichem Zuge auf weißem Zelter von dem Salvatorfloster nach dem Dome, wo der Kaiser nach alter Sitte ihm Zaum und Bügel hielt, den Abgestiegenen in die Kirche auf den Thronseffel am Altare geleitete und ihm knieend die Füße küßte. Am folgenden Tage sprach Victor den Bannfluch über Roland und seine Anhänger aus; die Geistlichen löschten die brennenden Kerzen, die sie in den Händen trugen, und übergaben ihn dem Teufel „zum Verderben des Fleisches, daß seine Seele gerettet werde am Tage des Herrn.“

Aber der Friede war nicht erreicht, vielmehr warf der Concilsbeschluß zu Pavia die Kirche in einen mehr als siebenzehn Jahre dauernden Kampf. Es mehrten sich die Anhänger des Gebannten; der vom heiligen Bernhard gestiftete Orden der Cistercienser, der mächtigste Orden jener Zeit, hielt unerschütterlich an Alexander fest und weigerte sich, „dem Gözenbilde, das Friedrich errichtet, zu dienen.“ Für die Lombardenstädte, welche gegen den Kaiser unter Waffen standen, war der von ihm verworfene Papst der rechtmäßige; ein Zeichen, wie eng sie sich mit ihm verbunden fühlten, war es, als am 28. Februar im Dome zu Mailand feierlich der Kirchenbann über Friedrich und Ottavian ausgesprochen wurde. Alexander selber nahm mit der ihm eigenen eisernen Entschlossenheit den Kampf an; am Gründonnerstage den 24. März schleuderte er den Bannfluch gegen den Kaiser, erneuerte den gegen Ottavian und entband alle Unterthanen des Kaisers von dem Eide der Treue, den sie ihm geschworen.

Die Verwicklung mit der Kirche war um so bedenklicher für Friedrich, als gerade damals nach abgelaufener Dienstzeit die deutschen Heerschaaren verabschiedet wurden. In einer Ver-

sammlung von Fürsten und den Vornehmsten der Ritterschaft dankte er allen für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit und rühmte ihre Tapferkeit in den überstandenen Gefahren. Diejenigen, welche sich durch eine Heldenthat ausgezeichnet hatten, rief er einzeln bei Namen auf und belobte sie. Dann verteilte er Gold und Silber, kunstvolle Gefäße, köstliche Gewänder, Lehengüter und andere Geschenke mit königlicher Freigebigkeit. Darauf entließ er sie, nur wenige Getreue mit ihren Mannen blieben bei ihm zurück: Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad, der jüngere Herzog Welf und der unermüdlche Otto von Wittelsbach. Für das nächste Jahr entbot er die Scheidenden zu neuem Zuge nach Italien.

Der Krieg gegen die Lombardenstädte geriet durch diesen Wegzug ins Stocken und das Jahr ging mit Verwüstungszügen und kleineren Gefechten entscheidungslos zu Ende. Meistens kämpften Italiener gegen einander, die kleine deutsche Heeresmacht hielt der Kaiser fürsorglich zurück. Ein härterer Kampf erhob sich um die Burg Carcano am Comersee, welche die Mailänder umlagert hatten. Zum Entsatz der Burg eilte Friedrich selber herbei und schloß wiederum die Belagerer ein; die Mailänder kamen dadurch so in die Enge, daß ihnen nur die Wahl blieb zwischen schimpflicher Ergebung und dem Versuche mit den Waffen sich durchzuschlagen. Von dem im Lager befindlichen Erzbischof Otbert von Mailand begeistert, wählten sie den entscheidenden Kampf. In der Nacht vorher fertigten sie ein Caroccio an, welches Mailands Stadtbanner führen sollte. Am Morgen des 9. August 1160, nachdem sie von den Priestern Sündenvergebung empfangen hatten, erfolgte der Angriff auf das kaiserliche Lager; aber der Gegenstoß Friedrichs war unwiderstehlich, das Caroccio wurde erobert, Mailands weiße Fahne mit dem roten Kreuze war eine Siegesbeute der Kaiserlichen. In diesem bedenklichen Augenblicke brach eine ver-

borgen aufgestellte mailändische Schar auf dem andern Flügel dem Markgrafen von Montferrat in den Rücken und so unerwartet erfolgte der Angriff, daß sich die Reihen der kaiserlichen Lombarden in wilder Flucht lösten; vergebens versuchte der Kaiser die Flüchtigen zu sammeln und kämpfte lange im dichtesten Gedränge, taub gegen die Bitten seiner Umgebung, die ihn der Lebensgefahr entreißen wollte. Erst als alles Mühen umsonst war, zog er in der Richtung von Como ab. Die siegreichen Mailänder kehrten mit ihrem wiedergewonnenen Fahnenwagen nach Mailand zurück; einen Monat später gelang es ihnen, bei einem zweiten Sturm das wichtige Carcano zu nehmen.

Den Winter über verweilte Friedrich größtenteils in Pavia und wartete, ehe er Größeres unternahm, das deutsche Aufgebot ab, welches im Frühling 1161 über die Alpen heranzog und sich in einem Lager bei Lodi sammelte. Bald sah er sich wieder an der Spitze eines mächtigen Heeres, dennoch unterließ er einen Angriff auf Mailand; zu frisch noch war die Erinnerung an die furchtbaren, sechs Monate dauernden Kämpfe von Crema, und was war Crema gewesen gegen Mailand? Einen sichern Erfolg erwartete er nur von einer engen Einschließung, durch welche der großen Stadt alle Zuzüge von außen abgeschnitten wurden. Not und Zwiespalt der Umlagerten sollten bewirken, was für das Schwert zu schwierig und mühselig erschien. In meilenweitem Umkreis um die Stadt wurde alles vernichtet, die reisenden Saaten gingen in Feuer auf, alle Versuche der Mailänder ihr Gebiet zu schützen wurden mit den Waffen zurückgewiesen, öde und wüste lag die Gegend da, in welcher der eiserne Ring feindlicher Schwerter und Lanzen die Zufuhr hemmte. Allmählich machte sich auch der Mangel in der Stadt bemerkbar, zumal da bald nach dem Siege bei Carcano eine große Feuersbrunst mehrere Straßenquartiere in Asche gelegt und reiche Vorräte verzehrt hatte. Immer lauter erhob sich die

Stimme der Friedenspartei, so daß endlich die Konsuln Verhandlungen mit des Kaisers Bruder Pfalzgraf Konrad, dem Landgrafen Ludwig und dem Böhmenherzog Diephold anknüpften. Da ihnen diese Fürsten sicheres Geleit zugesagt hatten, so begaben sich die Konsuln auch ohne Besorgnis auf den Weg nach dem deutschen Lager, wurden aber unterwegs beim Kloster Bagnolo eine halbe Meile südlich von Mailand von den kölnischen Dienstmännern des Kanzlers Reinald überfallen. Die Mailänder eilten den Ihrigen zu Hilfe und bald standen die Kölner in hartem Gefecht. Als die deutschen Fürsten, welche ihr Ehrenwort verpfändet hatten, von dem Überfall hörten, gerieten sie in einen solchen Zorn, daß sie den Kanzler niederstoßen wollten und nur durch den Kaiser beschwichtigt werden konnten, in dessen Schutz sich Reinald begeben hatte. Umsonst versicherte der Kanzler, daß der Überfall ohne sein Wissen geschehen, ihm auch von dem freien Geleite nichts bekannt gewesen sei; die Erbitterung der Fürsten blieb und sie hielten sich deshalb auch großend im Lager zurück, als Friedrich auszog die Mailänder zu bekämpfen. Die Bürger stritten mit großer Erbitterung, bis sie mit einbrechender Nacht geworfen wurden; Friedrich, immer im Vordertreffen, versuchte den Fliehenden nach über die Brücke des Wallgrabens in die Stadt zu bringen; doch mußte er davon abstehen, als ihm sein Pferd unter dem Leibe getötet und er selber durch einen Lanzenstoß leicht verwundet wurde.

Einen Monat später ging Friedrich nach Pavia zurück, wo er einen großen Teil des deutschen Heeres in die Heimat entließ; es gingen unter andern die noch immer großenden Fürsten, der Landgraf Ludwig von Thüringen und der Böhmenherzog Diephold. Der Kaiser dagegen blieb fest bei seinem Entschlusse, nicht eher abzulassen als bis die feindliche Stadt zu seinen Füßen läge. Für den Fall, daß er in diesem Kampfe



sein Ende finden sollte, bezeichnete er den Fürsten als den von ihm gewünschten Nachfolger den jungen Herzog Friedrich von Schwaben oder Heinrich den Löwen. Er selber leitete von dem günstig gelegenen Lodi aus alle kriegerischen Bewegungen, die darauf gerichtet waren die feindliche Stadt immer enger einzuschließen; die Straßen, die nach Mailand führten, wurden besetzt, zum Theil durch Befestigungen gesperrt; streifende Scharen hinderten den Zuzug von Lebensmitteln und furchtbar war das Los der bei einem solchen Versuche Gefangenen; mit der jenen Zeiten eigenen Wildheit hieb man allen Ergriffenen die rechte Hand ab.

Mailands Fall war nicht mehr aufzuhalten. Ein tiefer Spalt ging durch die Bevölkerung und bei dem leidenschaftlichen Streite für und wider die Ergebung fiel man nicht selten mit den Waffen auf den Straßen sich an. Die Erbitterung stieg noch, da bereits einzelne angesehene Bürger heimlich zum Kaiser nach Lodi flüchteten und sich ihm unterwarfen; dunkle Gerüchte gingen durch die Stadt von einer Verschwörung der Vornehmen, die beabsichtigten das Gleiche zu thun. So begab sich denn eine Gesandtschaft nach Lodi, um mit dem Kaiser über eine Unterwerfung zu verhandeln. Nach einem ersten vergeblichen Vermittlungsversuch erklärten sich die Mailänder bereit, Mauern, Türme und Wälle niederzureißen, dreihundert Geiseln zu stellen, allen Hoheitsrechten zu entsagen, eine kaiserliche Pfalz zu bauen und einen Podestà anzunehmen, keinen Bund mit einer andern Stadt zu schließen und dreitausend Bürger zu verbannen. Es war ein umfassendes Anerbieten, aber es blieb doch noch immer die Stadt und ihre Herrschaft über das städtische Gebiet bestehen, so wie die Freiheit und das Eigentum der Einzelnen. Im kaiserlichen Räte waren die Meinungen geteilt; der Kanzler Reinald, der unversöhnliche Feind der Mailänder, und die italienischen Städte erklärten sich für unbedingte Unterwerfung.

Ihrer Ansicht folgte der Kaiser, der in einer bedingungslosen Ergebung die Sühne für den jahrelangen Widerstand sah; „Besiegte“, sprach er zu den zurückkehrenden Gesandten, „haben den Siegern keine Vorschläge zu machen und nichts zu hoffen, wenn sie sich nicht unbedenklich unterwerfen.“ Mailands Los war damit entschieden; bei der Bedrängnis der Stadt konnte ein hoffnungsloser Widerstand die Lage nur verschlimmern.

Am 1. März 1162 erschienen acht Konsuln und ebenso viele mailändische Edle zu Lodi, barfuß, mit dem blanken Schwert um den Nacken, warfen sich vor dem Kaiser, der inmitten seiner Fürsten thronte, demütig nieder und gelobten im Namen der Stadt Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Ein ähnliches Schauspiel wiederholte sich am 4. März, indem dreihundert auserlesene Ritter die Schlüssel der Stadt überreichten und sechsunddreißig Fahnenträger die Banner der mailändischen Ritterschaft ihm zu Füßen legten. Am 6. März zogen gegen tausend Mann mailändischen Fußvolkes mit dem Caroccio, dem Fahnenwagen der Stadt, nach Lodi, zugleich mit ihnen die Befehlshaber der abhängigen Ortschaften mit 94 Fahnen. Am Thore von Lodi wartete das Volk in strömendem Regen, bis der Kaiser sein festliches Mahl beendet hatte; dann, als er sich auf seinem Throne niedergelassen, zogen die Scharen in düsterm Schweigen an ihm vorüber, voran das Fußvolk von drei Quartieren vor dem Caroccio, von ebenso vielen hinter demselben. Als man des Kaisers ansichtig wurde, stießen zwei Trompeter, die auf dem Fahnenwagen standen, schmetternd in die ehernen Tuben und hielten ihrem Stolze, der jetzt erstarrt und hier zu Grabe getragen werden sollte, gleichsam die Leichenfeier; als der Klang verhallt war, wurden die Tuben dem Kaiser dargereicht, damit übergab man sinnbildlich die Abzeichen der städtischen Gewalt, denn beim Klange der Tuben waren bisher die Beschlüsse des mailändischen Volkes verkündigt worden.

Danach traten die Vorsteher der kleineren Ortschaften einzeln heran, bekannten sich schuldig und übergaben der Reihe nach ihre Fahnen von der ersten bis zur letzten.

Noch stand das Caroccio, der von Ochsen gezogene Fahnenwagen der Stadt, ein gewaltiger Bau, aus starken Eichenbohlen zusammengefügt, mit Eisen beschlagen und zur Verteidigung eingerichtet; in der Mitte erhob sich ein Mastbaum, der von oben bis unten mit Eisen, Riemen und Stricken umkleidet war, an seiner Spitze ein Kreuz, dessen Vorderseite den Schutzheiligen Mailands, den heiligen Ambrosius, zeigte, wie er mit ausgebreiteten Händen den Segen spendet; unter dem Heiligen flatterte die weiße, mit rotem Kreuz geschmückte Fahne der Stadt. Nach Übergabe aller Ehrenzeichen der Mailänder kam zuletzt der Wagen heran, um selber auch sein Haupt zu neigen. Sein Lenker senkte kunstvoll den Mastbaum bis zur Erde, so daß alle, die neben dem Throne des Kaisers standen, den Zusammensturz des Gerüsts befürchtend, erbebtten; doch ruhig fiel der Mast nieder und erhob sich wieder, nachdem der Kaiser von der Spitze die Fahne abgenommen hatte. Bei diesem Anblick warfen sich alle, Krieger und Volk, wehklagend auf ihr Angesicht, und als sie sich wieder erhoben, da bat einer der Konsuln um Barmherzigkeit für die gedemüthigte Stadt und wieder warf sich alles Volk zur Erden, streckte die Kreuze, welche sie als Flehende in den Händen hielten, dem Kaiser entgegen und rief seine Gnade an. Davon wurden alle, die es hörten, heftig bis zu Thränen gerührt, nur das Antlitz des Kaisers blieb finster und unbewegt. Noch einmal sprach der Graf von Bianrate, der Freund der Stadt und des Hohenstaufen, mit rührenden Worten für Mailands Bürger; aber vergeblich streckte er dem Kaiser das Kreuz des Erlösers entgegen, auf einen stummen Wink Friedrichs trat der Kölner Erzbischof Reinald hervor und verlas die Unterwerfungsurkunde,

die von ihnen mit einem unumwundenen Schuldbekenntnis beantwortet wurde. Die Entscheidung über ihr Schicksal verschob der Kaiser auf den folgenden Tag und entließ sie. Sie aber warfen in der Hoffnung auf Erbarmen die Kreuze, die sie in den Händen trugen, durch die Fenstergitter in die Keme-nate der Kaiserin, da sie vor ihr Angesicht keinen Zutritt hatten. Als sie tags darauf vorgeführt wurden und wehklagten, antwortete ihnen der Kaiser, er wolle den Anfang zugleich mit dem Gericht und der Gnade machen; denn wenn nach der Gerechtigkeit verfahren werden sollte, so müßten sie alle das Leben verlieren, doch jetzt dünke es ihm gut der Gnade Raum zu geben. Er befahl nun, daß alle Konsuln und gewesenen Konsuln, Hauptleute und Ritter, Rechtskundige und Richter als Geißeln behalten, das Volk aber als weniger schuldig in die Stadt zurückgeschickt werde. Ferner befahl er, daß die einzelnen Stadthore und um die Thore Graben und Mauer eingerissen würden, damit zu jedem Thore für eine Heeresabtheilung in breiter Frontstellung der Eingang offen stehe; und so geschah es. Hierauf sandte er zwölf Bevollmächtigte in die Stadt mit dem Befehl, daß alle, die zwölfjährig oder darüber wären, die Huldigung leisteten, was ebenfalls geschah. Aber statt nun in Mailand einzuziehen, wandte sich Friedrich nach Pavia, wo der endgiltige Beschluß über die Unterworfenen gefaßt wurde. Hier ward es allen klar, wie furchtbar die versprochene kaiserliche Barmherzigkeit sein sollte. Der Kaiser dachte an die Zerstörung der Stadt, denn sie, heißt es in einem später abgefaßten Erlaß, sei der Mittelpunkt aller Kämpfe, die Verteidigerin der Kirchenspaltung und durch nachsichtige Behandlung zu Rückfällen in die alten Frevel aufgereizt worden. Es ist die Stimme des Reichskanzlers Reinald, die in diesen Worten durchklingt. Mit besonderer Erbitterung äußerten sich die kaiserlichen Lombarden. „Den Becher der Trüb-

sal, sprachen sie, welchen die Mailänder andern Städten kredenzt haben, mögen sie nun selber trinken. Sie haben Lodi, Como und andere Städte zerstört, so muß auch Mailand wieder vernichtet werden."

So wurde denn das Vernichtungsurteil gesprochen und rasch vollzogen. Am 19. März erhielten die Einwohner den Befehl, binnen acht Tagen die Stadt zu räumen. Schon am Tage vorher hatte der Erzbischof Otbert, der ausdauernde Feind des Kaisers, Mailand verlassen und sich zu Papst Alexander nach Genua geflüchtet. Unter herzerreißenden Wehklagen erfolgte am 26. März der Auszug des Volkes; „wer hätte“, erzählt ein Zeitgenosse, „sich der Thränen enthalten können, als er das Klagen vernahm und den Kummer sah der Männer und Frauen und besonders der Kranken und Schwachen, welche die Stadt verließen und ihren Häusern den Rücken wandten?“ Viele wanderten in befreundete Nachbarstädte, die große Menge aber lagerte in der Nähe des Grabens und der Wälle auf freiem Felde. Noch immer erwartete man von der Gnade des Kaisers in die Stadt zurückkehren zu dürfen; bald erlosch ihnen auch diese Hoffnung. Die unglücklichen Einwohner wurden, nachdem sie die Vernichtung ihrer Heimat angesehen hatten, in vier offenen Flecken zwei Millien von Mailand angesiedelt.

Am 26. März zog der Kaiser mit seinem Heer durch die Mauerlücken in die dem Verderben geweihte Stadt ein. Das Werk der Zerstörung vollzog sich rasch, denn alle bösen Leidenschaften im Menschen führten den Vermüthern die Hände. Der Kaiser hatte die Stadt in sechs Bezirke verteilt und sie seinen italienischen Bundesgenossen zur Vernichtung übergeben; und so eifrig waren diese bei der Arbeit, daß das was kaum in zwei Monaten möglich erschien in acht Tagen ausgeführt wurde. Allen andern voran waren die Einwohner von Lodi thätig

die alte Feindin vom Erdboden zu tilgen. Nach einer gründlichen Ausplünderung warf man Brandfackeln in die Stadt, und was dem Feuer widerstand, vernichtete die Menschenhand und das Brecheisen. Kaum der fünfzigste Theil der Stadt blieb stehen, einsam ragten aus dem Schutte die Kirchen hervor, von denen die meisten verschont geblieben waren; doch waren vielfach die Kanzeln und Altäre zertrümmert, auch Reliquien geraubt worden. Der prächtige Glockenturm der Kathedrale, der für den höchsten in ganz Italien galt, wurde wenige Tage nach dem Abzuge des Kaisers niedergerissen, weil er inwendig ausgebrannt auf die Kirche sich neigte und sie zu zertrümmern drohte; in seinem Sturze zerschlug er einen großen Theil des Domes. Am meisten Widerstand leisteten die aus großen Quadersteinen aufgeführten Ringmauern mit ihren nahezu hundert Thürmen; denn abgesehen von den Mauern Roms war nie ein stärkeres Werk in Italien erbaut worden. Nur hier und da wurden sie durchbrochen, aber dreimal im Laufe des Sommers kehrten die unermüdblichen Verwüster zurück und setzten auch an ihnen ihr Zerstörungswerk fort. Später erzählte man sich, man hätte wie über ein Ackerfeld den Pflug gezogen über die Brandstätte und in die Furchen Salz gestreut zum Zeichen der Verfluchung; es ist eine unverbürgte Sage, aus der Leidenschaft der Zeit geboren, aber sie zeugt doch davon, welchen Eindruck die Zerstörung der prangenden Stadt, der ersten Oberitaliens, auf die Zeitgenossen machte. „Ein zweites Troja geht zu Grunde“, schrieb damals unter den Schrecken der Ereignisse ein italienischer Schriftsteller.

Der Kaiser blieb bis zum Palmsonntage, den 1. April, in den Trümmern der Stadt; als dann das graufige Werk eingestellt wurde, ließ er in der Ambrosiuskirche das Hochamt halten und sich von seinem Kanzler, dem Erzbischof Reinald, die geweihten Palmzweige reichen. Von der Trümmerstätte eilte

er nach Pavia, wo im Kreise der Fürsten die eigentliche Siegesfeier begangen wurde. Am Ostersfesttage trug er zum ersten Male wieder nach drei Jahren die italienische Krone; mit ihr geschmückt erschien er zur Messe in der Hauptkirche der Stadt. Einst hatte er, nach dem erneuten Abfall der widerspenstigen Stadt, den Schwur gethan, die Königskrone nicht eher auf sein Haupt zu setzen, als bis Mailand bezwungen zu seinen Füßen läge. Nun war der Schwur in Erfüllung gegangen und so wichtig erschien ihm das Ereignis, daß er längere Zeit hindurch in Urkunden nicht nur nach den Jahren seines Kaisertums, sondern auch nach der Zerstörung Mailands rechnete.

Und mit Zug und Recht mochte er so thun; denn mit Mailand lag auch die Lombardei zu seinen Füßen und war fester an ihn gekettet als irgend eine deutsche Landschaft. Sein Wille gebot, mit der republikanischen Freiheit der italienischen Städte war es vorbei. Brescia, Piacenza, Bologna, Ravenna unterwarfen sich, trugen ihre Türme ab, brachen die Ringmauern und nahmen deutsche Machthaber, die vom Kaiser gesetzten Podestás, willig an. Und mit der Lombardei war auch die Romagna und die tuscische Mark, die der Kaiser als Lehen an Welf VI. gegeben hatte, unter deutscher Botmäßigkeit. Die beiden großen italienischen Handelsstädte Genua und Pisa versprachen dem Kaiser für den beabsichtigten Feldzug gegen den König von Sicilien eine Unterstützung mit ihren Schiffen. Nach dem Falle Mailands trug sich der Kaiser mit großen Entwürfen; zu neuen Unternehmungen gedenke er sein Heer und seine siegreichen Abler zu wenden, erklärte er seinen Freunden. Die Unterwerfung des Siciliers sollte ihm den Weg bahnen zu seinem langgehegten Ideal die römische Kaisermacht in Italien aufzurichten; und noch weiter schweiften die Gedanken des gewaltigen Mannes. In dem Vollgefühl seiner Thatkraft sprach er es aus,

daß er den Glanz und die Macht des römischen Reiches nicht nur über das Festland, sondern auch auf dem Meere ausbreiten und erhöhen wolle. Freilich zunächst riefen ihn andere Sorgen in sein burgundisches Königreich und nach Deutschland zurück.

### Siebentes Kapitel.

### Kaiser und Papst.

Die italienische Städtefreiheit war gebrochen, ein langer mit zäher Ausdauer geführter Krieg beendet. Als der Kaiser, mit dem Siegeslorbeer geschmückt, Italien verließ, mochte er sich des Gedankens getrösten, dem Ziele der unumschränkten römischen Kaiserherrlichkeit nahe zu sein; aber ein Kampf, schwerer als der gegen die widerspenstigen Lombarden, blieb ihm auszukämpfen; noch stand ein Gegner unbezwungen, den nicht ritterliche Tapferkeit, nicht Sturmboß und Kriegsturm, nicht des Schwertes Schärfe niederzuwerfen vermochte, dessen Macht festhaftete in den Gemütern der Menschen und unwiderstehlich weiter wuchs trotz Kaisergebot und Kaiserherrlichkeit. Es war die streitende Kirche, welche den Kampf gegen den weltlichen Herrscher fortsetzte, als die lombardischen Städte im Staube daniederlagen. In keiner Zeit tritt uns die großartige Persönlichkeit des Papstes Alexander, seine unbeugsame Entschlossenheit und die unerschütterliche Überzeugung, daß er der rechtmäßige Papst sei und Gott ihm die höchste Gewalt auf Erden übertragen habe, der schließlich der Sieg nicht fehlen könne, so überwältigend entgegen als damals wo der Kaiser triumphierend die Lombardei verließ. Noch ehe Mailand fiel, reifte in Alexan-



ders Seele ein kühner Entschluß; bei dem siegreichen Fortschreiten der kaiserlichen Waffen war der Kampf in Italien mit Aussicht auf Erfolg nicht fortzuführen; wenn es ihm dagegen gelang ein großes Land in den Streit wider den Kaiser hineinzuziehen, so mochte er für den Augenblick verschmerzen, den italienischen Boden und Rom, den geweihten Mittelpunkt der Kirche, verlassen zu müssen. Dieses Land konnte nur Frankreich sein, wo bereits 1161 auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse die französischen Prälaten für Alexander sich entschieden hatten. War Frankreich gewonnen, so wurde der Kampfplatz erweitert und der Streit begann sich zu einem europäischen umzuwandeln.

Im Juni 1161 begab sich Alexander von Rom nach Terracina; von hier fuhr er nach längerem Aufenthalt auf einer normännischen Galeere, welche ihm sein Verbündeter König Wilhelm von Sicilien stellte, nach Genua, wo er feierlich als Statthalter Christi begrüßt wurde. Als dann die Kunde von dem Falle Mailands nach Genua kam, versuchte Alexander zum letzten Male einen Ausgleich mit dem Kaiser herbeizuführen, ehe er die Fahrt nach Frankreich unternahm. Zu diesem Ausgleich ersah er sich den Erzbischof Eberhard von Salzburg, der gleich einem Heiligen daheim verehrt wurde und auch beim Kaiser in hohem Ansehn stand, obgleich der ehrwürdige Prälat seine Überzeugung, daß Alexander das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche sei, nie verschwiegen hatte. „Kein größeres Glück“, schreibt der Papst an Eberhard, „könnte mir hienieden begegnen als einen so großen und erhabenen Fürsten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weise zu ehren; wir sind fest entschlossen, wenn er sich bekehrt und der Kirche zuwendet, alle erfahrenen Beleidigungen und Bedrückungen so zu vergessen, als ob er uns niemals angetastet hätte.“ Eberhard erschien auch am Hofe zu Pavia und sprach mit edlem Freimut für Alexan-

der; der Kaiser wies freilich, wie nicht anders zu erwarten war, die Anerkennung desselben zurück, entließ aber den greisen Erzbischof, dessen Überzeugungstreue keine menschliche Furcht brechen konnte, mit allen Beweisen kaiserlicher Huld voll Milde und Freundlichkeit. Nun endlich rüstete Alexander seine Fahrt nach Frankreich; am 25. März 1162 verließ er mit drei Galeeren und zwei Schnellseglern das gastliche Genua und betrat nach einer stürmischen Seereise in Montpellier den französischen Boden. Sein Empfang war ein begeisterter; auf einem weißen Zelter, im vollen Schmuck seiner geistlichen Würde, zog er in die freudig bewegte Stadt, dicht umbrängt von einer zahllosen Menge, die den Stellvertreter mit Zurufen begrüßte und den Saum seines Gewandes zu berühren versuchte. Von Erzbischöfen und Bischöfen umgeben, sprach er im Dome zu Montpellier voll Selbstvertrauen seine Überzeugung aus, daß bald Frieden und Ruhe in der Kirche hergestellt sein würde.

Aber während das französische Volk dem Papste zujubelte, verhielt sich der König Ludwig VII. schwankend und unentschlossen; gerade um diese Zeit stand er in den eifrigsten Verhandlungen mit dem Kaiser über eine Zusammenkunft zur Beilegung der kirchlichen Wirren. Nach längeren Beratungen entschied man sich dahin, am 29. August an der Saone-Brücke auf der burgundisch-französischen Grenze zusammenzutreffen, Friedrich die Anwesenheit Victors, Ludwig die Alexanders herbeizuführen und alsdann durch den Ausspruch der geistlichen Versammlung entscheiden zu lassen, wer von beiden der rechtmäßige Papst wäre. Aber vergebens versuchte König Ludwig Alexander zum Erscheinen zu bewegen; der Papst weigerte sich als Oberhaupt der Kirche sich einem menschlichen Gerichte zu stellen und blieb auch fest, als Ludwig ihm das Wort entgegenhielt, es sei wunderbar, daß jemand, der von seinem Recht überzeugt sei, kein Zeugnis für seine Unschuld ablegen wolle

und die Untersuchung seiner Sache scheue. Mittlerweile sammelten sich große deutsche Massen in Dole am Doubs in der Nähe der Saone-Brücke. Außer dem Kaiser mit seinem Papst Victor und etwa fünfzig hohen Geistlichen, darunter elf Erzbischöfen, erschienen auch die angesehensten weltlichen Fürsten mit starkem bewaffneten Gefolge, Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Markgraf Albrecht der Bär; König Waldemar von Dänemark hatte sich ebenfalls eingestellt, um einem früheren Versprechen gemäß dem Kaiser persönlich zu huldigen. Von dem benachbarten Dijon aus beobachtete König Ludwig voll Besorgnis die sich sammelnde Heeresmacht; der Gedanke mochte in ihm aufsteigen, daß der Kaiser möglicherweise mit Waffengewalt seinen Willen durchsetzen werde; er forderte, die auf den 29. August festgesetzte Begegnung möge um drei Wochen verschoben werden. Der Kaiser ging allerdings auf diese Forderung ein, beschloß jedoch, jetzt ohne die Franzosen abzuwarten die Versammlung über die Papstwahl abzuhalten, denn er glaubte die große Menschenmenge in dem dürftig angebauten Lande nicht länger mehr zusammenhalten zu können. Auf der im Anfang September abgehaltenen Synode zu Dole wurde Victor noch einmal als der rechtmäßige Papst anerkannt und der Bann gegen Roland erneuert, indem man in feierlicher Weise der Verfluchung die entzündeten Kerzen auslöschte. Als dann König Ludwig am 19. September auf der Saone-Brücke erschien, bemerkte ihm der Kanzler Reinald — Friedrich persönlich war nicht gekommen — daß der Kaiser nie daran gedacht habe, das ihm zustehende Recht bei der römischen Bischofswahl mit einem andern zu teilen. Der König, froh aus der Bedrängnis sich herauswickeln zu können, erklärte nunmehr den mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag für gelöst, wandte sein Pferd und sprengte davon.

Die drohende kriegerische Verwicklung wurde noch bedenklicher, als nun auch der englische König auf die Seite Frankreichs trat. Es war das Werk des Papstes Alexander, der durch Gesandte Heinrich II. von England hatte auffordern lassen, seinem Lehnsherrn — dies war Ludwig wegen der englischen Besitzungen in Frankreich — in der Not treue Dienste zu leisten. Heinrich fürchtete nichts mehr als eine enge Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich und erklärte sich deshalb, obwohl er damals mit dem französischen König zerfallen war, zur Hülfeleistung bereit. Bei Coucy an der Loire versöhnte Alexander die beiden Gegner und brachte den Frieden zwischen Frankreich und England zustande. Es war ein denkwürdiger Moment im Leben des Papstes, als die beiden Könige in Coucy dem nahenden Alexander ehrfurchtsvoll entgegengetraten, der eine rechts, der andere links den Zügel des päpstlichen Zelters faßten und beim Absteigen des geistlichen Oberhirten den althergebrachten Dienst des Bügelhaltens leisteten.

Alle Zeichen deuteten auf Krieg; doch scheuten sich die beiden Könige — insbesondere Heinrich von England — den schweren Waffengang mit Deutschland zu wagen; und auch der Kaiser hatte augenblicklich weder die Macht noch den Willen mit der Schärfe des Schwertes gegen die beiden päpstlichen Bundesgenossen vorzugehen. Allzubringende Sorgen riefen ihn nach Deutschland. So blieb die Gewitterschwüle in der Luft, ohne sich zu entladen. Im Oktober 1162 kehrte Friedrich in die Heimat zurück, indem er gleichzeitig seinen Kanzler Reinald nach Italien, dem hohenstaufischen Sorgenlande, mit unumschränkter Vollmacht entließ.

Während der Kaiser in Italien die Macht der rebellischen Städte gebrochen und die mit ihnen verbündete Kirche bekämpft hatte, war der mühsam und mit großen Opfern hergestellte innere Friede in Deutschland wieder verloren gegangen. Es

reisten die bittern Früchte der hohenstaufischen Politik, die, nach außen gewandt, das Innere aus den Augen gelassen hatte. Über vier Jahre war der Kaiser fern gewesen und es hatte die starke Hand gefehlt, die wilden Geister, die kaum gezügelt waren, zu beschwichtigen. Ein vollgerüstet Maß von Mühen und Sorgen erwartete den Kaiser bei seiner Heimkehr ins Vaterland.

Er kam zunächst als Richter und Rächer einer längst begangenen Blutschuld. In der Stadt des heiligen Bonifacius, dem „goldenen Mainz“, welches seit Jahrhunderten der Sitz des ersten geistlichen Fürsten im deutschen Reiche gewesen, war der Erzbischof Arnold von Rebellenhänden ermordet worden.

Seit 1153 bekleidete Arnold aus dem Geschlechte der Seelenhofer das hohe geistliche Amt, auf Betrieb des Königs Friedrich dazu erwählt, dessen Kanzler er bis dahin gewesen war. Aber gleich von Anfang an erregte seine rücksichtslose Strenge gegen die Geistlichen und die weltlichen Lehnsleute die größte Erbitterung, die endlich zum offenen Widerstande führte. An der Spitze der Vasallen stand Hermann von Stahleck, der Pfalzgraf am Rhein, der das Erzstift mit Krieg überzog, die Burgen brach, die Kirchen plünderte und überall hin im rheinischen Lande die Verwüstung trug. Endlich forderte der Kaiser die beiden Hauptgegner nach Worms vors Gericht, wo, wie bereits erzählt, der Pfalzgraf und zehn seiner Mitschuldigen, des Landfriedensbruches für schuldig befunden, die schimpfliche Strafe der „Harnescharre“ auf sich nehmen mußten. Dem Erzbischof wurde freilich wegen seines geistlichen Standes und seines Alters dieser Schimpf erlassen, doch mußten seine Mitschuldigen auf gleiche Weise büßen. Aber in der Stadt Mainz grollte der Unfriede weiter und kam zum Ausbruch, als der Erzbischof bei dem Zuge des Kaisers nach Italien im Jahre 1158 von seinen Lehnsleuten eine außerordentliche Kriegssteuer

verlangte. Seine Forderung stieß auf den entschiedensten Widerspruch; einer seiner früheren Gegner, Arnold der Rote, berief sich auf das alte Recht der Mainzer, wonach der Erzbischof keine Steuern in der Stadt erheben dürfe. Der Erzbischof mußte nachgeben, brachte aber seine Klage beim Kaiser vor Mailand an, der die Steuerverweigerer mit dem Verlust ihrer Lehen bedrohte, wenn sie nicht die auferlegte Geldsumme zahlten. Die Aufregung stieg nach der Rückkehr des Erzbischofs; mit den Waffen in der Hand mußte er sich den Eingang in die Stadt erzwingen und als er bald darauf wieder fortging, um in Seligenstadt den erwählten Bischof von Würzburg zu weihen, brach die Revolution offen hervor. Der Pöbel drang in den Dom und trieb mit dem Heiligen Spott; die Schatzkammer wurde erbrochen, der erzbischöfliche Palaß verwüstet. Dem rückkehrenden Erzbischof sperrte man die Thore mit der Erklärung, nur den Kaiser als den rechtmäßigen Herrn anerkennen zu wollen. Nun sprach der geistliche Herr den Bann über die abtrünnige Stadt und eilte wiederum klagend zum Kaiser, der damals vor Crema lag und den hohen Geistlichen freundlich aufnahm, weil dieser sich mit großer Entschiedenheit für Papst Victor aussprach. Die aufständischen Mainzer erhielten den Befehl allen Schaden zu bessern, die Hauptschuldigen sollten aus Stadt und Gebiet verwiesen, die übrigen, auch die Geistlichen, die schimpfliche Strafe der Harnescharre erleiden.

Der Anschluß des Erzbischofs an den kaiserlichen Papst gab der Bewegung einen neuen Charakter; die Bürgerschaft und die mit ihr verbündete Geistlichkeit nahm offen Partei für Alexander und suchte ihre aufrührerische Gesinnung hinter dem Vorwande zu verbergen, als ob sie für die Kirche und gegen den von ihr abfallenden Erzbischof kämpfe. Als nach Arnolds Rückkehr die widerspenstigen Geistlichen barfuß im Büßergewande den Hund tragend von der Peterskirche nach der des heiligen

Alban gezogen waren, kehrten die meisten Verbannten in die aufgeregte Stadt zurück und schürten den Aufstand. Man betrieb den Widerstand nicht mehr im Geheimen; man besetzte die Thürme, sperrte die Straßen, bot alles auf gegen den Feind der Freiheit, dessen Blut vergossen werden müsse. In dieser Bedrängnis wandte sich der Erzbischof an Heinrich den Löwen und andere Fürsten um Unterstützung, und wirklich rückte auch der Sachsenherzog mit großer Macht heran. Unbegreiflicherweise aber ließ sich Arnold in diesem entscheidenden Augenblicke durch eine Mainzer Gesandtschaft, welche Unterwerfung versprach, bewegen in die Stadt zurückzukehren und auf Heinrichs Hilfe zu verzichten. In dem dicht vor der Stadtmauer auf einer Anhöhe gelegenen Jacobskloster wollte er die Neuigen empfangen und zu Gnaden aufnehmen; aber der Verrat spann sich um den Arglosen herum, als er das Kloster betrat. Der Abt desselben, Gottfried, der ihn mit heuchlerischer Demut empfing, gehörte zu seinen erbittertsten Feinden und drang bei den Verschworenen auf seinen Untergang; man möge, sagte er, den günstigen Augenblick benutzen, selbst wenn das Kloster dabei in Flammen aufgehen sollte.

Am 24. Juni 1160 erschien eine Gesandtschaft der Mainzer, aber die versprochenen Geißeln, die sie brachte, bestand aus der Hefe des Volkes. Der Erzbischof geriet in Zorn, verwarf die Geißeln und erklärte, nach der Mittagsmahlzeit seine weitem Entschlüsse kund zu thun. Man ließ ihm keine Zeit dazu. Kaum hatte er sich nach dem Mahle zur Ruhe gelegt, als man von der Stadt her das Schmettern der Hörner, das Läuten der Sturmglocken und wüste Rufe vernahm. Es war die herandrängende Empörung; geführt von den Söhnen Meingots, eines alten Gegners des Erzbischofs, wälzte sich die blutgierige Menge mit Fackeln, Bechkränzen und Sturmleitern auf drei Wegen nach dem Kloster, wo Arnold, durch seinen Bruder

Dudo von Seelenhofen, aus der Ruhe aufgeschreckt, seine wenigen Getreuen um sich sammelte und zum Widerstand ermahnte; dann kniete er in inbrünstigem Gebete vor dem Altar, um Rettung für sich und die Seinigen zu erslehen. Nach einigen Stunden der Gegenwehr sprengte die Menge das Thor des Klosterhofes und warf Brandsackel in einen hölzernen Anbau des Gebäudes. Der Erzbischof, in eine Mönchskutte gekleidet, flüchtete auf einen der Thürme des Klosters, dann als die qualmende Flamme näher kam, auf einen zweiten. Einsamer wurde es um ihn, während die Mordrufe der Suchenden von unten heraufstömten. Schon ergriffen die Flammen auch den zweiten Turm; von Moment zu Moment leckten sie näher und unerbittlicher; Arnold erkannte, daß die Stunde des Märtyrertodes gekommen sei und ließ sich von zwei Kapellanen, die noch bei ihm ausgehalten hatten, Absolution und das Abendmahl erteilen. In dieser äußersten Not drang von den Suchenden ein mainzer Ritter in seine Nähe. Noch einmal leuchtete ein schwacher Hoffnungsstrahl auf; denn diesen Ritter hatte einst der Erzbischof über die Taufe gehalten und ihm auch sonst Wohlthaten erwiesen. Ihn rief er an und beschwor ihn sein Retter zu werden. Der Ritter, scheinbar gerührt, versprach ihm eine Rüstung zu holen, da er nur in ihr gerettet werden könne; er ging, kehrte aber nicht wieder zurück. Ebenso unnütz war die Absendung eines Geistlichen, der die Übergabe des Erzbischofs gegen Zusicherung seines Lebens versprechen sollte. Man warf den Boten in Ketten und rief nach dem Erzbischof. Jede menschliche Hilfe war verloren; da bewog Arnold seinen Bruder, der allein noch bei ihm ausgehalten hatte, nun auch zu gehen und sich den Söhnen Meingots auszuliefern, die ihn, den Unschuldigen, verschonen würden. Dudo gab nach langem innern Kampfe den Bitten seines Bruders nach, überreichte Embricho, dem Sohne Meingots, sein



Schwert, wurde aber von dem heranstürmenden jüngern Meingot niedergestoßen.

Einsam auf dem brennenden Turm, umstellt von den brüllenden Mordhaufen, versuchte der Unglückliche vergebens im Gebete sich zu stärken zur furchtbaren Entscheidung; die über ihn kommende Verzweiflung, das Grausen vor dem unentrinnbaren Tode mögen seine betenden Worte auf den Lippen erstickt haben. Endlich, von der Feuersbrunst getrieben, schlich er mit einem hölzernen Crucifix in der Hand die Treppe des Turmes hinab und setzte sich an der Thür der Klosterkirche nieder. Eine Zeitlang blieb er in dem dichten Qualm unbenutzt; dann erkannte ihn ein Mainzer Kriegermann Helinger, mit lautem Rufe nach seinen Gefellen ergriff er den Unglücklichen bei den Haaren und versetzte ihm einen tödtlichen Schwertstich in die Schläfe. Wie eine wilde Meute warfen sich die Herbeikommenden über den am Boden Liegenden; scheußlich zerseht und „wie nach Fleischerart zerstückelt“, blieb der Leichnam mitten in den rauchenden Klostertrümmern liegen. Erst nach drei Tagen bestatteten ihn die Chorherren von Sanct Marien in ihrer Kirche, wo einst Arnold selber zu ruhen gewünscht hatte.

Als die wilden Gemüther sich besänftigt hatten, erwachte das Gefühl der furchtbaren Blutschuld und die Furcht vor der kaiserlichen Strafe. Um sich möglichst zu sichern, zwangen die Mainzer die Geistlichkeit Rudolf von Zähringen, den Bruder des Herzogs Berthold, zum Erzbischof zu wählen; Berthold war dem Kaiser verwandt und zugleich Schwager Heinrichs des Löwen. Rudolf nahm die Wahl an und um die Bestätigung des Kaisers zu erlangen, ging sein Bruder Berthold nach Italien. Aber Friedrich verweigerte die Anerkennung, Papst Victor sprach sogar über die Mainzer und ihren Erwählten den Bann aus. Ebenso wenig bestätigte der Kaiser die von dem

Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und Landgrafen Ludwig von Thüringen vorgenommene Wahl des Grafen Christian von Buch, Propsten zu Merseburg, wahrscheinlich weil sie nicht in seiner Gegenwart und ohne seine Genehmigung vorgenommen war. Erwählt wurde im Lager vor Mailand in Gegenwart des Kaisers von einigen anwesenden angesehenen Geistlichen aus Mainz der Bruder des getreuen Pfalzgrafen Otto, Konrad von Witzelsbach; Christian von Buch, ein dem Kaiser sonst genehmer tüchtiger Mann, ward im folgenden Jahre zum Kanzler erhoben, das Strafgericht gegen die Mainzer bis zur Rückkehr nach Deutschland verschoben.

Am 31. März 1163 trat der Reichstag in Mainz zusammen. Die Stadt war verödet, die Hauptschuldigen hatten sich bei Zeiten davon gemacht. Von den Mördern Arnolds wurde nur einer ergriffen und hingerichtet, gegen die übrigen ewige Verbannung ausgesprochen, ihr Vermögen confisciert. Der Abt Gotfried ward seiner Würde entsetzt und in die Verbannung geschickt. Schwer lastete außerdem der Zorn des Kaisers auf der Stadt Mainz; alle ihre Vorrechte und Freiheiten wurden aufgehoben, die Stadtgräben zum großen Teil ausgefüllt, die Mauern durchbrochen und stellenweis niedergeissen. Es war, als wenn sich das mailänder Strafgericht auf deutschem Boden wiederholte.

Die Mainzer Revolution war nicht nur ein Beispiel der barbarischen Selbsthilfe jener Zeiten, sondern ließ auch in die reichsfeindliche Gesinnung eines hervorragenden Fürstengeschlechtes einen grellen Einblick thun. Schon lange grollte Herzog Berthold von Zähringen, der sich in seiner Hoffnung auf den Besitz Burgunds getäuscht sah, im Geheimen dem Kaiser; nun wurde auch noch die Bestätigung seines Bruders Rudolf zum Erzbischof von Mainz vom Kaiser verworfen. Rudolf begab sich bald darauf an den Hof Alexanders nach Frankreich, um

hier seine Wahl durchzusetzen, und überbrachte zugleich an König Ludwig ein Schreiben seines Bruders, des Herzogs Berthold, worin dieser dem französischen König seine Hilfe in dem drohenden Kriege mit Friedrich anbot. Bei dieser bedenklichen Stellung eines großen Reichsfürsten schloß der Kaiser sich um so enger an seinen mächtigen Vetter, den Herzog von Bayern und Sachsen, an, und dieser war ebenfalls auf ein Bündnis mit Friedrich angewiesen, da gerade um diese Zeit sich ein Fürstenbund gegen Heinrichs aufwachsende Macht zu bilden begann. Staufer und Welfen, so lange unversöhnliche Gegner, reichten sich jetzt zu erneuetem Bunde die Hände. Um die Verbindung mit den Bäringern zu lösen, ließ sich Heinrich auf dem Reichstage zu Constanz im November 1162 von seiner Gemahlin Clementia, der Schwester des Herzogs Berthold, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft scheiden; seine Tochter aus dieser Ehe, Gertrud, wurde später mit dem Herzog Friedrich von Schwaben vermählt und so ein neues Band zwischen den beiden einstmals feindlichen Geschlechtern geschlungen.

Trotz der drohenden Zustände daheim trieb es den Kaiser wieder nach Italien; alle seine Gedanken waren auf das Land gerichtet, in welchem das Ideal der römischen Kaiserherrlichkeit bereits so manches deutsche Leben gefordert hatte und zur unbestrittenen Herrschaft der Säden, wo der Normanne das Scepter führte, noch zu unterwerfen war. Diesmal ging er ohne Heer, von seiner Gemahlin Beatrix begleitet; der getreue Otto von Wittelsbach war ihm vorausgezogen, dem der Kaiser bald nach seiner Ankunft in Italien für seine unermüdlichen Dienste die große Burg Garba zu Lehen gab. Im Oktober 1163 traf er in Lodi ein; er trug sich damals mit dem Gedanken, die Insel Sardinien unter die deutsche Herrschaft zu bringen; für den beabsichtigten Krieg gegen die Normannen in Unteritalien war der Besitz derselben von großer Wichtigkeit. Im Beginn des

elften Jahrhunderts war sie auf Betrieb des Papstes durch die Waffen Bisas und Genuas von den Arabern befreit worden; seitdem bestanden dort Ansiedlungen der beiden Handelsstädte und jede derselben suchte sich die Herrschaft zu verschaffen. Gleichzeitig aber sahen auch die Päpste die Insel als Eigentum des heiligen Petrus an, weil die Eroberung auf ihren Betrieb erfolgt war; Kaiser Friedrich hatte freilich die Ansprüche der Kirche nie anerkannt und bereits früher mit dem tuscanischen Erbe auch Sardinien an seinen Oheim Welf VI. gegeben. Nun bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit das kaiserliche Lehnrecht über Sardinien geltend zu machen. Seit der Vertreibung der Araber war die Insel in vier Herrschaften zerteilt worden, unter einheimische Fürsten, die sich Richter nannten; einer derselben, Varese von Arborea, versprach dem Kaiser einen Tribut von 4000 Mark zu zahlen, wenn er ihn zum König von Sardinien erheben wolle. Friedrich ging auf dies Anerbieten ein und Varese wurde auch wirklich in Pavia zum Könige gekrönt, doch mußte er sich die versprochene Summe erst vorher von den Genuesen leihen. Es war von Anfang an ein Scheinkönigtum und der Kaiser hat sich später auch wenig um diesen abenteuerlichen König gekümmert. Seinen Zweck hatte er erreicht, den römischen Ansprüchen gegenüber die deutsche Lehnsherrschaft zu bethätigen.

Aus allen seinen Plänen gegen das Normannenreich wurde der Kaiser urplötzlich durch den Tod des Papstes Victor zu Lucca am 20. April 1164 herausgerissen. Nun endlich war die von der Mehrzahl der Geistlichen längst ersehnte Gelegenheit gekommen mit der Kirche den Frieden zu schließen, wenn der Kaiser Papst Alexander anerkannte. Die Neigung des Ausgleiches war seit den Tagen an der Saone-Brücke auf beiden Seiten kundgethan worden; der Papst insbesondere hatte durch verschiedene Gesandtschaften auf den Kaiser zu wirken gesucht,

der aber den von ihm anerkannten Papst nicht fallen lassen wollte und konnte. Durch den Tod Victor's war ein entscheidender Wendepunkt eingetreten. Friedrich, damals am Fieber krank und durch die verfrühte Niederkunft seiner Gemahlin in schönen Hoffnungen getäuscht, schwankte in seinen Entschlüssen; Konrad von Wittelsbach, der erwählte Erzbischof von Mainz, der in seiner Umgebung war, riet zur Nachgiebigkeit. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser in diesen Tagen des Schwankens an seinen Kanzler Reinald die Botschaft schickte nichts zu übereilen und eine neue Papstwahl vorläufig zu hindern.

Wie ganz anders wäre der Verlauf der Ereignisse geworden, wenn die Versöhnung mit der Kirche erfolgt wäre! Aber in diesem entscheidenden Augenblicke griff Reinald mit rücksichtsloser Kühnheit durch und beschloß durch rasches Handeln den Ausgleich zwischen Kaiser und Papst, bei dem der leitende Staatsmann selber als Opfer hätte fallen müssen, unmöglich zu machen. Unmittelbar nach dem Begräbniß Victor's nahm er gegen das kaiserliche Gebot die neue Papstwahl vor; erwählt wurde von den gerade in Lucca anwesenden Geistlichen der Kardinalbischof Guido von Crema, von jeher ein Anhänger des Kaisers, der vier Tage nach seiner Wahl vom Bischof von Lüttich geweiht wurde und den Namen Paschalis III. annahm. Damit waren alle Ausichten auf Beseitigung der Kirchenspaltung geschwunden; denn Friedrich billigte den kühnen Schritt seines Kanzlers und erkannte den neuen Papst an. Wollte er mit dem Manne, der ihm schon so wertvolle Dienste geleistet hatte, nicht brechen? oder traf die rasche folgenschwere That des Staatsmannes bei dem von seiner Kaiserhoheit erfüllten Gebieter auf geheime Zustimmung? Wir wissen es nicht, nur das ist klar, daß von jetzt an der Kampf mit Alexander ein unverföhnlicher werden mußte.

Der neuauflaffende Spalt zwischen Kaiser und Papst mußte um so bedrohlicher werden, da gerade damals ein Teil der schwergebrückten Lombardei zu neuem Kampfe sich erhob. Verona hatte mit Padua und Vicenza einen Waffenbund gegen den Kaiser abgeschlossen und die mächtige Republik Venedig, die seit dem Falle Mailands für den eigenen Bestand fürchtete, war demselben beigetreten. Umsonst versuchte Friedrich durch einen Zug gegen Verona den Bund zu sprengen; bei seinen geringen Streitkräften mußte er erfolglos abziehen, nur mit einem großen in Deutschland aufgebottenen Heere — das sah er klar — konnte er den Aufstand brechen. Voll von diesem Gedanken kehrte er im Oktober 1164 nach Deutschland zurück; als Statthalter in der Lombardei blieb der bewährte Markward von Grumbach, in Tuscan der Kanzler Christian, derselbe Geistliche, dessen Wahl zum Mainzer Erzbischof der Kaiser verworfen hatte, den er aber dafür zum Propsten des Mainzer Domes und bald darauf zum Kanzler von Deutschland erhob.

Der Kanzler Christian ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen in dem großen Hohenstaufendrama. Obgleich Geistlicher und in hohen kirchlichen Würden, war er ein echtes Weltkind im Priestergewande; die Freuden des Lebens in vollen Zügen genießend, gab er sich der Jagdblust und ritterlichen Übungen mit Vorliebe hin. Sein seltenes Sprachtalent — er verstand lateinisch, griechisch, lombardisch, römisch und apulisch, französisch und brabantisch wie seine Muttersprache zu gebrauchen — seine Meisterschaft in der Rede, die Schlagfertigkeit seiner Entschlüsse und Ratschläge machten ihn für die politische Laufbahn geschikt und er hat auch dem Kaiser manchen wichtigen Dienst geleistet; lieber aber war es ihm, wenn er sich aufs Pferd schwingen und mit dem vergoldeten Helm auf dem Kopf, über seinem weissenfarbigen Gewande den Panzer tragend, ins Kampfgerühl stürzen und seinen Gegner mit dem furcht-

baren dreizaßigen Streitkolben niederschlagen konnte. Wie Heinald der Staatsmann, so ist Christian der Kriegermann in der Priestertracht.

Schon vor dem Kaiser verließ der Kanzler Heinald Italien. Sein Gebieter belohnte den treuen Diener beim Abschiede „für seine unermesslichen und unzähligen Dienste“ mit einem ausgedehnten Gebiet auf beiden Seiten des Ticino; als ein noch wertvolleres Geschenk erschienen dem Kanzler die Gebeine der heiligen drei Könige, die bei der Zerstörung Mailands in einer der Kirchen der Stadt erbeutet worden waren. Noch von Italien aus sandte Heinald ein Schreiben an die Kölner, worin er sie von seiner Heimkehr unterrichtete und ihnen zugleich meldete, welche kostbare Reliquien er mit sich führe, zu deren würdigem Empfange die Stadt Vorkehrungen treffen möge. Am 24. Juli, am Tage vor dem Sanct Jacobusfest, traf er in Köln ein; die Stadt war in freudiger Erregung, besonders um der Reliquien willen, die der Erzbischof im Kölner Dome barg. Zu diesem heiligen Schätze zogen die gläubigen Pilger aus allen Theilen der Welt und bald wuchsen der Wohlstand der Stadt und die Stadt selber so, daß ihre Ringmauern erweitert werden mußten.

Die lange Abwesenheit des Kaisers hatte die innern Wirren des Reiches neu aufleben lassen. Im Süden Deutschlands brach der langgehemmte Streit der Staufer und Welfen wieder hervor. Um einer geringen Ursache willen hatte Welf VII. in Verbindung mit dem Bäringer Herzog Berthold die Waffen gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen ergriffen, der wiederum an Herzog Friedrich von Schwaben einen Helfer fand. In einem Kampfe vor Tübingen geschlagen, rettete sich Welf in das feste Achalm; dann als er nach kurzem Waffenstillstande den Kampf erneuerte, entkam er mit genauer Not nach Ravensburg. Dem Kaiser, dem an dem Bunde mit den Welfen

alles gelegen war, nötigte die Parteien auf dem Reichstage zu Ulm Frieden zu halten; die Eintracht der beiden feindlichen Geschlechter zu befestigen, vermählte sich damals der Schwabenherzog Friedrich mit Heinrichs des Löwen Tochter Gertrud.

Schlimmer noch als diese inneren Fehden war der Zwiespalt, der durch den Kirchenstreit im Reiche aufklaffte. Seitdem die langersehnte Aussicht auf einen Vergleich nach der Ernennung des Gegenpapstes Paschalis geschwunden war, hatte sich die hohe Geistlichkeit Deutschlands in ihrer Mehrheit auf die Seite Alexanders gestellt. Der ehrwürdige Eberhard von Salzburg war im Juni 1164 gestorben, damit der Vermittler zwischen Kaiser und Papst dahingeshieden. Sein Nachfolger Konrad, der Bruder des Herzogs von Oesterreich, weigerte sich entschieden Paschalis anzuerkennen; ebenso trat der bisher kaisertreue Erzbischof Hilin von Trier offen zu Alexander über. Selbst Konrad von Mainz, des Wittelsbacher Pfalzgrafen Bruder, hatte bei einer Wallfahrt nach San Jago di Compostella in Spanien Alexander III. in Frankreich aufgesucht und ihm seine Ergebenheit bezeugt. Immer mehr drang die Anschauung durch, daß die katholische Welt in Alexander den rechtmäßigen Oberhirten der Christenheit zu verehren habe; es traten die Folgen des kühnen Schrittes, den Kanzler Heinalb gethan und der Kaiser gebilligt hatte, sichtbarlich hervor; nur um so entschlossener versuchten Kaiser und Kanzler die Anerkennung des Gegenpapstes durchzusetzen.

Es war ein meisterhafter Zug kaiserlicher Politik, als Friedrich einen in England ausbrechenden Kirchenstreit benutzte um das Bündniß der beiden gegen ihn gerichteten Westmächte zu sprengen und England von Frankreich abzuführen. Heinrich II. von England hatte die Unterordnung der englischen Geistlichkeit unter die weltlichen Gesetze auf dem Reichstage zu Clarendon feststellen lassen und die Anerkennung der Clarendon-



schen Beschlüsse von dem ersten Geistlichen Englands Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury, gefordert. Der Erzbischof, einst als englischer Kanzler Günstling des Königs, weigerte die Anerkennung und floh, um der Rache des jähzornigen Königs zu entgehen, nach Frankreich, wo er am Hofe Alexanders zu Sens Aufnahme fand. Vergebens forderte der König von Ludwig VII. die Ausweisung des Flüchtlings und seitdem war eine Entfremdung der beiden kaum mit einander versöhnten Könige eingetreten. In dieser Zeit beschloß der Kaiser England auf seine Seite zu ziehen. Im Ostern 1165 begab sich Kanzler Reinald zu Heinrich, der sich damals in seiner normannischen Residenz Rouen aufhielt, mit dem Auftrage, für den im Januar 1165 geborenen Sohn Friedrichs um die jüngere, für Herzog Heinrich von Sachsen um die älteste Tochter des Königs zu werben. Die Verbindung mit den beiden mächtigsten Geschlechtern Deutschlands mußte natürlich die Lossagung von Alexander und die Verknüpfung mit der kaiserlichen Politik im Gefolge haben. Der Kanzler fand die freundlichste Aufnahme. Die Verlobungen wurden vollzogen und die Prinzessin Mathilde ist später auch die Gemahlin Heinrichs des Löwen geworden. Zugleich verpflichtete sich König Heinrich den nach Würzburg zur Beseitigung des Kirchenstreites berufenen Reichstag zu beschicken und an den dortigen Beschlüssen sich zu beteiligen.

Im Pfingsten 1165 trat der Würzburger Reichstag zusammen, der so bedeutungsvoll für Kirche und Reich werden sollte. Wiederum war es der Kanzler Reinald, der entscheidend in die deutschen Geschehnisse eingriff und den Kaiser zum rüchhaltslosen Kampfe gegen seinen kirchlichen Gegner spornte. Er beantragte in ausführlicher Rede, der Kaiser solle eidlich geloben, niemals Alexander oder einen zu seiner Partei gehörenden als Papst anzuerkennen, sondern unverbrüchlich an Paschalis festzuhalten;

denselben Eid solle auch für den Fall, daß Friedrich sterbe, sein Nachfolger zu leisten gehalten sein. Ebenso sollten die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten sich verpflichten und alle ihre Lehnsleute und Unterthanen durch gleichen Eid binden; wer von den Lehnsleuten sich weigere, solle seiner Güter und Ehren beraubt werden. Der Kaiser zögerte anfangs den bedenklichen Schritt zu thun und ebenso schrakten die Reichsfürsten vor der kühnen Forderung zurück; denn der Antrag zielte auf Losreißung von Rom und Gründung einer deutschen Kirche, in welcher der Papst nichts weiter als ein kaiserlicher Beamter war. Erst als auf Friedrichs Aufforderung Reinald sich bereit erklärte den Fürsten mit dem Schwure voranzugehen, leistete der Kaiser den Eid auf das Evangelienbuch; dann folgte an der Spitze der Erzbischöfe und Bischöfe Reinald von Köln, unter Weinen und Klagen und mit allerlei Zusätzen zu der vorgeschriebenen Eidesformel der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, dann die übrige Geistlichkeit; Konrad von Mainz, der seit seiner Erwählung zum Erzbischof die Anerkennung des kaiserlichen Papstes geweigert hatte, entfloh heimlich des Nachts aus der Stadt, um nicht gewaltsam dazu gezwungen zu werden. Er begab sich nach Frankreich zu Alexander, der Kaiser aber entsetzte ihn später seiner Stelle und erhob statt seiner den Kanzler Christian zum Erzbischof von Mainz. Von den anwesenden weltlichen Reichsfürsten schwuren unbedenklich Heinrich der Löwe, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Markgraf Albrecht und Landgraf Philipp; die andern leisteten vorläufig den Eid nicht, Friedrich von Schwaben verließ sogar mit seinem Gefolge von 1500 Rittern sofort den Reichstag. Die englischen Gesandten wandten sich mit der Erklärung heraus, daß ihr König Heinrich treu zum Kaiser stehen werde.

In den nächsten Monaten mußte viel geheimer und offener Widerstand gebrochen werden, als man daran ging die

Würzburger Beschlüsse durchzusetzen. Für die kaiserliche Partei war ein Rückzug unmöglich, deshalb mußte man entschlossen vorwärts gehen; bedenklich genug freilich sah es im Reich und in der Fremde aus. In England weigerten sich die auf der Synode zu London versammelten Geistlichen die Würzburger Beschlüsse anzuerkennen, und der sonst so selbstherrliche König nahm die Weigerung ruhig hin, offenbar scheute auch er sich in einen Kampf einzutreten, dessen Ende nicht abzusehen war.

Unter diesen Wirren verging das Jahr, welches durch die Heiligsprechung Karls des Großen einen bedeutsamen Abschluß fand. Der große Frankenkaiser war von Jugend auf das Vorbild des Hohenstaufen gewesen; in ihm verehrte er den von Gott eingesetzten Schirmherrn der Christenheit, den Vorkämpfer des Abendlandes, den Richter über die Könige und Fürsten der Welt. Die karolingische Weltherrschaft zu erneuern war von Beginn seines Regimentes an sein unausgesetztes Streben und hatte ihn in die italienischen Kämpfe und in den Zwiespalt mit der Kirche gebracht. Und wie er selber Karl den Großen als das Ideal kaiserlicher Machtvollkommenheit ansah, so war das Bild des fränkischen Herrschers im Laufe der Zeit auch in des deutschen Volkes Träume und Gedanken von der Herrlichkeit des Kaisertums hineingewoben worden. Sage und Dichtung hatte den verschönernden Schleier um die Heldegestalt gelegt; längst gestorben, lebte er in der Vorstellung des Volkes bei jedem großen eingreifenden Ereignis wieder auf, noch beim Beginn der Kreuzzüge war es eine weitverbreitete Sage, daß der alte Kaiser aus seinem Grabe auferstanden sei, um die frommen Scharen gegen die Ungläubigen zu führen. Es war deshalb ein Nationalfest, als am 29. Dezember 1165 im Dome zu Aachen die Gebeine des Kaisers aus dem marmornen Sarge herausgehoben und inmitten der zahlreichen andächtigen Menge von Erzbischof Reinald von Köln heilig

gesprochen wurden. Die Feierlichkeit war gleichsam die Weihe des Kampfes, den mit erneueter Kraft der Staufer gegen die römische Kirche zu unternehmen sich entschloß.

Papst Alexander hatte mit der größten Sorgfalt die gegen ihn gerichteten Schritte beobachtet; er erkannte es, daß nach den Würzburger Beschlüssen eine Ausgleichung unmöglich war und ein Kampf um Sein und Nichtsein bevorstand. Die Lombardei lag geknechtet; Tusciën war von dem kriegerischen Kanzler Christian zur Anerkennung des kaiserlichen Papstes gezwungen worden, dann nötigte er auch die Römer zu einem Vertrage, in welchem diese sich verpflichteten, wenn Alexander bis Michaelis 1165 nicht nach Rom zurückgekehrt wäre, Paschalis als Papst anzuerkennen und dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Dazu wurde Alexanders Aufenthalt in Frankreich bei der schwankenden Haltung des französischen Königs auf die Dauer unendlich. So entschloß sich der Papst zur Rückkehr nach Italien und erklärte den römischen Gesandten, welche ihn im Namen ihrer Stadt zur Heimkehr einluden, er werde bis zum Herbst in Rom eintreffen. Er wußte es, daß dann in Italien der Kampf zwischen Papst und Kaiser zur Entscheidung kommen mußte; doch scheute er ihn nicht, denn der Kampf war keineswegs ein hoffnungsloser. Er zählte auf die alten Feinde der Deutschen, die Normannen, welche bereits nach Christians Abzug verwüstend in die römische Campagna eingefallen waren, ferner auf den griechischen Kaiser Manuel, dessen Trachten nach der römischen Kaiserkrone ging; die geknechtete Lombardei wartete nur auf einen günstigen Anlaß ihre Fesseln zu sprengen und gegen die Deutschen sich zu erheben; deutlich genug hatte der Veroneser Bund die Stimmung der Lombarden gezeigt. Endlich aber war Deutschland selber in sich gespalten und voll Haders; gerade damals flammte im Südosten des Reiches der Kirchenstreit zu heller Lohe empor. Der Erzbischof Konrad

von Salzburg, Eberhards Nachfolger, treu wie dieser an Alexander hängend, weigerte die Anerkennung der Würzburger Beschlüsse, wies alle annähernden Versuche des Kaisers, der bei seinem nahen Zuge nach Italien die häusliche Zwietracht beizulegen sich bemühte, mit Festigkeit von sich und hielt trotz Reichsacht und Verwüstung seines Gebietes fest an dem von ihm erkorenen Oberhaupte der Kirche.

Gegen Ende September schiffte sich Alexander, von seinem getreuen Konrad von Mainz begleitet, nach Messina ein, wo fünf Schiffe bereit lagen, den Papst nach Rom zu geleiten; überall empfing man ihn mit den Zeichen der größten Ehrfurcht; besonders festlich war die Begrüßung, als er in Ostia ans Land stieg und die Kunde davon nach Rom drang. Senat und Volk, Geistliche und Laien, eilten in sich drängenden Scharen dem heiligen Vater entgegen, welcher nach fast vierjähriger Abwesenheit am 23. November 1165 seinen Einzug in die freudig bewegte Stadt hielt. Fast ein Jahr später zog sein Widersacher, Kaiser Friedrich, nach Italien mit starker deutscher Wehrkraft, voll hochfliegender Pläne und fest entschlossen diesmal den alten Gegner niederzuringen. Denn der jetzt beginnende Kriegszug war gegen das Herz des Papsttums, gegen Rom, und dessen Verbündete — Normannen und Griechen — gerichtet.

Aber die voll stolzer Siegeshoffnung unternommene Heerfahrt sollte einen unerwarteten Ausgang nehmen.

## Achstes Kapitel.

## Neuer Römerzug.

Das deutsche Heer, welches sich im Oktober 1166 bei Augsburg zum Zuge nach Italien sammelte, war fast so groß wie bei der ersten Romfahrt; doch fehlten auch diesmal viele der ersten Reichsfürsten. Herzog Heinrich der Löwe blieb in Deutschland zurück, um die ihm abgeneigten sächsischen Fürsten zu beobachten und alle Bewegungen gegen den kaiserlichen Papst niederzuhalten; ebenso fehlte der Führer der süddeutschen Welfen Welf VI., der, um dem Kampfe gegen den von ihm anerkannten Papst Alexander zu entgehen, gerade damals eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande antrat; sein Sohn, der jüngere Welf, stieß erst später zum Heere. Dagegen hatte der Böhmenkönig Wladislaw eine tapfere Schar unter seinen Brüdern Theobald und Ulrich gestellt, und auch der Schwabenherzog Friedrich, der durch Verlassen des Würzburger Reichstages seine Neigung für Alexander so offen kundgegeben hatte, war mit seinen Reifigen erschienen. Von den geistlichen Fürsten war Reinald von Köln bereits nach Italien voraus; gegen Ende Oktober brach der Kaiser selber, von der Kaiserin Beatrix und seinem erstgebornen fast zweijährigen Sohn Heinrich begleitet, nach dem Süden auf. Er ging voll guter Zuversicht, denn er gedachte auf diesem Zuge jeden Widerstand zu brechen.

Freilich der gewöhnliche Weg durch das Etschthal und die Veroneser Klause war ihm durch Veronas feindselige Haltung gesperrt; er zog deshalb nach Westen ausweichend über die am Gardasee sich erhebenden Berge in das Thal des Oglio und in die Ebene von Brescia. Die Stadt weigerte sich dem Kaiser Geißeln zu stellen; so wurde das Heer gleich beim Betreten

Italiens mit der Belagerung Brescias aufgehalten, während der Kaiser nach Lodi weiterging. Hier leisteten die lombardischen Großen noch einmal den Eid der Treue, erkannten die Würzburger Beschlüsse an und versprachen den beabsichtigten Zug gegen Rom zu unterstützen. So schien alles glückverheißend; der Kaiser sah es nicht — vielleicht wollte er es nicht sehen — daß der Boden unter seinen Füßen unterhöhlt war, daß, als nun die Lombarden nach geleistetem Treueid ihn bittend umdrängten und seine Gerechtigkeit anflehten gegen die Bedrückungen seiner Statthalter, nur Milde und Barmherzigkeit ihm die Herzen der Schwankenden gewinnen konnten. Es war ein verhängnisvoller Moment, als er die Flehenden kühl von sich wies.

Hart und schwer lag seit dem Falle Mailands die deutsche Zwingherrschaft auf den unterworfenen Lombarden. Stellvertreter des Kaisers blieb Kanzler Reinald, der erbitterte Feind der Italiener, dessen Trachten darauf gerichtet war die kaiserliche Oberhoheit unter den Geknechteten zu befestigen und zu erweitern. Nur wenige Städte — unter ihnen Cremona, Lodi, Pavia — behielten wegen ihrer Kaisertreue das alte Recht ihre Vorsteher selber zu wählen; in allen übrigen geboten vom Kaiser oder dessen Stellvertreter eingesetzte Podestàs (Reichsvögte), welche mit unerhörter Härte die fast unerschwinglichen Abgaben eintrieben und alles Recht und Gesetz mit dem Hohn des Siegers unter die Füße traten. In hartem Frohndienst mußten die Unterworfenen selber die Burgen aufbauen, in welchen ihre hochmütigen Herren saßen; es mögen Zustände gewesen sein, wie sie uns Schiller in seinem Wilhelm Tell vor Augen führt. Am schwersten getroffen wurden die unglücklichen Mailänder, welche nach Zerstörung ihrer Stadt in vier offenen Ortschaften in der Nähe ihrer alten Heimstätte angesiedelt worden waren. Über sie schaltete mit großer Strenge der Bischof Heinrich

von Lüttich und seit dem August 1164 der noch härtere Markward von Grumbach, dessen fünf Unterbeamte wie Blutsauger über die Unglücklichen herfielen. Sie, die einst zur Zeit ihrer Größe im jahrelangen Kampfe der kaiserlichen Macht widerstanden hatten, waren gezwungen am Bau der Kaiserpfalz zu helfen, welche sich in Rosebo, einem der vier mailändischen Flecken, wie eine drohende Zwingsburg erhob. Nur ein Drittel der Felderzeugnisse verblieb ihnen und dazu wurden die Steuern auch von solchen Ländereien erhoben, die seit Jahren verwüstet dalagen, nun aber als fruchttragende eingeschätzt wurden. Fast schien es, als müßten sie den endlosen Quälereien erliegen; das Wild des Waldes, die Fische ihrer Gewässer war der Willkür der Bögte preisgegeben, denn was man nicht im Namen des Kaisers wegnahm, verfiel den Gelüsten seiner Beamten, die straflos das Mark der Unterdrückten ausfogten. Alles Steuerbare der Mailänder — und steuerbar war alles was sie besaßen — wurde in ein Buch eingetragen, welches die Mailänder mit vollem Recht das „schwarze Buch“ und „das Buch der Trauer“ nannten.

Erlösung von dem Leid hoffte man bei der Ankunft des Kaisers in Italien; aber auch diese Hoffnung scheiterte, wie so manche andere. Als der Kaiser 1163 erschien, vernahm man mit Entsetzen und stummem Grimm, wie er der kaisertreuen Stadt Pavia gestattete, die Mauern des neuerbauten Tortona niederzureißen und wie die Pavesen, über den kaiserlichen Befehl hinaus, nicht nur die Mauern niederrissen, sondern auch die kaum aus der Asche erstandene Stadt von Grund aus verwüsteten, so daß die Bewohner zum zweiten Male mit Weib und Kind ins Elend hinausziehen mußten. Dann, als der Kaiser fürbaß zog nach Monza — es war im Winter, bei strömendem Regen — warf sich die Bevölkerung von Rosebo um Barinherzigkeit flehend ihm in den Weg. Freilich entließ



er die letzten hundert mailändischen Geißeln aus der Haft, im Übrigen verwies er die Bittenden mit kurzem Wort an seinen Kanzler Reinald und den Grafen Biandrate, diese zwei würden das Gehörige ordnen. Als nun zwölf Abgeordnete von Rosedo vor dem Kanzler erschienen, empfing dieser sie mit der Frage, welches Geschenk sie dem Kaiser darzubringen bereit seien. Sie hätten nichts mehr dem Kaiser zu bringen, erwiderten sie, nichts als Thränen und guten Willen. Da gebot ihnen der Kanzler in hellem Zorn, bis Ende Januar des nächsten Jahres 880 Pfund kaiserlicher Münze zu erlegen und achtete nicht ihrer Klagen, bis die Summe bezahlt war.

Unheimlich zuckte es über den lombardischen Boden hin. Schon begann, da der Kaiser das schöne Herrscherrecht der Milde nicht walten ließ, hie und da die Selbsthilfe sich Gerechtigkeit zu verschaffen. In den mailändischen Flecken wurde des Kaisers Vogt, Roland de Rubeis, während des Mittagsschlafes erschlagen, in Bologna der Statthalter Bozzo aus dem Fenster geworfen. Der Vogt von Padua, Paganus, hatte eine edle Frau, die seinen Wünschen widerstand, gewaltsam entführt und auf ein festes Schloß gebracht. Racheglühend war der Bruder der Geraubten nach Venedig geritten und hatte durch seine Erzählung von der Missethat eine Schar Gewaffneter um sich gesammelt, mit denen er den Statthalter in seinem Schlosse belagerte; nur durch die Flucht entzog sich dieser dem Verderben. Mit Mühe entrann der Podestà Arnold mit dem Beinamen Barbavaria, als sich in Piacenza ein Aufstand erhob; wie der Haß der Italiener ihm nachsagte, nahm er die Silberstücke aus der Kirche des heiligen Antonius mit sich. Bald flammte der ganze Osten des Landes unter Veronas Führung in offenem Aufstande gegen den Kaiser, und es ist bereits oben erzählt worden, wie dieser, der ohne Heeresmacht nach Italien gekommen war, die Aufständischen nicht zu bewältigen ver-

mochte. Als Friedrich 1164 nach Deutschland zurückkehrte, blieb Markward von Grumbach als sein Vertreter im Lande zurück; er zog die Zügel um so straffer an, je unsicherer die Lage der Deutschen wurde; besonders die Mailänder hatten unter unerhörtem Drucke zu leiden und ihr Loß wurde auch nicht besser, als Markward im Mai 1166 starb. Sein Nachfolger, Graf Heinrich von Diez, erpreßte von den Unglücklichen noch eine große Geldsumme, welche nur unter den drückendsten Mühseligkeiten zusammengebracht wurde.

Dennoch verhielt sich die Lombardei ruhig, wenn auch im Geheimen bereits mehrere früher kaisertreue Städte sich der National Sache zuwandten; zu furchtbar hatte die Hand des Hohenstaufen auf dem Lande gelegen und eben jetzt — im Herbst 1166 — rüstete der Kaiser eine neue Heerfahrt nach Italien. Noch einmal hoffte man eine friedliche Lösung und eine Erleichterung des Druckes von der Milde des deutschen Herrn; bereitwillig fügte man sich deshalb zu Lobi der Anerkennung des kaiserlichen Papstes und dem beabsichtigten Zuge gegen Rom. Um so mehr glaubte man sich dagegen zu der Annahme berechtigt, daß der Kaiser das Joch erleichtern werde; Politik und Menschlichkeit geboten es zu thun, dennoch verschloß sich Friedrich den Bitten der Lombarden. Seltsam ist es, wie der Hohenstaufe, dessen großangelegte Natur ihn zu einem der hervorragendsten Kaiser unserer Geschichte macht, ein anderer wird auf italischem Boden; sein ihn auszeichnender Scharfblick umnebelt sich in diesen endlosen Kämpfen, seine geistige Heiterkeit, das Zeichen der in ihm wohnenden überlegenen Kraft, wird getrübt, seine vielgepriesene Milde wandelt sich zu Härte und Ungerechtigkeit, wenn er den Italienern gegenübertritt. Daß er dem berechtigten Flehen der Lombarden sein Ohr verschloß, verwickelte ihn in eine lange Kette blutiger Kämpfe und weckte ihm erbitterte Gegner in einem Augenblicke, wo er zum Entscheidungskampfe

gegen Rom aufbrach. Ein gut kaiserlich gefinnter Schriftsteller jener Zeit berichtet von dem Eindruck, den diese kurzfristige und hartherzige Abweisung des Kaisers auf die zu Lodi Versammelten machte. „Als sie dieses sahen“, erzählt er, „waren sie von dem tiefsten Schmerz erfüllt und hielten sich gleichsam für Kinder des Todes; völlig erfüllten sie seitdem Schmerz und Furcht zugleich, denn sie glaubten fürchten zu müssen, daß die kaiserlichen Procuratoren das was sie gegen die Lombarden verbrochen hatten, mit Wissen und Willen des Kaisers selbst gethan, und dann, daß ihnen in Zukunft obenein noch schrecklicheres begegnen werde als sie bisher zu ertragen gehabt hätten.“

Friedrichs Gedanken waren von den grossenden Lombarden hinweg in die Ferne gerichtet. Papst Alexander hatte entschlossen alle Vorkehrungen getroffen dem kaiserlichen Ansturm zu begegnen. Zwar war sein Verbündeter, der alte Gegner der Hohenstaufen, König Wilhelm I. von Sicilien, im Mai 1166 gestorben; aber sein vierzehnjähriger Sohn Wilhelm II. stellte die gesamte apulische Kriegsmacht dem Oberhaupte der Kirche zur Verfügung. Gleichzeitig waren auch mit dem griechischen Kaiser Manuel Verhandlungen angeknüpft worden; der ehrgeizige Fürst, dessen Sinn nach der römischen Kaiserkrone stand, versprach dafür, Alexander als das wahre Oberhaupt der gesamten Christenheit anzuerkennen und die griechische Kirche der römischen unterzuordnen. Schon waren reiche Geldmittel zur Führung des Krieges von Byzanz nach Rom geflossen und zugleich wurde die Stadt Ancona im Einverständniß mit den Bewohnern zu einem festen griechischen Waffenplatz umgewandelt. Schlossen auch die Lombarden sich an, welche von päpstlichen Sendboten zum Aufstande gegen den Kaiser gestachelt wurden, so konnte der Ausgang des Kampfes ein für Friedrich bedenklicher sein, da man ihn von drei Seiten umfaßte. Des

Kaisers Plan war, gerade auf Rom loszugehen, hier die Entscheidung zu suchen und alles was in seinem Rücken vorging vorläufig unberücksichtigt zu lassen; mit Rom fiel auch die Fährung der Lombarthen in sich zusammen. Vorher jedoch mußte Ancona bezwungen werden, um die Griechen aus Norditalien zu vertreiben und die von der Seestadt aus leicht zu bewerkstelligende Verbindung seiner Feinde zu stören.

Nachdem nach längerer Belagerung Brescia gefallen war, erfolgte der Aufbruch des Heeres im Januar 1167; inmitten der reisigen Scharen zog auch die Kaiserin Beatrix. Der durch die Ungunst der Witterung erschwerte und langsam sich vorwärts bewegende Marsch ging über Parma und Bologna nach Imola, wo sich das kaiserliche Heer theilte. Eine Heeresabtheilung unter Reinald von Köln zog zunächst nach Pisa, wo der Erzbischof den alten Streit zwischen Pisa und Genua über den Besitz der Insel Sardinien schlichten sollte, zu gleichem Zweck ging der Erzbischof Christian von Mainz nach Genua. Reinald sollte dann südwärts durch Tuscan ins römische Gebiet einbringen und Christian von Genua aus zu ihm stoßen, um nach ihrer Vereinigung dem Kaiser den Weg nach Rom zu bahnen. Inzwischen bewegte sich das Hauptheer unter Friedrichs persönlicher Führung (durch die Romagna) nach Rimini, wo ein fast vierwöchentlicher Aufenthalt genommen wurde; auffällig lange für die ungeduldige Thatkraft des Kaisers, aber die Erschöpfung des Heeres durch die ungewöhnlich harte Winterszeit und der Drang plötzlich eintretender Ereignisse hielten ihn zurück. Schon auf dem Wege nach Rimini hatte Papst Alexander den erneuten Bannstrahl ihm entgegengeschleudert, jetzt kam auch die Nachricht, daß die Lombardei in seinem Rücken sich erhoben habe.

Unverkennbar hatte der Bannfluch des Papstes den Ausbruch der Bewegung beschleunigt. Wie einst unter Hadrian schloß sich die Kirche und die italienische Städtepartei zum Kampfe

gegen den Kaiser zusammen und wiederum wurden die Streiter für die nationale Freiheit auch die Vorkämpfer Sanct Peters und seines Statthalters in Rom. Bereits im März 1167 schlossen vier Städte: Cremona, Mantua, Bergamo und Brescia ein Waffenbündnis gegen die Fremdherrschaft ab; zwar wollte man, erklärten sie, die Treue halten, welche man dem Kaiser schulde, aber doch nur das leisten, wozu die Lombarden bis auf die Zeiten Konrads III. verpflichtet gewesen seien. Es hieß das nichts anders als Beseitigung der seit der Zerstörung Mailands durchgeführten ronalischen Beschlüsse und Wiederherstellung der italienischen Städtefreiheit. Daß Cremona, die stets vom Kaiser ausgezeichnete und vielfach wegen ihrer Reichstreue belohnte Stadt, sich an die Spitze des Bundes stellte, war ein bedeutsames Zeichen von der inzwischen vorgegangenen Umwandlung der Gemüter. Die Bewegung war nicht mehr zu hemmen; vergebens ließ der Statthalter der mailändischen Flecken Graf Heinrich von Diez hundert, dann zweihundert Geißeln nach Pavia abführen, im Geheimen spann sich zwischen den vier Städten und den Mailändern die Verschwörung an. Am 7. April trafen Abgeordnete der Städte, welchen sich noch Ferrara angeschlossen hatte, mit denen von Mailand in dem abgelegenen Kloster Pontida an der Straße von Bergamo nach Lecco zu heimlichen Beratungen zusammen und alle schwuren, lieber mit Ehren zu sterben als die Schmach noch länger zu ertragen. Zugleich beschloß man mit vereinter Macht auf die verödete Stätte Mailands zu ziehen und unter dem Schutze der Verbündeten die Stadt neu zu erbauen. Am 27. April erschien der von den Mailändern heißersehnte Zug der Waffenbrüder mit wehenden Fahnen, führte die Verbannten in die wüsten Trümmer zurück und blieb so lange, bis die zertrümmerten Mauern Mailands aufgebaut, die Wälle errichtet waren; dann ging es an den Bau der Wohnhäuser, bis die Mailänder

erklärten, nun keines Schutzes mehr zu bedürfen und im Notfalle sich selber verteidigen zu können. Alsdann versuchte man Lodi zum Anschluß zu bewegen; denn wie ein Bollwerk lag es zwischen Mailand, Brescia und Cremona, und wenn sich der Kaiser, wie man fürchtete, zur Umkehr entschloß und in die feste Stadt warf, so war eine gemeinsame Unternehmung außerordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich. Das seit langer Zeit mit ihm verbündete Cremona bemühte sich deshalb in wiederholten Gesandtschaften Lodi zu gewinnen; man wies darauf hin, daß der Bund die Erhaltung aller, die Lösung von fremder Knechtschaft, die Ehre und das Glück des Landes zum Ziele habe; aber alles prallte ab an der Kaiserstreue der Stadt, welche dem Hohenstaufen ihr neues Dasein dankte. Auch als die Cremoneser fußfällig und unter Thränen sie zum dritten Male beschworen und darauf hinwiesen, daß man sie bei längerer Weigerung mit den Waffen in der Hand zum Bunde zwingen müsse, blieben sie unbeweglich. Sie konnten nicht glauben, erwiderten sie, daß die Cremoneser, ihre alten Verbündeten, die einst selber am Neubau der Stadt mitgeholfen hätten, sie mit Gewalt überziehen würden, weil sie dem ihrem Kaiser geleisteten Eide treu bleiben und die Pflicht der Dankbarkeit erfüllen wollten. Da legten sich die Verbündeten mit Wehr und Waffen vor die trotzige Stadt und bedrängten sie mit Belagerungsgerät und Sturmböden, bis Lodi nach zehntägiger Verteidigung zur Übergabe sich genötigt sah und dem Bunde beitrug, doch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser, einem Vorbehalte, der diesmal keine leere nichtsagende Formel war. Jetzt schloß sich auch Piacenza an und bald errangen die Verbündeten einen neuen Erfolg, als sie das feste Trezzo an der Adda trotz tapferen Widerstandes der Besatzung erstürmten und dem Erdboden gleichmachten.

Der Kaiser, dem die Berichte von der wachsenden Erhebung stückweise zuginen, ließ sich von seinem ursprünglichen Plane nicht abbringen. Sicher wäre es richtig gewesen entweder rasch umzukehren und die Empörung im Keim zu ersticken oder den entscheidenden Stoß sofort gegen Rom zu richten; aber in stolzer Geringschätzung der Lombarden, die er so oft bezwungen, schickte er nur seinen Bischof Hermann von Verden nach Pavia, um diese Stadt in der Treue zu erhalten, und rückte selber von Rimini südwärts gegen Ancona, um zunächst diese Seestadt in seine Gewalt zu bekommen. Schon durch ihre natürliche Lage fest, war sie durch griechische Befestigungskunst in einen starken Kriegshafen verwandelt worden.

Einst hatten altgriechische Ansiedler sich hier niedergelassen und der entstehenden Stadt an dem bogenförmig ins adriatische Meer sich krümmenden Küstensaum den Namen Ankona gegeben; Ankōn aber ist das griechische Wort für Ellenbogen. In römischer Zeit war die Stadt mit ihrer weiten nach Südwesten sich öffnenden Bucht ein Kriegshafen gewesen, jetzt diente sie als Stützpunkt der griechischen Operationen. Im Norden der Bucht erhebt sich der Monte Guasco, auf dem einst ein Venustempel stand, im zwölften Jahrhundert hatte man aus den Trümmern desselben den Dom des heiligen Cyriacus erbaut; nordöstlich von der Stadt beherrscht der Monte Gardetto die Gegend, zwischen ihm und dem im Süden gelegenen Monte Astagno steigt die Stadt amphitheatralisch an den Höhen empor.

Die Belagerung der durch Natur und Kunst starken Stadt wurde noch dadurch erschwert, daß Friedrich keine Flotte besaß und die Seeverbindung deshalb ungehemmt blieb. Dazu kam, daß ein normannisches Heer von Apulien aus in den Süden der Mark Ancona eingefallen war und eine kaiserliche Burg belagerte. Friedrich brach, dem Angriff zu wehren, mit seiner gesamten Reiterei in Eilmärschen nach Süden auf, warf die

Normannen über den Grenzfluß Tronto zurück und verfolgte die flüchtigen Feinde in Apulien hinein. Alsdann wandte er sich nach Ancona zurück, das unbezwungen allen Angriffen trogte. So verging eine kostbare Zeit, während welcher die beiden kriegerischen Erzbischöfe nicht müßig gewesen waren.

Reinald von Köln war von Pisa aus in das römische Gebiet eingedrungen, hatte Civita Vecchia genommen, wodurch die Verbindung Roms mit dem Meere abgeschnitten wurde, und stand nun in dem befreundeten Tusculum, auf die Ankunft seines geistlichen Waffenbruders wartend, der von Genua aus zu ihm stoßen sollte. Zu schwach, um gegen Rom selber vorzugehen — er hatte nur 140 Gepanzerte unter seiner Mannschaft — vermochte er sich kaum der Römer zu erwehren, die, 30 000 Mann stark, am 27. Mai gegen ihn ausgezogen waren und am Fuße des Monte Mario ihm gegenüber ein Lager aufgeschlagen hatten. Reinalds Lage wurde bedenklich; sehnsüchtig schaute er nach der erwarteten Hilfe aus; so verging ein banger Tag, bis in der Frühe des 29. Mai — Christian war die Nacht durchmarschiert — der kriegerische Erzbischof mit 1300 Gewappneten erschien und dicht neben den Römern sich zu verschanzen begann. Die Römer vertrauten auf ihre ungeheure Übermacht und erwiderten höhnisch, als Christian Verhandlungen anknüpfen wollte, es wäre sehr freundlich von dem Kaiser, daß er ihnen zwei Priester schicke um die Messe zu lesen, sie würden schon die Weise dazu aufspielen. Dann brachen sie gegen die vom Marsch Ermüdeten vor. Vergebens wütete Erzbischof Christian an der Spitze der Seinigen mit dem furchtbaren Streitkolben in den Reihen der Gegner, schon wankte sein Häuflein: da warf sich Reinald mit seiner kleinen Schar aus den Verschanzungen von Tusculum den Römern in den Rücken; mit der Fahne in der Hand und dem



Schlachtruf: Christ, der du geboren bist! feuerte er die Seinen zum Kampfe an. Von dem unerwarteten Angriff in Verwirrung gebracht, sprengte die römische Reiterei in wilder Flucht davon, bald wandte sich auch das in Stich gelassene Fußvolk; hinter ihnen her die unermüdblichen Sieger, allen voran der streitbare Christian mit seiner eisernen Keule. Zweitausend Feinde, darunter zwei Kardinäle, bedeckten das Schlachtfeld; dreitausend wurden gefangen, die übrigen auseinandergeworfen; kaum zehntausend lehrten unter den Wehklagen der Bewohner nach Rom zurück, es war eine entsetzliche Niederlage und unwillkürlich stieg die Erinnerung an den Tag von Cannae in den erregten Gemütern empor. Griff der Kaiser mit rascher Entschlossenheit an, so schien der Fall Roms unabwendbar zu sein. Auch forderten die beiden Feldherren, welche den glänzenden Sieg von Tusculum ins Lager von Ancona meldeten, Friedrich zu sofortigem Handeln auf.

Dennoch verging lange Zeit, ehe der Kaiser seinen Zug gegen Rom begann. Als die Siegesnachricht ins deutsche Lager kam, war er gerade zur Vertreibung der Normannen aufgebrochen; nach seiner Rückkehr wollte er die Belagerung Anconas nicht erfolglos aufgeben, weil er dadurch eine Schmälerung seines kaiserlichen Ansehns fürchtete; doch sah er sich endlich genötigt einen Vergleich mit dem unbezwungenen Ancona abzuschließen, wonach die Stadt eine Geldsumme zu zahlen versprach und dafür 15 Geißeln als Bürgen stellte. Dann brach er westwärts nach Tuscan auf und erschien am 24. Juli, acht Wochen nach dem Siege bei Tusculum, vor den Mauern der ewigen Stadt. Mit den beiden siegreichen Erzbischöfen hatte auch der Papst Paschalis, der in Viterbo saß, voll Sehnsucht sein Kommen erwartet; schon sei die Saat gelb zum schneiden und die Zeit der Weinlese vor der Thür, mahnte der Ungebuldige den Kaiser.

In Rom hatte Papst Alexander die Zwischenzeit gut benutzt. Die Peterskirche und die dicht dabei liegende Kirche der heiligen Maria waren in Festungen verwandelt, dadurch der Zugang zur Leostadt gesperrt worden; die Tiberbrücke wurde von der Engelsburg geschützt. Sofort nach seiner Ankunft begann der Kaiser den Sturm; noch am 24. Juli drang er mit der Reiterei bis zur Peterskirche vor und ließ die davorliegenden Häuser in Brand stecken. Nach einem erfolglosen Versuch auf die Engelsburg am 25. Juli richtete er seinen Angriff gegen die Peterskirche, auf deren Besiß alles ankam; aber fünf Tage lang arbeiteten die Wurf- und Sturmmaschinen vergebens, bis der Kaiser am 29. Juli die nahegelegene Marienkirche durch brennende Pfeile in Brand schießen ließ. Viele heilige Kleinodien wurden in der Kirche vom Feuer verzehrt, es schmolz unter andern ein goldenes Christusbild, ein berühmtes Kunstwerk und als wunderthätig weit und breit gepriesen. Vom Winde getrieben, sprang die Flamme hinüber auf die Vorhalle der Peterskirche und während die Verteidiger das Feuer zu löschen versuchten, sprengten die Anstöße der Angreifer die kunstvoll verzierten Pforten, welche einst Kaiser Constantinus dem Gotteshause geschenkt hatte. Den Stürmenden voran pflanzte der Schwabenherzog Friedrich die Reichsfahne am Altar auf; die heiligen Räume hallten wider von wildem Schlachtruf und dem Gekirre der Waffen, der schön ausgelegte Marmorboden wurde bespritzt mit dem Blute der Verwundeten und Fallenden und über dem geweihten Apostelgrabe tobte der Kampf der geharnischten Streiter. Endlich legte sich der wilde Lärm, die Verteidiger ergaben sich der Übermacht, wurden aber unverfehrt entlassen. Am folgenden Tage säuberte man die Kirche von den Spuren des Kampfes, alsdann hielten der Kaiser und sein Papst ihren Einzug; Paschalis selber las die Messe und verkündete die Namen der neu von ihm ernannten Erzbischöfe

und Bischöfe. Am 1. August, dem Tage der Kettenfeier Petri, setzte er Friedrich und seiner Gemahlin Beatrig die goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kaiserkrone auf. Der Sieg war errungen und diese Krönung an dem geweihten Mittelpunkt der Christenheit sollte aller Welt verkünden, wie der Hohenstaufe endlich seinen Gegner bezwungen habe.

In diesem Drange der Verhältnisse bewahrte Papst Alexander die überzeugungstreue Festigkeit, welche den großen Mann immer ausgezeichnet hat. Trotz der Fortschritte der kaiserlichen Waffen hielt er in Rom aus, in dem befestigten Colosseum geschützt von seinen treuen Anhängern, den Frangipanis und andern Adelsgeschlechtern. Als dann bei der Kunde von der Belagerung Roms der Normannenkönig Wilhelm zwei schnellsegelnde Galeeren in die Tiber schickte, um dem Papst und seinen Kardinälen zur Flucht zu dienen, wies er das Anerbieten dankend zurück; nicht minder fest blieb er, als Kaiser Friedrich den Römern zur Vermittlung des Friedens den Vorschlag machte, beide Päpste zur Niederlegung ihrer Würde zu veranlassen und dann durch die berechtigten Mitglieder der Kirche ein neues geistliches Oberhaupt zu wählen. Der Kaiser gelobte zugleich alle in seiner Hand befindlichen römischen Gefangenen frei zu geben. Freudig gingen die Römer auf diesen Vorschlag ein und suchten Alexander zum Verzicht zu bestimmen; als wahrer Hirte, meinten sie, müsse er für seine Herde ein solches Opfer bringen. Der Papst antwortete ablehnend; nichts werde ihn je vermögen von der Höhe herabzusteigen, zu der Gott ihn erhoben habe, der Statthalter Christi sei keinem Gerichte der Erde unterthan. Aber seines Bleibens war in der immer erregter werdenden Stadt nicht länger; heimlich entwich er in dem Gewande eines Pilgers über Terracina und Gaeta nach Benevent, in das Gebiet der befreundeten Normannen. Unterwegs rastete er mit geringem Gefolge an einer

Quelle, die bis auf den heutigen Tag die Papstquelle genannt wird.

War dem Kaiser auf diese Weise auch der Hauptfeind entgangen, so blieb sein Sieg doch ein entscheidender. Rom beugte sich seinem Machtgebot; freilich hielt sich der Adel trotzig seitwärts und saß in seinen festen Burgen kampfbereit und dem Papste treu, die Menge aber nahm willig den Frieden an. Die Stadt leistete dem Kaiser den Treueid, erkannte den Papst Paschalis als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche an und gelobte ohne kaiserliche Zustimmung keinen Senat einzusetzen. Nach zehnjährigen Kämpfen stand Friedrich am Ziel seiner Wünsche; immer höher ging der Flug seines Geistes. Sein Papst saß auf des Apostels Stuhl; und nachdem Rom gefallen, glaubte er auch die Lombarden ohne Mühe unterwerfen zu können. Keinem Kaiser in der glänzenden Reihe deutscher Herrscher, selbst seinem gefeierten Vorbilde Karl dem Großen nicht, stand er an Herrschergewalt nach; die staufische Weltmacht schien der Verwirklichung nahe.

Und auf dieser Höhe menschlicher Macht, mitten unter seinen hochfliegenden Entwürfen, griff eine dunkle übermächtige Hand in sein Geschick, zum mahnenden Zeichen, daß er ein Mensch sei und menschlicher Schwäche verfallen, und warf in wenigen Tagen die deutsche Wehrkraft, Reifige und Knechte, widerstandslos danieder.

Am 2. August, einem glühend heißen Tage, zog am Himmel ein dunkles Gewölk auf, das sich bald in wolkenbruchartigem Regen ergoß; nachdem das Unwetter rasch vorübergezogen war, brannte die Sonne wieder in unverminderter Glut auf der durchweichten Erde, aus der in wenigen Stunden eine giftige Fieberluft ausdünstete. Unheimlich schnell mit menschenfressender Gier ergriff die Pestseuche die des Klimas ungewohnten Deutschen; unwiderstehlich durchschritt der Würg-

engel das kaiserliche Heer; von furchtbaren Kopf- und Leibschmerzen befallen, erlagen Ritter und Fußknechte binnen wenigen Stunden einem qualvollen Tode. Mit Entsetzen sah man, wie die Haufen der Leichen auf Straßen und Plätzen sich mehrten, denn schneller als die Hände der Bestattenden war die fürchterliche Krankheit, und nicht selten stürzten beim Begraben die, welche bei der Arbeit waren, tot in die Grube nach. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stieg die Wut der Pest, denn die glühende Augustsonne brütete unter den verwesenden Leichnamen immer neue giftige Dünste aus, welche bald nicht mehr allein die Menschen, sondern auch die Tiere — Pferde und Maulesel — überfielen. Keine Arzneikunst vermochte Abhilfe zu finden, und mit geheimem Grauen verfolgten die Gesunden das unaufhaltsame Fortschreiten der Krankheit; selbst die meisten von denen, welche verschont blieben, verfielen in ein längeres Siechtum und hatten abgekehrte, aschfarbene Gesichter.

Fünf Tage lang hielt der Kaiser, für dessen Leben alle zitterten, in der verpesteten Stadt aus, in der Hoffnung, daß die Wut der Krankheit sich mindern werde; am 6. August befahl er den Ausbruch, in der frischen Luft der tuscischen Berge dachte er Rettung zu finden. Es war ein trübseliger Wanderzug, der so dem Verderben zu entrinnen versuchte; mancher war nicht imstande sein Pferd zu satteln und die Waffen zu tragen, Zahllose brachen mitten auf dem Marsche tödtlich getroffen zusammen und verendeten an der Straße, denn mit den Fliehenden wanderte der unheimliche Genosse; trug man doch in Kleidern und Geräte die Pest mit sich. So ging es in unaufhaltsamer Flucht über Biterbo, wo Paschalis zurückblieb, Siena, Pisa und Lucca dem Apennin und der Grenze der Lombardei zu, ein Zug bleicher, hinsiechender Gestalten, in ihrer Mitte kleine Sarkophage mit den ausgekochten Gebeinen

der gestorbenen Fürsten, die man in heimischer Erde bestatten wollte. Alle aber, welche dem Verderben entrannten, priesen es als ein wunderbares Glück, daß der Kaiser und die Kaiserin wohlbehalten mit ihnen dahinzogen.

Unglaublich groß war die Zahl der Umgekommenen; 20 000, nach andern Berichten 25 000 Mann. Hoch und Niedrig traf die fürchterliche Krankheit mit unerbittlicher Geißel. Von den geistlichen Würdenträgern starben drei Tage nach dem Aufbruche von Rom Bischof Daniel von Prag, Bischof Alexander von Lüttich, am 11. August Hermann von Verden, außerdem Eberhard von Regensburg, Gottfried von Speier; keiner aber wurde von dem Kaiser mehr betrauert als Erzbischof Reinald von Köln, der am 14. August trotz sorgfältigster Pflege der Seinen der tödtlichen Krankheit erlag. Mit ihm war der geniale Staatsmann dahingegangen, der die Pläne seines kaiserlichen Herrn vom Reichstage von Besançon an bis zur Einnahme von Rom mit unerschütterlicher Festigkeit gefördert und mehr als einmal durch sein selbstbestimmendes Eingreifen den Willen des Kaisers gelenkt hatte. Noch am Tage seines feierlichen Einzuges in Rom hatte Kaiser Friedrich in der Peterskirche vor versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten rühmend seiner gedacht und ihm den Reichshof Andernach in Anerkennung seiner großen Dienste geschenkt. Damals stand er auf der Höhe des Glückes; wenige Wochen später führten die Kölner die Gebeine des Erzbischofes in einem Sarkophage mit sich, um sie in ihrer Stadt Köln, die durch ihn unermüdlich gefördert und mit den Reliquien der heiligen drei Könige beschenkt war, beizusetzen. Die deutsche Nachwelt aber blickt mit Bewunderung auf den großen Staatsmann, der wie sein Kaiser ein starkes deutsches Reich und ein von kirchlichem Hochmut nicht gebrochenes Kaisertum gewollt hat. Fürsten und Grafen wurden in großer Menge dahingerafft: es starben, um

nur einige zu nennen, die Grafen Heinrich von Nassau, Burkhard von Hallermünde, Heinrich von Tübingen, Rudolf von Dassel, des Erzbischofes Bruder; es erlag ferner Herzog Theobald von Böhmen, der Führer der böhmischen Schar. Am 19. August, schon im toskanischen Gebiete, starb der junge ritterliche Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Vetter; noch am 12. September verschied zu Siena der junge Herzog Welf VII., der letzte seines Geschlechtes. Ungern hatte sein Vater ihn in den Kampf ziehen sehen, der gegen den von ihm verehrten Papst Alexander gerichtet war; und erst als der Kaiser bereits gegen Rom aufgebrochen, hatte sich der junge Herzog dem Heer angeschlossen.

Allgemein war die Ansicht der Zeitgenossen, daß das furchtbare Ereignis als ein über den Kaiser verhängtes Gottesgericht anzusehen sei. Nach der Erstürmung Roms kam gerade der Herzog Welf VI. von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurück, und als er die Verwüstung in der Stadt des Petrus sah, ergriff ihn Entsetzen; eiligst floh er in die Heimat, um nicht von dem unausbleiblichen Strafgerichte Gottes mit ergriffen zu werden. Ähnlich klingt es in den Berichten vieler Schriftsteller der damaligen Zeit wieder. Romuald, der Erzbischof von Salerno, der eine Chronik von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1178 geschrieben hat, sah die Pest als göttliche Strafe für die Entweihung der Peterskirche an; ebenso sprechen die Welfischen Annalen. Die ausführlichste und glaubwürdigste Darstellung der Pest haben wir von dem langjährigen Kaplan und Notar des Kaisers Gottfried von Viterbo, der als Augenzeuge dieselbe in seinem lateinischen Gedicht über die Thaten Friedrichs eingehend geschildert hat. Die ganze abendländische Welt wurde von dem unerhörten Unglück in Bewegung gesetzt, die Anhänger Alexanders waren voll Jubels über den Wandel der Dinge. Thomas Becket, der flüchtige englische

Erzbischof, vergleicht Friedrich mit dem altbiblischen Sanherib, von dem es in den Büchern der Chronika heißt: „Und der Herr sandte einen Engel, der vertilgte alle Gewaltigen des Heeres und Fürsten und Obersten im Lager des Königs von Assur, daß er mit Schanden wieder in sein Land zog.“ „Der böshafte und grausame Keger“, schreibt ein anderer, „ist des Kaisertums verlustig gegangen und dahin gebracht, daß er wünschen möchte Italien, das er doch nicht länger behaupten kann, lieber schon verloren zu haben.“

Friedrich war unterdessen an dem Südfuß des Apennin angekommen; zu schwach, um mit seinem siechen Heeresrest die von den Lombarden besetzten Gebirgspässe zu erstürmen, bog er seitwärts nach Westen aus, wo es ihm glücklich gelang die letzten Ausläufer des Apennin zu übersteigen. Ihm entgegen rückte sein getreuer Markgraf Obizo Malaspina mit frischer Mannschaft, der ihn sicher nach Pavia geleitete.

Zu keiner Zeit seines thatenreichen Lebens hat Friedrich die ihm angeborene Ritterlichkeit und Hoheit des Sinnes in glänzenderer Weise gezeigt als in jenen furchtbaren Wochen, in welchen er wie ein Flüchtling von Rom nach Pavia zog. Sein Heer war vernichtet, die Blüte des Adels dahingewelkt, sein großer Staatsmann der Krankheit erlegen; herabgestürzt von der Höhe seines Glückes, galt es zunächst nur Freiheit und Leben zu retten. Seinem scharfen Blicke konnte es nicht entgehen, daß durch den so plötzlich eingetretenen Wandel der Geschehnisse ein zehnjähriges Ringen vergeblich wurde und daß sein Ideal einer hohenstaufischen Weltmacht vielleicht für immer zerbrach. Aber mannhaft kämpfte er alles, was ihn bedrücken mochte, in sich nieder, ungebrochenen Geistes leitete er die wenigen Getreuen, die ihm geblieben waren, in das schützende Pavia. Hier, mitten im feindlichen Lande, umringt von den Waffen der Lombarden, ohne Aussicht eines Zuzuges von



Norden her, da alle Alpenpässe gesperrt waren, sprach er in feierlicher Versammlung die Reichsacht über die abtrünnigen Städte aus und warf ihnen den Fehdehandschuh hin. Nur Lodi und Cremona wurden von der Acht ausgenommen, da er diese beiden Städte noch wieder zu sich herüberzuziehen hoffte. Und mit demselben ritterlichen Sinn brach er auch sofort zur Bekämpfung seiner Gegner auf; aber aller Heldenmut zerstellte an der gegenüberstehenden Übermacht. Von einem Angriff auf Mailand zurückgewiesen, ritt er mit seiner Schar nach Pavia zurück, unaufhaltsam durch die Stadt hindurch, um sich auf Piacenza zu werfen. Aber auch hier mußte er vor überlegenen Streitkräften zurückweichen. Die Lage des Kaisers wurde immer bedenklicher. Am 1. Dezember 1167 vereinigten sich sechzehn italienische Städte zu einem großen einheitlich geleiteten Bunde, dem auch das seemächtige Venedig angehörte und bald, gezwungen, mancher Anhänger des Kaisers beitreten mußte. Pavia selber war in Gährung, dazu sammelte sich ein lombardisches Heer ihn in der Stadt einzuschließen. In dieser äußersten Bedrängnis flüchtete der Kaiser mit kleinem Gefolge aus Pavia in das Gebiet des noch treu zu ihm haltenden Grafen von Biandrate; aber das verfolgende lombardische Heer rückte ihm nach, es war wie eine Jagd auf ein edles Wild. Da Tapferkeit nicht mehr retten konnte, nahm Friedrich zur List seine Zuflucht; er ließ das Gerücht verbreiten, daß er zu Unterhandlungen mit Alexander bereit sei und daß er durch des Papstes Vermittlung auch eine Ausöhnung mit den Lombarden herbeizuführen gedächte. Nie war der Kaiser weiter entfernt von solcher Nachgiebigkeit, doch erreichte er seinen Zweck. Die Verfolgung wurde einstweilen eingestellt und während dieser Zeit der Ruhe gewann der Markgraf von Montferrat durch glänzende Versprechungen den Grafen Humbert von Savoyen, den Kaiser durch sein Gebiet ziehen zu lassen;

war Rettung möglich, so war es auf diesem Wege, denn durch Savoyen führte die Straße nach dem Mont Cenis, dem einzigen Alpenpaß, der nicht von Lombarden besetzt gehalten wurde.

Es war im März 1168, als der Kaiser in heimlicher Stille mit nur 30 gewaffneten Reitern, von seiner Gemahlin begleitet — seinen Sohn Heinrich ließ er unter dem Schutze des getreuen Montferrat zurück — seine abenteuerliche Flucht begann. Mit ihm zogen die noch in seiner Gewalt befindlichen Geiseln. Bald aber erhoben sich die Verfolger aufs neue; mit Mühe und Not erreichte der Kaiser die Stadt Susa, wo die Straße nach dem Mont Cenis beginnt. Seine Feinde zu schrecken, ließ er auf einer Anhöhe vor der Stadt einen edlen Brescianer, der sich unter den Geiseln befand, aufknüpfen; eine unzeitige und nutzlose Barbarei, welche ein italienischer Schriftsteller in seinem Parteihaß noch wilder ausmalt. Der Kaiser habe, sagt er, von Strecke zu Strecke alle Geiseln am Wege aufhängen lassen, um dadurch die Verfolgung zu hemmen. Susa geriet in die äußerste Aufregung, als Friedrich die Stadt betrat; man sperrte die Thore und forderte die Befreiung sämtlicher Geiseln, denn wenn der Kaiser sie mit nach Deutschland nehme, so drohe der Stadt vom Lombardenbund der Untergang. Die Forderung mußte bewilligt werden; stand doch das Leben des Kaisers selber auf dem Spiel, und unheimliche Gerüchte gingen um, daß man zur Nachtzeit Friedrich überfallen und töten wolle. In der Nacht entfloh der Kaiser, als Knecht verkleidet, mit fünf Begleitern heimlich aus der Stadt, während sein Kämmerer Hartmann von Siebenbrunnen, der ihm auffallend ähnlich sah, in der kaiserlichen Herberge zurückblieb und sich in das für Friedrich bestimmte Bett legte. Als nun wirklich gegen Morgen Bewaffnete in das Schlafgemach drangen, fanden sie statt des Kaisers seinen Dienstmann, der für seinen Herrn sich zu opfern beschloß

hatte. Gerührt von der hochherzigen Mannestreue ließ man den Ritter unverfehrt ziehen, ebenso das übrige zurückgebliebene Gefolge des Kaisers, bei dem auch die Kaiserin sich befand. Die romantisch klingende und deshalb vielfach angezweifelte Erzählung von dieser opferwilligen That steht beglaubigt fest durch die bis ins kleinste übereinstimmende Darstellung zweier Geschichtschreiber jener Zeit, des zuverlässigen Abtes Otto von Sanct Blasien, der Freising's Chronik bis zum Jahre 1209 fortführte, und des bereits oben bei der Pest erwähnten Gottfried von Biterbo.

Von Susa gelangte der Kaiser mit den Seinigen ungehindert über den Mont Cenis nach Genf und von da nach Burgund. Hinter sich ließ er das Land, welches er wie ein Flüchtling in seltsamer Irrfahrt durchzogen hatte. Zwar lehrte der kaiserliche Papst nach Rom, welches Alexander abgeneigt blieb, von Biterbo zurück und hielt sich da bis an seinen bald erfolgenden Tod; aber die Lombardei blieb vorläufig für den Kaiser verloren. Tortona, einst im heldenmütigen Kampfe gegen die Fremdherrschaft vernichtet, dann aus den Trümmern sich erhebend zum zweiten Male von Pavia zerstört, wurde von den Lombarden aufs neue erbaut und die lange in der Irre wandernden Einwohner lehrten in ihre Ringmauern zurück. Wie man so eine heilige Schuld abzahlte an die Märtyrer der Landesache, suchte man auch durch Anlegung einer starken Bundesfestung sich gegen einen Angriff von außen zu schützen. Es war im Mai 1168. Mit großem militärischen Geschick hatte man die Lage der neuen Stadt ausgewählt. In der fruchtbaren und sumpfigen Ebene, welche von dem Tanaro und der Bormida, auf der andern Seite vom Po eingeschlossen wird, erhob sich durch den rastlosen Eifer der Verbündeten in kurzer Zeit eine Stadt mit starken Mauern und hohen Wällen, deren Einwohnerzahl durch Zuzug aus der Umgegend schnell auf

15 000 wuchs. Sie bot nicht nur den besten Stützpunkt zur Bekämpfung der kaiserlichen Anhänger, sondern sperrte auch den einzigen dem Kaiser noch offenstehenden Weg über die Alpen und sicherte zugleich die Verbindung mit dem Meere. Zu Ehren des großen geistlichen Verbündeten erhielt sie den Namen Alessandria und sie wurde zur eigentlichen Alexanderstadt, als am Ende des Jahres 1168 eine Gesandtschaft aus Alessandria beim Papst in Benevent erschien, welche ihm die Stadt als Eigentum des heiligen Petrus und der Kirche anbot. Freudig ging der Papst auf diesen Vorschlag ein, und bereits im Januar 1169 leisteten die neuernannten Konsuln Papst Alexander den Treueid.

---

### Neuntes Kapitel.

#### Des Kaisers Walten in Deutschland.

Die nun folgenden sechs Jahre vergehen dem Kaiser mit der Beilegung der innern deutschen Wirren, der Vergrößerung der hohenzstaufischen Hausmacht und politischen Verhandlungen nach außen.

Zunächst schlichtete er den Streit, der nach seinem Weggang aus Deutschland zwischen seinem Vetter Heinrich dem Löwen und einem Bunde meistens sächsischer Fürsten ausgebrochen war; sie hatten mit den Waffen in der Hand sich der Übergriffe des gewaltthätigen Herzogs zu erwehren versucht. Friedrich beschied die Streitenden im April 1169 auf den Reichstag zu Bamberg, wo er den Ausgleich zustande brachte. Von dem Gedanken geleitet, daß er nur durch die engste Verbindung mit dem mächtigen Welfen imstande sein

werde den verhängnißvollen Kampf gegen die lombardischen Städte und den mit ihnen verbündeten Papst fortzusetzen, stellte sich der Kaiser ganz auf Heinrichs Seite, der kurz vorher in Braunschweig das glänzende Hochzeitsfest mit der englischen Königstochter Mathilde gefeiert hatte. Durch ihn hoffte er den König von England fester an die deutsche Politik zu knüpfen und zum Bundesgenossen gegen Alexander zu gewinnen. So greift der Kirchenstreit hinein in die innern deutschen Gestaltungen und bindet den Kaiser an seinen ehrgeizigen Verwandten, der damals nahe daran war der kaiserlichen Obmacht zu erwachsen. Mit leichter Mühe warf jetzt Heinrich den letzten Widerstand seiner Gegner nieder; als der räuberische Wittelkind von Schwabenberg von seiner westfälischen Burg Daseenberg den Kampf fortsetzte, rückte der Herzog gegen das auf hohem Felsen liegende Raubnest, ließ durch Bergleute vom Rammelsberg bei Goslar den Brunnen der Burg abgraben und zwang die Belagerten zur Ergebung.

Mittlerweile mehrte Friedrich im Süden und Westen des Reiches die staufische Hausmacht mit dem unverkennbaren Streben, das Kaisertum zu stärken und von den Reichsfürsten unabhängig zu machen. Dies Bemühen war ein national verdienstliches und auch schon die sächsischen, mehr noch die salischen Kaiser hatten dieselbe Politik verfolgt. Von Anfang seiner Regierung an war dieser Gedanke in Friedrich wach gewesen; so war Burgund erworben worden, so hatte er seinen Bruder Konrad mit der Rheinpfalz belehnt und das Hohenstaufengeschlecht war dadurch in den Gegenden festgewurzelt, in welchen sich in damaliger Zeit die Geschichte unseres Vaterlandes besonders lebendig regte. Auch die schwere Heimsuchung des deutschen Heeres in Italien mußte der Kaiser zu diesem Zweck auszunutzen; die erledigten Güter vieler deutschen Geschlechter zog er für sich ein, mit andern, deren Aussterben bevorstand,

schloß er Erbverträge ab, die ihm den künftigen Besitz sicherten. So kamen an ihn die Besitzungen des Grafen von Pfüllendorf, der Herren von Schwabach, deren Stammburg westlich von der Wertach noch in Trümmern vorhanden ist, der Grafen von Lenzburg, der Herren von Donauwörth. Bedeutsam vor allem war die Erledigung des schwäbischen Reichslehens.

Das Herzogtum Schwaben, seit Heinrich dem Vierten in hohenstaufischen Händen, war von Friedrich Barbarossa an seinen Vetter Friedrich, den Sohn Konrads III., als Reichslehen gegeben worden. Zum ritterlichen Jüngling erwachsen, begleitete er, bald nach seiner Vermählung mit Gertrud, des Sachsenherzogs Tochter, den Kaiser auf dem Zuge nach Rom, wo er von der Pest hingerafft wurde. Trauernd brachte sein Gefolge die Gebeine des kaum 23 jährigen Fürsten nach Deutschland zurück und bestattete sie in dem fränkischen Kloster Eberach, allwo auch seine Mutter, Königin Gertrud, beigesetzt war. Da der seit kurzem vermählte Herzog keinen Leibeserben hatte, zog der Kaiser das Herzogtum als erledigtes Lehen ein und übergab es später seinem zweiten Sohne Friedrich.

Von größter Wichtigkeit für die Hohenstaufen war ferner die Erwerbung der welfischen Güter in Oberdeutschland. Zu den Opfern der römischen Seuche zählte auch der jugendliche Herzog Welf VII., dessen Gebeine von Siena nach Deutschland gebracht und von dem alten Welf VI. in dem Kloster Steingaden beigesetzt worden waren. Mit dem blühenden Jüngling, dem letzten Sproß des Geschlechtes, war alle Lebenshoffnung des Vaters ins Grab gesenkt worden; wie um seinen Schmerz zu betäuben, gab er sich den Genüssen hin, die Wein, Spiel und Gesang boten. Jagden, Festlichkeiten und prunkende Gastmähler wechselten mit einander ab, und mancher fröhliche Gesellschaft zog an den gastlichen Hof des „milden Welf“, wie ihn die Sängler und Spielleute priesen, und freute sich der reichen

Spenden des Herzogs, der wie mit unerschöpflichen Händen nach allen Seiten austreute. Bald aber zerrann ihm die Habe, und um sein lustiges Leben fortzusetzen, bot er seinem Neffen Heinrich dem Löwen, seinem nächsten Erben, die sofortige Abtretung seiner meisten Hausgüter gegen ein zu zahlendes Jahresgeld an. Herzog Heinrich feilschte lange mit ihm, um möglichst billig den Oheim abzufinden, bis dieser die Verhandlungen abbrach und sich mit dem gleichen Anerbieten an Kaiser Friedrich wandte, der seiner Schwester Judith Sohn war. Dieser gewährte ihm bereitwillig eine große Summe und erhielt dafür die reichen welfischen Besitzungen, die nach Welfs Tod an das Kaiserhaus fallen sollten. Es waren die herrlichen Ländereien Ravensburg mit der alten welfischen Stammburg gleichen Namens, Tettnang, Wangen, Waldsee, die Bezirke an der obern Iller mit der Grafschaft Rempten, die Lechgegend von Tirol bis Augsburg, die Buchhornischen und Calwischen Güter. Diese großen Gebiete kamen thatsächlich erst unter Heinrich VI. an die Hohenstaufen, da Welf VI. 1191 starb, also den Kaiser Friedrich überlebte. Sofort aber in hohenstaufischen Besitz gingen über die ausgedehnten italienischen Güter der Welfen: das Herzogtum Spoleto, die Markgrafschaft Tuscan, die Herrschaft Sardinien, über die auch Kaiser Friedrich deutsche Ritter als seine Lehnleute setzte.

Aber nicht nur Vergrößerung der staufischen Macht war das Ziel des Kaisers, er versuchte auch die Reichskrone in seinem Hause erblich zu machen. Auf dem Reichstage zu Bamberg 1169 schlug der Erzbischof Christian von Mainz den versammelten Fürsten auf Wunsch des Kaisers vor, den erstgeborenen Sohn Friedrichs, den damals vierjährigen Heinrich zum römischen König, das heißt: zum Nachfolger des Kaisers zu wählen. Der Vorschlag fand einstimmigen Beifall; nur Heinrich der Löwe — ein bedeutsames Zeichen — weigerte sich

den Treueid zu leisten. Nach Auflösung des Reichstages wurde der junge König Heinrich von dem Erzbischof Philipp von Köln feierlich in Aachen gekrönt.

So baute der Kaiser in diesen Friedensjahren die Hohenstaufenmacht auf, die auch dadurch sich noch befestigte, daß die großen deutschen Bischofsitze allmählich von treuen Anhängern der kaiserlichen Partei besetzt wurden. Unererschütterlich fest hielt zum Kaiser Erzbischof Christian von Mainz, der erste Geistliche des Reiches, nach Heinrichs Tode des Kaisers rechte Hand. Als der große Staatsmann der römischen Pest erlag und das Kölner Erzbistum erledigt wurde, traf Friedrich noch von Italien aus sofort Maßregeln einen ähnlich gesinnten Nachfolger an seine Stelle zu setzen. Seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß wählten die Kölner den Kanzler Philipp von Heinsberg, der in der Schlacht bei Tusculum mit hervorragender Tapferkeit gestritten hatte; denn diese mittelalterlichen Bischöfe wissen nicht allein die Messe zu lesen, sondern auch die Waffen zu führen und den Gängen der verschlungenen Politik nachzugehen. Im September 1168 empfing er in Köln durch Gotfried von Utrecht die bischöfliche Weihe. Das für ganz Norddeutschland so wichtige Erzbistum Bremen war an Heinrichs des Löwen Kaplan Balduin gekommen; auch die Erzbischöfe Arnold von Trier und Wichmann von Magdeburg standen zum Kaiser. Lange zweifelhaft war die Stellung Salzburgs, welches bisher die feste Burg des Papstes Alexander in Deutschland gewesen war. Unererschütterlich hatte der Erzbischof Konrad trotz aller Verwüstungen seines Landes an Rom festgehalten; als er im September 1168 starb, wählten die Salzburger den Neffen des Verstorbenen Adalbert, einen Sohn Königs Wladislaw von Böhmen; doch dieser wurde wegen seiner römischen Gesinnung vom Kaiser nicht bestätigt, es kam zu mehrjährigen Verhandlungen, bis schließlich im Jahre 1174 die salzburger Geistlichkeit den Propsten Hein-



rich von Berchtesgaden zum Erzbischof sich ersah, der freilich auch ein Anhänger Alexanders, sonst aber ein milder, versöhnlich gesinnter Mann war und auch die Bestätigung des Kaisers erhielt.

Aus diesen Jahren kaiserlichen Waltens wird uns von einem Zuge Friedrichs nach Polen zur Schlichtung innerer Wirren berichtet. Er fällt in das Jahr 1172, doch wissen wir weder die näheren Anlässe noch den Erfolg der Unternehmung. Im Jahre 1173 trat der Kaiser als Schiedsrichter in böhmischen Thronstreitigkeiten auf. Wladislaw, dem Friedrich einst auf dem italischen Zuge für seine thatkräftige Unterstützung die Königskrone verliehen, hatte, der Herrschaft müde, das böhmische Reich seinem Sohne Friedrich übergeben, nicht mit dem Einverständnis des Landes und der dem Königshause verwandten Herzöge Ulrich und Sobieslaw. Der Kaiser, der sich in seinen oberlehnsherrlichen Rechten verletzt fühlte, verwarf den so eben ernannten König und übergab Böhmen, nicht mehr als Königreich, sondern als Herzogtum an Herzog Ulrich, der es aber seinem Bruder Sobieslaw überließ. Beide gelobten dem Kaiser Heeresfolge für den künftigen Zug gegen die Lombarden.

Soviel auch dem Kaiser in diesen Jahren zur Hebung seiner Macht gelang, ungelöst blieb der Kirchenstreit. Einen Augenblick freilich schien eine Beilegung möglich, als Papst Paschalis im September 1168 zu Sanct Peter starb; aber die übereifrigen Anhänger des Kaisers zu Rom hatten, ehe die Nachricht vom Tode des Papstes nach Deutschland kommen konnte, ein neues Oberhaupt der Kirche erwählt und den ehemaligen Abt von Struma als Calixtus III. zum Papst erhoben. Friedrich billigte auch diesmal den Schritt seiner Partei und dadurch wurden alle späteren Verhandlungen mit Alexander gegenstandslos. Im Jahre 1170 erschien ein kaiserlicher Gesandter, der versöhnlich gesinnte Bischof Eberhard von Bamberg in Beroli, einem kleinen campanischen Städtchen, zu

geheimer Beratung; der vorsichtige Papst gestattete ihm freilich die gewünschte Audienz, erklärte aber zugleich, daß er nur in Übereinstimmung mit den Kardinälen und den Vertretern der lombardischen Städte Beschlüsse fassen könne. Die Verhandlungen verliefen in nichts, da der Kaiser die Anerkennung Alexanders als rechtmäßigen Papstes verweigerte. In anderer Weise — das sah man klar — mußte der große Streit geschlichtet werden. Der Papst schloß sich nur um so fester an seine Verbündeten, die Lombarden, an und zog bald darauf auch England von dem drohenden Bunde mit Deutschland ab. Es war der römischen Staatskunst gelungen, den englischen König mit seinem Erzbischof auszuföhnen; aber kaum war Thomas Becket nach England zurückgekehrt, als der Streit sich aufs neue entfachte, bis schließlich der Erzbischof von einigen Diensthmannen des Königs an geweihter Stätte in Canterbury erschlagen wurde. Nun drohte Alexander dem Könige mit dem Bann, dem Lande mit dem Interdikt; um sich und sein Land vor der Kirchenstrafe zu retten, beugte sich der König und schwur, Alexander als den katholischen Papst zu verehren, alle Gesetze, welche die Rechte der Kirche beeinträchtigten, aufzuheben und die Kirche von Canterbury vollständig zu entschädigen. Dies geschah im Jahre 1172. Damit war Großes erreicht; denn da Frankreich trotz des Hin- und Herschwankens Ludwigs VII. von vornherein für Alexander gestimmt war, so war an ein Zusammengehen der beiden Westmächte mit Friedrich in dem bevorstehenden Kriege Deutschlands mit Rom nicht mehr zu denken.

Immer mächtiger war mittlerweile der Lombardenbund herangewachsen und bald sahen sich auch die letzten Verteidiger der kaiserlichen Sache gezwungen denselben beizutreten. Wichtig war der Übertritt Pavias, der Stadt, welche, wie keine andere, im Glanze des Kaisertums sich gesonnt hatte; als alle Bitten um deutsche Unterstützung erfolglos blieben, schloß sie im

Jahre 1170 den Vertrag mit den Lombarden ab. Ebenso mußte Graf von Biantrate geloben, dem Bunde Heeresfolge zu leisten und endlich — 1172 — wurde auch der Markgraf von Montferrat zum Anschluß genötigt. Ein großer Machtzuwachs erfolgte, als auf einer Versammlung zu Modena 1173 die Städte der Lombardei mit denen Venetiens, der Marken und der Romagna zu gemeinsamem Kampfe gegen den Kaiser sich einigten; von einem Vorbehalte kaiserlicher Rechte war hier nicht mehr die Rede, bedingungslos beschloß man die neuerstandene Städtefreiheit gegen alle Angriffe von Norden her zu schützen. Der Bund, der vom Fuße der Alpen bis an das adriatische Meer sich ausdehnte, umfaßte jetzt 36 Städte, geleitet von den jährlich aus der Gesamtheit gewählten Rektoren, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Versammlungen zu Bundeszwecken abhielten. So stand das neu aufstrebende Bürgertum, oft schon niedergerungen und immer wieder emporgekommen, in trotziger Wehrhaftigkeit da; die weitschauende römische Kirche hatte sich in klarer Erkenntnis der ihm innewohnenden Kraft dasselbe dienstbar zu machen gewußt und gegen den Kaiser, der in dieser auf ihre Rechte pochen den Städtemacht eine Beschränkung seiner kaiserlichen Hoheit sah, unter der Fahne des Nationalkampfes zusammengeschlossen. Als die Verhandlungen in Veroli gescheitert waren, hatte Papst Alexander den Lombardenbund unter den Schutz der Kirche gestellt und ihm dadurch eine besondere Weihe gegeben. Da der Frieden der Städte, heißt es in dem päpstlichen Erlaß, auch der der Kirche sei, so solle jede Stadt, in welcher eine Verschwörung gegen den Lombardenbund angestiftet werde, mit dem Interdikt belegt, jeder, der sich daran beteilige, mit dem Banne bestraft werden. Ebenso wurden auch die Rektoren für unverleglich erklärt und schließlich die Lombarden zum Gehorsam gegen die päpstlichen Befehle aufgefordert.

Die Stadt Rom verharrte in feindseliger Stimmung; sie forderte die Zerstörung von Tusculum, wo man einst ein zweites Cannä gefunden und jetzt Papst Alexander seinen Sitz hatte. Der Haß der Römer ruhte nicht; was man nicht gewaltsam erreichen konnte, hoffte man durch List zu erlangen. Im November 1172 machten sie dem Papste den Vorschlag ihn in ihre Stadt wieder aufzunehmen, wenn ihnen die teilweise Schleifung der Befestigungen Tusculums zugestanden würde. Der Papst ging darauf ein, sollte aber bald erkennen, wie wenig dem römischen Worte zu trauen wäre. Die Römer zerstörten nicht nur die äußern Wälle, sondern auch die festen Türme und die Mauern der Stadt, und verweigerten dem Papste die Aufnahme in Rom, der deshalb in Tusculum blieb. 1173 erklärten die Senatoren „der Stadt der Städte“ in einem Schreiben an Erzbischof Philipp von Köln ihre Freude über die bevorstehende Ankunft des Kaisers und versprachen demselben in allen Dingen gehorsam und dienstbereit zu sein.

Der Kaiser hatte während seines deutschen Aufenthaltes seine Augen unverwandt auf Italien gerichtet gehalten und die Anordnungen zu einem Zuge dahin getroffen. Auf dem Reichstage zu Worms im März 1172 erhob er vor den versammelten Fürsten Klage gegen die treulosen Lombarden und den mit ihnen verbündeten Papst Alexander, und man einigte sich dahin, binnen zwei Jahren eine neue Romfahrt zu unternehmen. Nach notdürftiger Herstellung des Reichsfriedens brach der Kaiser im September 1174 zu dem verhängnisvollen Zuge nach Süden auf, fest entschlossen, diesmal die Entscheidung in der oberitalischen Ebene herbeizuführen.

Die Entscheidung kam auch, aber anders als sie der Kaiser erwartet hatte.

## Zehntes Kapitel.

## Ancona und Alessandria.

Bereits im Jahre 1171 hatte der Kaiser Christian von Mainz nach Italien vorausgesandt, um zu retten, was noch zu retten war. Der Erzbischof, nach Heinalds Tode der eigentliche Fahnenträger der kaiserlichen Partei, glich seinem großen Vorgänger auch darin, daß er mit bedeutendem Feldherrntalent eine seltene staatsmännische Begabung verband, und keinem bessern Manne konnte die halbverlorene Sache in Italien anvertraut werden. Ohne Fährlichkeiten kam er nach der Lombardei, und als ihn hier am Tanaro in der Nähe Alessandrias die feindlichen Streifwachen bemerkten, sprengte er mit seinen Begleitern durch den Fluß und gelangte glücklich nach Genua, wohin er zunächst zu gehen beabsichtigte.

Genua hatte bis dahin allen Aufforderungen der Lombarden sich ihrem Bunde anzuschließen widerstanden, ebenso sich gegen den griechischen Kaiser und den Normannenkönig ablehnend verhalten. Der mächtigen Stadt, welche noch immer mit Pisa über den Besitz Sardinien's im Streite lag, eröffnete der Erzbischof die Aussicht auf den Erwerb der Insel und erlangte dadurch von Genua das Versprechen die kaiserliche Sache zu unterstützen. Alsdann wußte er durch kluge Verhandlungen manche Verbündete auf seine Seite zu ziehen; ein Meisterstück seiner staatsmännischen Geschicklichkeit war es, als er auch die Republik Venedig für sich gewann. Er beabsichtigte damals einen Angriff auf Ancona, den starken Stützpunkt der Griechen, durch den alle Feinde des Kaisers ihre Verbindung unterhielten; schon Friedrich hatte deshalb die wichtige Stadt zu nehmen gesucht, war aber erfolglos abgezogen. Nun traf es sich zu dieser Zeit, daß Venedig mit dem griechischen Kaiser zer-

fallen war, weil derselbe zu Gunsten der Bisaner venetianische Kaufleute hatte verhaften lassen, überhaupt die seemächtige Republik aus ihrer vorherrschenden Stellung im griechischen Reiche verdrängte. Dazu sahen die Venetianer voll Eifersucht auf das aufblühende Ancona, welches ihre Herrschaft auf dem adriatischen Meere einengte. Aus diesen Gründen gelang es dem Erzbischof, die Republik zu einem gemeinsamen Zuge gegen die verhaßte Stadt zu gewinnen, deren Zerstörung er in Aussicht stellte.

Am 1. April 1173 schloß Christian von der Landseite her die auf eine Belagerung nicht gefaßte Stadt ein, während gleichzeitig eine venetianische Flotte von vierzig Galeeren in den Hafen einfuhr und die Seeseite sperrte. Die nun beginnende Belagerung ist wiederum ein glänzender Beweis von der Kraft des Bürgertums und reiht sich würdig allen großen Kriegsthaten jener ereignisvollen Zeit an. Als die Bewohner die Auslieferung eines griechischen Gesandten verweigerten, der mit einer großen Geldsumme in der Stadt erschienen war, verwüstete der Erzbischof die Saaten, Weinreben und Obstgärten der Umgegend; dann erfolgte Angriff und Gegenwehr mit gleicher Zähigkeit. Vergebens versuchte man durch Sturm die Stadt zu nehmen. Mit steigender Begeisterung kämpften die Bürger für ihre Freiheit und Selbständigkeit, und rühmliche Thaten stehen in den Annalen der italienischen Schriftsteller verzeichnet. Sie erzählen, wie eine kühne Frau — Stamura ist ihr Name — mitten unter dem Regen feindlicher Geschosse an die Belagerungsmaschinen heranging und unerschrocken ausdauernte, bis es ihr gelang die großen hölzernen Werke in Brand zu stecken. Nicht minder preisenwert war die That eines Priesters, der zur Zeit eines heftigen Sturmes, mit einem Beile bewaffnet, auf das feindliche Admiralschiff zuschwamm und das Ankertau durchhieb, so daß das ungeheure Schiff, ein

Wunderwerk der Baukunst und seiner Größe wegen „die ganze Welt“ genannt, zum Gespötte der Belagerten im Hafen umhertrieb und nur mit Mühe gerettet wurde. Von ihres Priesters Kühnheit begeistert, machten die Bürger noch während des Seesturmes einen Angriff auf die venetianischen Galeeren, von denen sieben ans Ufer trieben und zerschellten.

Aber schwerer zu bekämpfen als Landheer und Flotte war der in der eng eingeschlossenen Stadt sich einstellende Mangel an Lebensvorräten. Monate lang schon zog sich die Belagerung hin, und alle Unterhandlungen und Anerbietungen durch Geld den Frieden zu erkaufen hatte der Erzbischof von sich gewiesen. „Sehet“, sprach er, „sie bieten uns Geld, das Geld, das schon unser ist. Ist der nicht ein Narr, der das Ganze hat und sich dafür einen Teil geben ließe?“ Unbedingte Unterwerfung war der einzige Vertrag, auf den er sich einlassen wollte. In dieser äußersten Not versammelten die Konsuln die Vorsteher der Bürgerschaft zur Beratung; schon murrte und wehklagte die große Menge, ernsthaft kam es zur Frage, ob man sich nicht den Venetianern ergeben solle, um nicht in die Hände des verhaßten Erzbischofes zu fallen. Da erhob sich in der Versammlung ein greiser Bürger, fast hundertjährig, auf einen Stab gestützt. „Zu euch spreche ich, Bürger von Ancona“, begann er, „zu euch, ihr Enkel des edlen Römerstammes, die ihr bisher als Männer für die Freiheit eurer Stadt gekämpft habt. Ich war Konsul, als der König Lothar unsere Stadt belagerte, in der Hoffnung, sie unter das Joch der Knechtschaft zu zwingen; aber wir nötigten ihn sich mit Schande zurückzuziehen. Andern Kaisern nach ihm gelang es nicht besser. Welche Schmach würde es für uns sein, wenn diese Stadt, die Königen und Kaisern Troß bot, einem Priester sich ergäbe? Sendet eure Boten eilig aus, wendet alles Geld auf, um ein Heer zu eurer Hilfe zu werben; gelingt es, so

könnt ihr mit Recht euch rühmen. Wo nicht, so werfet eure Schätze ins Meer und stürzt hinaus zum Kampf, daß eure Feinde mit euch zu Grunde gehen; denn besser ist es, auf dem Schlachtfelde mit Ruhm zu sterben als des Vaterlandes Zerstörung zu sehen und unauslöschliche Schmach auf sich zu laden.“ Von diesen Worten begeistert, erwählte man drei Bürger, um draußen bei den Freunden Hilfe zu suchen. Glücklich kamen sie zur Nachtzeit auf einer kleinen Barke durch die feindliche Flotte hindurch und suchten mit griechischem Geld eine Heeresmacht aufzubringen.

Von allen Seiten rückten Befreier heran; die Gräfin Alruda von Bertinoro rief ihre Reifigen und Fußknechte zusammen, Graf Wilhelm von Marchisella rüstete zwölf Reitergeschwader und viel Fußvolks, auch die lombardischen Städte rührten sich. Unterwegs stieß Marchisella auf unerwarteten Widerstand; sein Schwager Traversario hielt den Paß bei Ravenna besetzt und hemmte dadurch den Weiterzug nach Ancona. Als Anhänger des Kaisers, sprach er, müsse er ihm den Paß sperren. Da griff Marchisella zu einer List und bot seinem Schwager an, daß beide ihr Kriegsvolk entlassen und mit einander nach Ancona gehen möchten, um durch ihre Vermittlung die Stadt zu retten. Als der andere darauf einging, ritten sie beide auf Ancona zu, nachdem vorher Marchisella seinen Truppen geboten hatte, in die Heimat zurückzukehren, wenn er sie von ihrem Eide, den sie geschworen, entbinden könne und dürfe. Sein Bruder Abälard aber verstand dessen Meinung wohl und sprach zu den Kriegern: „Mein Bruder ist weder Papst noch Bischof, daß er euch von dem Eide entbinden kann. Wir haben aber geschworen Ancona zu retten, darum vorwärts!“ So brachen sie auf, zogen durch den Paß und bald stieß wieder Marchisella zu ihnen, als sein Schwäger, der die List erkannte, sich von ihm getrennt hatte. Mit den



übrigen Entsatzmannschaften vereint, rückten sie nun auf Ancona zu. Es war die höchste Zeit, wenn überhaupt Hilfe noch nützen sollte. Die Hungersnot war aufs äußerste gestiegen; schon verzehrte man gekochtes Leder um die Bier zu stillen, schon forderten, wenn man den italienischen Schriftstellern glauben will, hochherzige Frauen, man möge sie ins Meer werfen, um die Zahl der Essenden zu vermindern, oder von ihrem Fleische sich nähren. Da kam die Nachricht, daß ein Entsatzheer heranrückte; bald darauf in den lauten Jubel der Bewohner eine zweite Meldung, das Heer sei wieder abgezogen, man möge sich mit dem Erzbischof zu einigen versuchen. Dies Letzte hatte Christian von Mainz fälschlicher Weise melden lassen, um die Stadt vor dem Nahen der Befreier zu Fall zu bringen. Da nun die ersten Boten aufs feierlichste beteuerten, daß ein Heer komme, beschloß man noch einen Tag mit der Übergabe zu warten. So brach die Nacht herein. Da leuchteten plötzlich um Mitternacht tausende von Fackeln und Flammen auf dem Falconara-Berge nahe der Stadt empor. Es waren die ersehnten Befreier, die ihre Wachtfeuer anzündeten, Fackeln in die Hände nahmen und Lichter auf ihre Lanzen stellten, um, den Erzbischof über ihre Zahl zu täuschen, zugleich ein fröhliches Mahnzeichen für die Belagerten, daß die Retter in der Nähe wären. Christian von Mainz, der seine List gescheitert sah und den Kampf mit der Übermacht fürchtete, hob die Belagerung der Stadt auf und zog auf Spoleto zurück; gleichzeitig verließ die venetianische Flotte die Hafenbucht. Das geschah im Oktober 1173. In die jubelnde Stadt, die mehr als sechs Monate belagert gehalten war, zogen die Befreier ein, mit reichen Vorräten für die Darbenden; zum zweiten Mal hatte Ancona siegreich den kaiserlichen Waffen widerstanden.

Im Herbst 1174 brach der Kaiser selber zum Zuge nach Italien auf. Sein Heer war nicht groß, angeblich 8000 Mann

stark; wenige weltliche Fürsten hatten sich eingestellt, Pfalzgraf Konrad und der immer getreue Otto von Wittelsbach, von den sächsischen nur Markgraf Dietrich von der Lausitz und sein Bruder Debo; dagegen fehlte auch diesmal Heinrich der Löwe. Deutlich sah man, wie sich die Lust an diesen immerwährenden unseligen Kriegszügen gegen die Lombarden minderte. Zahlreicher erschienen waren die geistlichen Fürsten, unter ihnen die Erzbischöfe von Köln und Trier. Eine böhmische Hilfschar unter Herzog Ulrich, dem Bruder des von Friedrich eingesetzten Herzogs Sobieslaw, stieß auf italienischem Boden zum kaiserlichen Heer. Anfang September ging der Kaiser von Basel durch Burgund über den Mont Cenis und zog im Thale der Dora Baltea abwärts auf Susa. Die Einwohner, ihres alten Frevels eingedenk, hatten sich in die Berge geflüchtet; ihre verödete Stadt wurde niedergebrannt. Turin schloß sich freiwillig an; Asti, die erste Stadt des Lombardenbundes, auf die man traf, fiel nach achttägiger Belagerung. Beim Weiterücken mehrte sich die kaiserliche Macht durch den Übertritt aller, die nur gewaltsam gezwungen zum Lombardenbunde geschworen hatten; so kamen Pavia und Como, und bald sah man auch den Markgrafen von Montferrat und den Grafen von Biantrate wieder in den Reihen der Kaiserlichen. Der Anfang des Zuges war glückverheißend.

In dem nun zusammentretenden Kriegsrathe über die ferneren Bewegungen waren die Meinungen geteilt. Pavia und der Markgraf von Montferrat drangen auf die Belagerung Alessandrias, der „Strohstadt Alexanders“, wie sie spottweise genannt wurde, weil beim raschen Aufbau derselben anfangs die Häuser nur aus strohgedeckten Hütten bestanden; in wenigen Tagen werde sie dem kaiserlichen Ansturm erliegen. Anderer Ansicht waren die deutschen Fürsten, welche auf die starken Befestigungen hinwiesen und meinten, daß die Lombarden

sicherlich zum Entsatz herbeieilen würden. Der Kaiser hörte nicht auf ihre zur Vorsicht mahnende Stimme; nur von dem leidenschaftlichen Wunsche geleitet, gerade diese Stadt zu demütigen und dadurch den Lombardenbund im innersten Kerne zu treffen, entschloß er sich zur Belagerung. Sofort brach er auf; am 27. Oktober 1174 stand er vor den Mauern Alessandrias.

So ist wiederum das Interesse des Beschauers in diesem wechselvollen Krieg an die Belagerung einer Stadt geknüpft. Doch das zeigte sich sogleich, daß die „strotzherne Alexanderstadt“ nicht in wenigen Tagen durch Sturm zu nehmen wäre. Man mußte mit Sturmböden und Belagerungstürmen eine regelrechte Belagerung beginnen; aber auch damit waren die Sandwälle der Festung nicht zu brechen. Mit dem Spätherbst trat dann anhaltendes Regenwetter ein, so daß der Tanaro und die Bormida überströmten und die sumpfige Umgegend der Stadt in einen schmutzigen See verwandelten. Mühsam schützte man das Lager durch Dämme gegen das anquellende Wasser; fast unmöglich war es, in dem durchweichten thonigen Boden die großen Belagerungsgeräte vorwärts zu bringen. Dann kam der Winter, mit ihm Schneegeßtöber und Kälte; die Zufuhr wurde schwierig, es fehlte an Lebensmitteln für die Menschen, an Futter für die Pferde. Als die wiederholten Stürme auf die Stadt von den Verteidigern unter ihrem tapfern Befehlshaber, dem Brescianer Rodolfo da Concesa, abgeschlagen wurden, als Not und Elend an dem Mark des Heeres zehrten: da befahl Entmutigung die Truppen und die Fürsten selber rieten die Belagerung aufzuheben. War es doch ein schlimmes Zeichen der sich lösenden Manneszucht, als um Weihnacht eine Schar böhmischer Reiter, die von ihrem Führer, Herzog Ulrich, die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat nicht erlangen konnte, sich davon machte und nach vielen Fährlichkeiten glück-

lich den böhmischen Boden erreichte. Der Kaiser aber hielt mit ungebrochenem Geiste fest an seinem Plan, die Stadt in seine Gewalt zu bringen; je geringer die Hoffnung wurde, um so leidenschaftlicher wurde sein Sinn. Die Erbitterung stieg auf beiden Seiten aufs äußerste; schon wiederholten sich bei Alessandria die von Crema her bekannten entsetzlichen Scenen der Verstümmelung und Blendung derjenigen, welche gefangen in die Hände ihrer Gegner fielen. Die rauhe Härte des Mittelalters kümmerte sich wenig um den Schutz solcher, die unsere milder gewordene Zeit unter die Hut des Völkerrechtes stellt. Aus jener Zeit berichten die Kölner Annalen eine Handlung des Kaisers, die in allen Greueln auch seinen hochherzigen Sinn zeigt. „Drei vor sein Angesicht geführten Gefangenen befahl er sofort die Augen auszureißen; nachdem zwei geblendet waren, fragte er den dritten, der jünger war als die andern, warum er sich gegen das Reich empört habe. Dieser antwortete: „Nicht gegen dich, o Kaiser, oder gegen das Reich habe ich gekämpft; sondern da ich einen Herrn in der Stadt hatte, bin ich seinen Befehlen gehorsam gewesen und habe ihm treu gedient; wenn er mit dir gegen seine Mitbürger kämpfen wollte, würde ich ihm ebenso treu und folgsam sein; und wenn du mir auch die Augen auszureißen befehlst, werde ich doch wieder, so gut ich es vermag, meinem Herrn dienen.“ Durch diese Worte erweicht, schenkte der Kaiser ihm das Augenlicht und ließ die andern Geblendeten von ihm in die Stadt zurückführen.“

Fünf Monate mühsamer Kämpfe waren vergangen, als endlich der Lombardenbund zum Entsatz der tapfern Stadt ein Heer aussandte; am 6. April stand es bei Tortona, nur zehn Miglien von dem kaiserlichen Lager entfernt. In diesem Drange der Verhältnisse entschloß sich Friedrich, ehe die Befreier herangekommen waren, einen letzten Sturmversuch zu machen; er wählte dazu die hohen Feiertage der Osterwoche,

an welchen sonst in jenen Zeiten die Waffen zu ruhen pflegten. In der Nacht vom Gründonnerstag auf den stillen Freitag rückten durch einen schon früher bis unter die Stadt fortgeführten unterirdischen Gang Bewaffnete heran und brachen mitten auf dem Marktplatz urplötzlich aus dem Boden hervor; aber die Wachen der Stadt waren munter, die Sturmglocke scholl durch die nächtlichen Straßen; die wenigen, welche der Mine entstiegen waren, wurden entweder von den herbeieilenden Bürgern getötet oder sie versuchten sich über die Wälle herabstürzend zu retten; viele, die noch im unterirdischen Gange standen, verschüttete der Einsturz der Mine. Gleichzeitig brachen die Bürger aus der Stadt hervor und warfen das draußen stehende kaiserliche Heer zurück, wobei ein großer hölzerner Turm erobert und verbrannt ward. Eine noch erhaltene Inschrift in der Hauptkirche von Alessandria spricht von dem Siege der Bürger und dem Abzuge des Kaisers von den Mauern der unbezwungenen Stadt.

Der Kaiser sah sich jetzt genötigt die Belagerung aufzugeben; er verbrannte seine Kriegstürme und Belagerungsmaschinen, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen, und brach mit seinem Heer am grauen Morgen des Osterfestes in der Richtung nach Pavia auf. Aber die Lombarden unter Führung Ezzelinos von Romano und Anselmos von Davero hatten ihm den Weg verlegt; vergebens versuchte er sie auf einem Umwege zu umgehen, die Gegner, welche seine Absicht merkten, sperrten ihm auch diese Straße. Unerwartet sah er sich am Morgen des 15. April, als er von Voghera weiter zog, der feindlichen Übermacht gegenüber. Ein entscheidender Zusammenstoß schien unvermeidlich.

Da geschah etwas Unerwartetes. In dieser bedenklichen Lage des Kaisers boten die Lombarden die Hand zum Vergleich. Es mochte ihnen die kaiserliche Heeresmacht bedeutender

erscheinen als sie in Wirklichkeit war; auch hatte vor kurzem der tapfere Erzbischof Christian im Osten Oberitaliens große Erfolge errungen, die südlich von Bologna gelegene feste Burg Cassiano eingenommen und seine Waffen gegen Bologna selber gerichtet. Vielleicht hofften sie auch, nun da sie im Übergewichte waren, günstigere Bedingungen für einen Vertrag zu erhalten; denn im Geheimen hatten sie vor dem Kaiser eine unüberwindliche Scheu. Es erhoben sich die Stimmen der Friedfertigen: welcher Wahnsinn wäre größer, welches Unheil schrecklicher, als wenn der Herr den Unterthan, der Unterthan den Herrn gewaltsam seines Rechtes zu berauben suche. Der Kaiser ging sofort auf das Friedensanerbieten ein; er sei bereit, erklärte er, unbeschadet der Rechte des Reiches das schiedsrichterliche Urtheil tadelloser Männer, die von beiden Seiten gestellt wären, anzunehmen. Am 16. April kam zwischen den kaiserlichen Bevollmächtigten, Philipp von Köln und Otto von Wittelsbach, und den lombardischen Vertretern zu Montebello der Vertrag zustande, nach welchem drei Schiedsrichter von jeder Partei die streitigen Punkte untersuchen und, wenn sie sich in gewissen Fällen nicht einigen könnten, die Konsuln von Cremona als Obmänner heranziehen sollten. Alessandria blieb vorläufig ausgeschlossen, doch wurde der Stadt ein zweimonatlicher Waffenstillstand bewilligt. Endlich gelobten die Lombarden dem Kaiser schon gleich den Treueid zu leisten, da der Erzbischof Philipp dies als eine unerläßliche Bedingung hingestellt hatte; sie sollten jedoch durch den Schwur nicht gebunden sein, wenn der Friede schließlich nicht zustande käme. So erfolgte denn, nachdem man noch vor wenigen Tagen mit Wehr und Waffen sich gegenübergestanden, das Schauspiel der scheinbaren Unterwerfung; mit den Schwertern um den Nacken erschienen die Lombarden vor dem Kaiser, der die vor ihm Knieenden wieder zu Gnaden annahm und von der Reichsacht löste. Damit war dem selbst-

herrischen Willen des Kaisers Genüge gethan; die Lombarden zogen ab, der Kaiser begab sich nach Pavia; da der Friede gesichert schien, entließ Friedrich den größten Teil des Heeres nach Deutschland.

Aber die Verhandlungen kamen sofort wieder ins Stocken. Die Lombarden verlangten, daß der Kaiser mit der heiligen römischen Kirche und ihrem Oberhaupte, Papst Alexander, Frieden schließe; für sich die Stellung, wie sie zu Zeiten Heinrichs des Fünften zum Reiche gewesen wäre, das heißt also die frühere republikanische Freiheit mit dem Rechte der Wahl der Konsuln, der Städtebefestigung und des Waffenbündnisses. Ebenso sollte Alessandria, in den Frieden von Montebello nicht aufgenommen, unbelästigt weiter bestehen. Ging Friedrich auf diese Forderungen ein, so waren zwanzig Jahre blutiger Kämpfe umsonst gewesen, die roncalischen Beschlüsse vernichtet, das mühsam errichtete Gebäude kaiserlicher Oberhoheit sank in Trümmer. Der vom Kaiser vorgelegte Gegenentwurf ist nicht mehr vorhanden; jedenfalls hielt er an den roncalischen Beschlüssen fest.

Die von den Lombarden verlangte Ausöhnung mit der Kirche wurde dagegen auch von Friedrich angebahnt. Er ließ Alexander ersuchen, einige Kardinäle nach der Lombardei zu senden, um an den Friedensverhandlungen teil zu nehmen. Als die päpstlichen Gesandten vor ihm in Pavia erschienen, hieß er sie in einer glänzenden Versammlung ehrerbietig willkommen und hörte ruhig und freundlich die übereifrigen Reden des Führers der Gesandtschaft, des Bischofs Hubald von Ostia, an, der ihm seine Kezerei vorwarf und ihn salbungsvoll aufforderte in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Friedrich überließ die weitem Verhandlungen seinen Erzbischöfen Philipp von Köln und Christian von Mainz, der jetzt wieder in der Umgebung des Kaisers verweilte; doch stellte sich bald heraus,

daß eine Einigung nicht zu erzielen war, und unverrichteter Sache kehrten die päpstlichen Gesandten zu ihrem Herrn zurück.

Bei diesem Zwiespalt der Parteien fiel nun, dem Vertrage gemäß, den Konsuln von Cremona das entscheidende Wort zu. Diese Stadt, einst vom Kaiser geehrt und vor allen andern ausgezeichnet, dann nach ihrem Übertritt zu den Lombarden die Führerin des Bundes, war eben dieser Doppelstellung wegen zur Schiedsrichterin erwählt worden, und sie suchte das Vertrauen zu rechtfertigen. Im ganzen erkannte sie die Forderungen der Lombarden als gerechte an, doch gab sie die Feste Alessandria preis, die geschleift werden sollte, während ihre Bewohner unbelästigt in ihre früheren Sitze abziehen dürften. In der kirchlichen Frage nahmen die Cremonesen eine Mittelstellung ein; beide Parteien sollten in ihren Entschlüssen frei sein, die Lombarden an Papst Alexander festhalten, ohne daß es dem Kaiser gestattet wäre, deshalb irgendwie Gewalt gegen sie zu gebrauchen.

Aber auch das letzte, zum Frieden mahnende Wort verhallte ungehört. Die Lombarden verwarfen den Richterspruch Cremonas und griffen aufs neue zu den Waffen. Friedrich war in der peinlichsten Lage, ohne Heer, die Hilfe fern, ein Zugug im günstigsten Fall erst nach langer Zeit zu erwarten. So barg er sich den Winter von 1175 auf 1176 hinter Pavia's schützende Mauern, da er im offenen Felde zu erscheinen zu schwach war. Wirksame Hilfe konnte nur aus Deutschland kommen; Philipp von Köln und Wichmann von Magdeburg eilten über die Alpen, die Reichsfürsten zur Rettung ihres Herrn aufzufordern. Vor allen andern hoffte der Kaiser, der Boten über Boten ins Reich sandte, seinen mächtigen Vetter, den Herzog Heinrich, zum Zug nach Italien zu bewegen; nie war die Hilfe nötiger, nie konnte sich die Treue



HEINRICH-DER-LOEWE.



des Lehnsmannes, die Freundschaft des Verwandten, die Macht des Fürsten glänzender erweisen.

Und in diesem wichtigen Augenblicke versagte Heinrich der Löwe dem Kaiser seine Hilfe. Die Weigerung wurde zum Wendepunkt in der deutschen Geschichte.

### Elftes Kapitel.

#### Heinrich der Löwe.

Unter den vielen großen Männern jener lebensvollen Zeit tritt keiner bedeutsamer hervor als Heinrich der Löwe, an dessen Namen sich des Welfengeschlechtes höchster Glanz und tiefste Erniedrigung anknüpft. Obgleich ein verwandtes Blut in seinen Adern rollt, bildet er doch den größten Gegensatz zu seinem hohenstaufischen Vetter. Schon äußerlich tritt dies hervor. Neben den Hohenstaufen mit seiner zarteren biegsamen Gestalt, seiner weiß und rot angehauchten Gesichtsfarbe, seinem blonden Haupthaar und Bart, der, ins Rötliche spielend, ihm bei den Italienern den weltgeschichtlichen Beinamen giebt, stellt sich der derbere, festgebaute Welfe, nicht groß, aber von ungewöhnlicher Körperkraft, mit vollem, männlich schönem Gesicht, mit großen schwarzen Augen, dunkelbraunem Haar und Bart. Die ritterlichen Mannestugenden schmücken beide: sie sind kühn, tapfer, ausdauernd, in den Kriegszügen Meister und Vorbild; aber dem Welfen fehlt der ideale Zug des Geistes, der dem Hohenstaufen eigentümlich und ein Merkmal des ganzen Geschlechtes gewesen ist. Dafür zeichnet jenen ein aufs Praktische gerichteter Blick aus, der dem Erreichbaren nachgeht und

alles in nebelhafter Ferne Liegende bei Seite läßt. Während Friedrich mit echt germanischem Wandertrieb nach Süden über die Alpen steigt, in Italien auf Kosten der deutschen Wehrkraft und der Wohlfahrt des Reiches das Schattenbild der römischen Kaiserherrlichkeit zu verwirklichen sucht und den Flor der widerstrebenden italienischen Städte vernichtet, sie selber zerstört: bleibt Heinrich daheim, im engern Raume greifbaren Zielen nachgehend, mit herber Gewalt, wie es seine Natur ist, die germanische Kultur und zugleich die Welfenherrschaft unter die Slaven ausbreitend, Städte gründend und schützend, deren große Bedeutung seinem klaren Blicke sich erschlossen hat. Seine harte Natur ist nicht wählerisch in den Mitteln, wenn sie nur zum Ziele führen; die in ihm liegende unbezähmbare Lust nach Herrschaft verkümmert nicht selten die Tugenden des gewaltigen Mannes und Groß und Klein haben unter seiner rücksichtslosen Strenge zu leiden gehabt; denn in seinem trozigen Selbstgefühl kümmert er sich wenig um die Klagen der von ihm geschädigten Fürsten, die mehr als einmal versucht haben, den lästigen Nachbar mit den Waffen zu bekämpfen; aber immer weiß er in seiner Mannhaftigkeit sich ihrer zu erwehren, bis er, höher und höher trachtend, in dem von ihm verschuldeten Zusammenstoß mit dem Hohenstaufen den tiefen Fall thut. Seine Schöpfungen aber im Slaven- und Holstenlande bleiben bestehen, dauernde Zeugen von dem großartigen Wirken des Mannes, auf den insbesondere der Norddeutsche noch heute mit unverbrüchlicher Bewunderung zurückblickt.

Geboren 1129 wahrscheinlich zu Ravensburg, dem Stammsitze seiner schwäbischen Ahnen, vergingen seine ersten Lebensjahre unter dem Waffentlange der beiden feindlichen Häuser, der Hohenstaufen und Welfen, im bunten Wechsel der steigenden und fallenden Gesche. Lange rangen die Stolzten um die Kaiserkrone, die erste Krone der Welt. Auch als Heinrichs

Vater, Herzog Heinrich der Stolze, in jungen Jahren starb, ruhte der Kampf nicht; denn nun verfocht die Großmutter des zehnjährigen Knaben, die Kaiserin Witwe Richenza, mit unbeugsamem Sinne die Rechte ihres Enkels. Dieser Kampf für den Glanz des Welfenhauses prägte frühzeitig die herbe, rücksichtslose Natur des jungen Herzogs. Oft mag ihm das Bild der unerschütterlichen Großmutter vor die Seele getreten sein und ihr ehrgeiziger, kühner Sinn ist ihm zu eigen geworden. 1142 erlangte er das verlorne Sachsen wieder; aber seine Entwürfe ruhten nicht, 1147 auf dem Reichstage zu Frankfurt forderte der 18jährige Jüngling — wenn auch vergebens — von dem ins Morgenland ziehenden König Konrad sein zweites Herzogtum Bayern zurück.

Erst nach Friedrichs I. Regierungsantritt erfolgte die völlige Ausöhnung; denn nur durch Einigung des Reiches und insbesondere durch Beilegung des uralten Welfenstreites glaubte Friedrich sein Ziel, die Errichtung des römischen Kaisertums, verwirklichen zu können. So streute er denn mit vollen Händen über seinen jungen Vetter, in dem er die trefflichste Stütze seiner Pläne sah, die königlichen Gaben aus. Er gab ihm Bayern zurück, er verlieh ihm das unerhörte Vorrecht, die Bischöfe in den jenseits der Elbe gelegenen Bistümern Oldenburg, Mecklenburg und Rügen mit ihren weltlichen Gütern zu belehnen, so wie sonst die deutschen Bischöfe sie aus des Königs Hand empfangen; und dieses Recht wurde dem Herzog auch noch auf die benachbarten slawischen Gebiete ausgedehnt, wo damals die heidnischen Bewohner gegen Christentum und germanische Waffen ihren Verzweiflungskampf kämpften. Der Kaiser bedachte nicht, wie durch solche Äußerungen kaiserlicher Huld die Hoffnungen in der Brust des Ehrgeizigen stiegen, der nahe daran war sich ein fast unabhängiges Reich in den an Sachsen angrenzenden Ländern zu gründen.

Zur Zeit der Völkerverwanderung waren die weiten Gebiete, die ostwärts der Elbe lagen, allmählich von den Germanen entleert worden und in den Besitz der von Osten herandrängenden heidnischen Slawen gekommen. Diese Länder der Gefittung zurückzugewinnen, war die Kulturarbeit des deutschen Mittelalters, und unsere kraftvollen Kaiser haben zu verschiedenen Zeiten diese Aufgabe mit mehr oder weniger Erfolg zu erfüllen gesucht. So gründete Heinrich I. mitten im slawischen Gebiete die sächsische Nordmark, den verheißungsvollen Kern des spätern Brandenburg; so stiftete Otto I. die Bistümer Merseburg, Meissen, Havelberg, Brandenburg, die dem 967 errichteten Erzbistum Magdeburg untergeordnet wurden. Es war eine mühselige, oft begonnene, ebenso oft wieder unterbrochene Arbeit, die sich durch Jahrhunderte hinzog. Hier ein dauerndes Werk gegründet zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst Heinrichs des Löwen.

Von den buntgemischten Völkerschaften der Slawen saßen die Wenden in den Gebieten zwischen Oder und Elbe, in zahlreiche kleinere Volksgemeinschaften geteilt, von der Lausitz und Ostsachsen bis hinauf an die Ränder der Ostsee, unter ihnen die Obotriten im heutigen Mecklenburg, die Polaben in Lauenburg, die Wagrier in der Nordostzacke Holsteins. Etwas Träumerisches, in sich Verschlossenes war der Natur der Slawen eigen; anstrengende und schwere Arbeit scheuend, hatten sie den Feldbau wenig entwickelt; sie zogen es vor in beschaulicher Bequemlichkeit zu fischen in See und Fluß und ihre Herden zu hüten in Wald und Flur oder auf der Meeresfahrt in räuberischen Zügen sich leichten Erwerb zu verschaffen. Das fröhliche, leicht dahin lebende Volk zeigte große Vorliebe für Musik und Gesang, aber sie äußerte sich nicht in künstlerischen Versuchen, sondern nach Kinderweise in lärmendem Jubel bei ihren Vereinigungen, wie denn überhaupt im Denken und Fühlen

und in allen Lebenseinrichtungen die Slawen im Zustande unentwickelter Kindheit befangen waren. Roheit und Wildheit paarte sich mit menschlich schönen Eigenschaften. Gerühmt vor allem ward ihr gastlicher Sinn, auch von solchen, die unter ihren räuberischen Anfällen zu leiden hatten. „Kein Volk“, sagt ihr Beschreiber Helmsöb, „ist, was Gastlichkeit anlangt, ehrenwerter als die Slawen. In Bewirtung der Gäste sind alle eines Sinnes und gleich eifrig, so daß niemand um gastliche Aufnahme zu bitten braucht. Was sie durch Ackerbau, Fischerei oder Jagd erwerben, geben sie mit vollen Händen hin und preisen den als den besten, welcher der verschwenderischste ist, weshalb viele durch die Sucht sich auszuzeichnen zu Diebstahl und Raub sich verleiten lassen. Nach den Gebräuchen der Slawen muß man, was man in der Nacht gestohlen hat, am andern Morgen unter seine Gastfreunde verteilen. Wenn aber einer, was jedoch sehr selten vorkommt, einem Fremden Aufnahme verweigert zu haben überführt wird, dessen Haus und Habe darf man niederbrennen, und alle stimmen in der Ansicht überein, daß der, der sich nicht scheue einem Fremden Brot zu versagen, verrufen und gemein sei und verdiente von allen geschmäht zu werden.“

Dieselbe Mischung von rohen und edleren Anschauungen zeigt sich in der Stellung der Frauen, die gerade bei den alten Germanen so wohlthuenend berührt und ein Maßstab der Sittenreinheit unserer Vorfahren ist. Bei vielen slawischen Stämmen herrschte Vielweiberei, doch so, daß Eine als die rechtmäßige Ehefrau angesehen wurde, die übrigen als Nebenweiber galten. Nicht selten wurden neugeborene Mädchen getötet, wenn in einem Hause schon mehrere Töchter waren. Fürchtbar, aber bei aller Roheit doch auf die Unlöslichkeit der Ehe hindeutend, war der nicht selten vorkommende Brauch, daß die Frau sich mit dem toten Manne verbrennen ließ.

Urzuftändlich waren alle ihre Einrichtungen im Krieg und im Frieden. Ihre Häuser waren Hütten aus Flechtwerk, die nur notdürftigen Schutz gegen Sturm und Regen boten. So oft ein Krieg auszubrechen drohte, verbargen sie alles Getreide nebst Gold und Silber und was sie an Kostbarkeiten besaßen in Gruben, Weiber und Kinder aber brachten sie in die festen Plätze oder in die Wälder, so daß dem Feinde nichts zu plündern blieb als die Hütten, deren Verlust sie leicht ertrugen. So bestand ihr Krieg in Raub, Überfall, Rückzug, ohne kunstvolle Bewegungen und größere Zusammenstöße. Wild und lärmend ging es in ihren Volksversammlungen zu, die ohne eigentliche Führung waren, und nicht selten wurden die Beschlüsse durchgesetzt, indem man die Widersprechenden durch Schläge einschüchterte.

Erst als sie mit den unruhig andrängenden Germanen in Berührung kamen, bildeten sich auch bei ihnen festere Genossenschaften und größere in sich geschlossene Staatenvereine, in welchen Herzöge oder Fürsten Heerführer und Richter waren. In den weiten, schlecht angebauten Gebieten lagen wenige Städte, welche die Mittelpunkte des slawischen Lebens und des Verkehrs mit den Fremden bildeten; Jumne oder Jomsburg am Ausfluß der Oder war lange Zeit der Hauptmarkt des wendischen Handels, bis nach ihrer Zerstörung durch die Dänen Stettin die erste handeltreibende Stadt wurde. Andere uralte Slawenstädte sind Kolberg, Zulin, Brandenburg, Malchow, im Wagrielande Plune (Plön). Dem mit den Germanen eindringenden Christentum setzten sie einen langen Widerstand entgegen, und auch da, wo sie sich der Übermacht fügen mußten, kehrten sie immer wieder zu ihren heidnischen Göttern zurück.

Sie dachten sich dieselben als persönliche Wesen, als herrschende Mächte im Natur- und Menschenleben, entweder lichte, segenspendende oder finstere, verderbende Götter. Die rohe

Phantasie des Volkes bildete sie (wieder im Gegensatz zu den reineren Anschauungen der alten Germanen) in unförmlichen Gestalten ab und verehrte sie in Tempeln oder heiligen Hainen mit Spiel und Gesang, mit wilden Gelagen und lärmenden Umzügen; den unsäglichen Grimm der meistens finstern und bössartigen Götter zu stillen, brachte man ihnen Tier- und Menschenopfer; besonders fand ihr Hauptgott Svantevit Gefallen an Christenblut und wenigstens einmal im Jahre schlachtete man ihm einen christlichen Gefangenen. Über allen lichten und dunkeln Gottheiten waltete nach der Vorstellung der Slawen ein höchster Gott im Himmel; dieser vor allen Gewaltige sorgte nur für das Himmlische, die andern aber gehorchten ihm, indem sie die ihnen von ihm übertragenen Ämter verwalteten; aus seinem Blute waren alle entsprossen und jeder stand um so höher, je näher er diesem Gott der Götter war. So hatte sich auch in diesem rohen Volk unter allen scheußlichen Verirrungen religiöser Vorstellungen der unverwüßliche Glaube an den einen Gott erhalten.

Ein berühmtes Heiligtum lag im Gau der Redarier (im heutigen Mecklenburg-Strelitz), von dem uns der alte sächsische Geschichtschreiber Thietmar eine anschauliche Schilderung bringt. „Es liegt in diesem Gau“, erzählt er, „eine Stadt, Namens Riebegost oder Rethra, von dreieckiger Gestalt, mit drei Thoren versehen, welche von allen Seiten ein großer, von den Eingebornen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgiebt. Zwei dieser Thore stehen jedem in die Stadt Hineingehenden offen; an dem dritten, im Osten gelegenen steht nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligtum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Tiere ruht. Die Außenseiten dieses Heiligtums sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen verziert, die in das Holz hineingemeißelt sind; inwendig aber stehen von Menschenhänden gemachte Standbilder von



Gözen, mit ihren Namen am Fußgeftell, furchtbar anzufchauen; denn fie ftanden da in voller Rüstung, mit Helm und Harnifch angethan. Hier befinden fich auch der Slawen Feldzeichen, welche nur, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden.“

In besonderm Anfehn stand das Heiligtum des Lichtgottes Svantevit zu Arkona auf der Infel Rügen; denn der vierköpfige Svantevit galt als der eigentliche orafelmächtige Gott, neben dem die andern faft wie Halbgötter erfchienen. Aus allen wendifchen Landen gingen in Arkona Opfergaben und Tribute für ihn ein, auf Rügen mußte jeder, ohne Unterfchied ob Mann oder Frau, einen jährlichen Zins entrichten. Da außerdem große Ländereftreden dem Tempel gehörten, fo war der Oberprieftter des Gottes von außerordentlicher Macht und ftand in höhern Anfehn als der König des Volkes; denn der Prieftter, der die Orakelfprüche des Gottes erforschte, hing vom Willen der Lofe, König und Volk aber vom prieftterlichen Willen ab. Ihm allein ftand es zu, das heilige weiße Pferd des Svantevit zu führen, wenn man den Gott um Krieg und Frieden befragen wollte; die Entfcheidung hing davon ab, ob das vom Oberprieftter gelenkte Pferd mit dem rechten oder linken Fuße zuerft über kreuzweisgeftellte Spieße trat. Es war dasfelbe Pferd, auf welchem Svantevit felber nach dem Glauben des Volkes Krieg gegen feine Feinde führte; denn oft fand man es, wenn es abends frifch und gefäubert in den Stall gebracht war, am andern Morgen mit Schweiß überdeckt. Eine dem Tempel geweihte Reiterschar von dreihundert Mann diente nicht nur zur Hut des Heiligtums, oft zog fie auch auf Raub und Krieg aus und brachte die Beute dem Gotte zurück. Das Allerheiligfte, wo das Bildnis des Gottes ftand, durfte nur der Oberprieftter betreten und auch er mußte, wenn er Atem holen wollte, an die Thüre eilen, um die Gegenwart

des Gottes nicht mit sterblichem Hauche zu verunreinigen. Ein hoher Festtag Svantevits war das Erntefest, an welchem Opfertiere, auch wohl ein gefangener Christ, geschlachtet wurden, da Christenblut dem Gotte besonders angenehm war. Alsdann nahm der Oberpriester das große metallene Trinkhorn, welches mit Wein gefüllt der Götze in der rechten Hand hielt, und sah nach, ob von dem im vorigen Jahre hineingegossenen Wein etwas fehle. Das Schwinden des Weines deutete auf ein unfruchtbares Jahr, war das Trinkhorn unvermindert voll, verhieß es reichen Segen. Den alten Wein goß der Priester opfernd zu Svantevits Füßen, füllte das Horn neu, kniete nieder und leerte auf des Volkes Wohl das Gefäß in einem Zug. Hierauf gab er das Horn mit frisch gefülltem Weine dem Gott wieder in die Hand. Auf den erwünschten Erntesegeu ging noch ein anderer Brauch. Ein gewaltiger runder Kuchen, fast von Manneshöhe, ward zwischen Priester und Volk errichtet, und der Priester dahintretend fragte, ob man ihn noch sehen könne. War dies der Fall, so betete er um eine solche Erntefülle des nächsten Jahres, daß ein noch größerer Kuchen ihn ganz verdecken könne.

In Stettin verehrte man den dreiköpfigen Triglav, den Herrscher der drei Reiche im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt, dessen drei Häupter den Blicken der Menschen verhüllt waren. Auch dieser Gott lebte von dem Raube derer, die ihn anbeteten.

Es ist eine fremde, seltsame Welt, die sich unmittelbar an die germanische lagert und mit der sie bald in die mannigfaltigste, meistens feindliche Berührung kommt. Von dem eigentlich Schöpferischen, Neugestaltenden, welches die Germanen zu den Erbauern der mittelalterlichen Welt macht, ist in den Slaven wenig zu bemerken, wohl aber zeigen sie eine große Befähigung Fremdes sich anzueignen. Im Laufe der Jahrhunderte sind dann weite slawische Gebiete, einst die Sitze

unserer Ahnen, wieder germanische geworden und zwar ist in manchen eine so gründliche Umwandlung vorgegangen, daß nur die Geschichte noch zu berichten weiß, wie in diesen jetzt echt deutschen Landschaften einst Wagrier und Obotriten gegessen haben.

Unser Blick richtet sich vorzugsweise auf den Osten Holsteins, den Wohnsitz der slawischen Wagrier. In der Mitte des Landes jenseits der Elbe saßen von der Eider bis über die Stör hinaus die Holsteiner, südlich von ihnen bis zur Elbe und Wille die Stormarn, im Westen die Dithmarschen; über die beiden ersten gebot der Graf von Holstein, der seinen Sitz in Hamburg hatte, über die Dithmarschen längere Zeit der Graf von Stade; alle drei Gaue aber standen kirchlich unter dem Erzbischof von Hamburg und Bremen. Während diese deutschen Gebiete allmählich dem Christentum gewonnen wurden, hielt der Osten des Landes zäh am Heidentum fest. Hierher waren in uralter Zeit die Wagrier gewandert, hatten die Stadt Stargard erbaut, von wo sie Handel trieben und auf Seeraub auszogen, und als Schutz ihres Landes eine feste Burg Plüne (Plön) errichtet. Zwischen ihnen und dem sächsischen Lande lag eine schon von Karl dem Großen geordnete Mark, die sich von der Kieler Bucht bis an die Elbe erstreckte, ein schmaler Strich Landes, dazumal wenig angebaut, später aber mit wichtigen holsteinischen Städten, wie Kiel, Preetz, Segeberg und Oldesloe. Lange wehrten sich die Wagrier gegen die deutsche Herrschaft und das mit ihr kommende Christentum; freilich wurden sie von Otto I. bezwungen und sie mußten es ansehen, wie an Stelle ihres dem Gotte Prove errichteten Heiligtums zu Stargard (dem spätern Oldenburg) eine Kirche gebaut wurde, in welcher ein Bischof das Evangelium predigte; aber schon gegen Ende der Sachsenherrschaft schüttelten sie das verhaßte Joch wieder ab; sie zerstörten die Kirchen, erschlugen die

Priester, Hamburg selber wurde verbrannt und sank in Trümmer. Über hundert Jahre vergingen, ehe die Wagrier und ihre Stammesbrüder, die Obotriten in Mecklenburg, sich dauernd der deutschen Herrschaft unterordneten, ihre Götzen verließen und sich vor dem Kreuze des Erlösers beugten. Um diese Zeit — im zwölften Jahrhundert — geboten die Schauenburger Grafen in Holstein, ein edles Geschlecht, von deren Stammburg noch heute die Trümmer im Weserthale zu sehen sind. Unter Adolf I. kam der heilige Vicelinus ins Land, der Apostel des östlichen Holsteins, der 35 Jahre lang für die Ausbreitung des Christentums unter den Wagriern thätig gewesen ist und von Wipendorf im Distrikte Faldera aus seine Wanderungen antrat. Wipendorf lag hart an der Grenze der slawischen Mark, in einer wüsten Gegend, deren Bewohner roh und unwissend waren und nur den Namen von Christen hatten. Hier erbaute der glaubenseifrige Mann ein Kloster, das „neue Münster“, welches später dem Orte den Namen gegeben hat.

Und jetzt folgen wir billig der Erzählung des Chronikenschreibers Helmold, der von Vicelinus und andern Glaubensmännern, so wie von Heinrich dem Löwen und seinem Wirken unter den Slawen ein außerordentlich anschauliches Bild entworfen hat. Geboren oder doch aufgewachsen in Holstein, hatte Helmold unter Vicelin in dem Augustinerkloster zu Faldera gelebt und war später als Pfarrer nach Bosau am Plöner See gegangen, wo er, inmitten der sich allmählich wandelnden heidnischen Zustände seine „Slawenchronik“ schrieb, die bis zum Jahre 1170 reicht; fortgeführt wurde sie von dem ersten Abte des Lübecker Johannisklosters Arnold bis zum Jahre 1209. Beide sind höchst glaubwürdige Männer, und da sie ihre Nachrichten vielfach aus mündlichen Mitteilungen schöpften, Einzelnes auch selber erlebt haben, so werden ihre Aufzeichnungen eine wertvolle Quelle jener anziehenden Zeit.

„Als der Erzbischof Adalbert von Bremen in Miletthorp (Melldorf) sich aufhielt, kamen zu ihm die Bewohner von Falbera und baten um einen Pfarrer. Sogleich wandte sich der Erzbischof zu Vicelin, der in seinem Gefolge war, und sprach: Wenn du entschlossen bist, im Slawenlande zu arbeiten, so gehe mit diesen Männern und übernimm ihre Kirche; denn sie liegt an der Grenze beider Länder und du hast so deinen festen Aufenthalt am Ein- und Ausgange des Slawenlandes. Auf seine Erwiderung, er werde seinem Räte folgen, sagte jener zu den Männern aus Falbera: Wollt ihr einen klugen und tüchtigen Priester haben? Als sie erklärten, das wünschten und darum bäten sie von ganzem Herzen, nahm er den Vicelin bei der Hand und übergab ihn als Priester dem Martrab, einem sehr angesehenen Manne, und den übrigen Falberern mit der Ermahnung, ihn seiner Stellung würdig zu behandeln. Als aber Vicelin an den Ort seiner Bestimmung kam, erkannte er die Beschaffenheit der Örtlichkeit und sah, wie das Land durch eine wüste und unfruchtbare Heide ganz entstellt, dazu das Wesen der Einwohner roh und ungebildet war, und daß sie, was die Religion anlangte, nichts weiter als den Namen von Christen hatten. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglauben herrschte bei ihnen. — So empfahl er sich dem Schutze Gottes um so dringender, je mehr er von menschlicher Hilfe verlassen war. Allein der Herr ließ ihn Gnade finden vor den Augen dieses Volkes; sein Wort ertönte im ganzen Lande der Nordelbinger und er begann voll frommen Eifers die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Gemeinden Ermahnungen des Heiles gab, die Irrenden zurechtwies, die Uneinigen versöhnte und überdies die Haine und alle abgöttischen Gebräuche vertilgte. Als sich der Ruf von seiner Heiligkeit verbreitete, kamen viele, Geistliche und Weltliche, zu ihm, um sowohl für ihr eigenes als für

ihrer Nächsten Seelenheil zu sorgen. Vor allem aber lag ihnen die Befehung der Slawen am Herzen und sie fleheten zum Herrn, er möchte diesen doch die Thür des Glaubens sobald wie möglich aufthun.“

„Indes verschob Gott längere Zeit die Erhörung ihres Gebetes.“ Denn wieder ging ein grausamer Wendensturm durch die Lande, als die beiden Slawenfürsten Pribislaw und Niclot in Wagrien und bei den Obotriten herrschten. Sie wütheten wie wilde Bestien gegen die Christen. Mannigfaltiger Götzendienst und Aberglauben griff im ganzen Slawenlande um sich. Außer den heiligen Hainen und Hausgöttern, an denen Land und Stadt Übersuß hatten, gab es noch eine Menge von Götzen, deren erster und vorzüglichster Prozeß, der Gott des Oldenburger Landes, Sima, die Göttin der Polaben, und Rabi-gast, der Gott des Obotritenlandes, waren. Diesen waren Priester geweiht und wurden besondere Opfer dargebracht, und man verehrte sie auf mancherlei Weise. „An den Festen der Götter kommen Männer, Frauen und Kinder zusammen und bringen ihnen Opfer dar, Rinder und Schafe; ja sehr viele opfern auch Menschen, Christen nämlich, an deren Blut, wie sie meinen, die Götter Wohlgefallen haben. Nachdem das Opfertier getötet ist, kostet der Priester von dem Blute desselben, um sich für die göttlichen Weisungen empfänglicher zu machen; denn daß die dämonischen Wesen durch Blut leichter anzulocken sind, ist die Meinung vieler.“

In dieser Not wandte sich Bicein an den Kaiser Lothar, der im Jahre 1133 im nördlichen Sachsen sich aufhielt, und legte ihm zu Bardewiek die Bitte ans Herz, zum Schutze des Landes an geeigneter Stelle eine feste Burg zu errichten, wobei er auf einen Berg aufmerksam machte, an dessen Fuß sich ein See hinzieht. „Der Kaiser gab dem klugen Räte des Bischofs Gehör und sandte sachverständige Männer hin, um den Berg

zu befichtigen, ob er zur Befestigung geeignet wäre. Als diese Bicefin's Ansicht bestätigten, kam er über den Fluß ins Land der Slawen und befahl dem ganzen Volke der Nordelbinger zum Baue der Burg herbeizukommen. Auch die Fürsten der Slawen erschienen, dem Kaiser gehorsam, und halfen am Baue, obwohl mit großem Schmerze, denn sie merkten, daß damit auf ihre Bedrückung hingearbeitet werde. Darum sagte ein Fürst der Slawen zu einem andern: siehst du diesen festen, emporragenden Bau? ich prophezeihe dir, diese Burg wird eine Zwingsburg für das ganze Land. Denn von hier ausrückend, werden sie zuerst Plune überwältigen, dann Oldenburg und Lübeck; danach werden sie über die Trave gehen und das ganze Land der Polaben erobern. Aber auch das Land der Obotriten wird ihren Händen nicht entgehen. Jener antwortete: Wer hat uns dies Unglück bereitet und dem Könige diesen Berg verraten? Da erwiderte der Fürst: siehst du den kleinen Mann mit dem kahlen Haupt, der dort beim Könige steht? der hat dies Unglück über uns gebracht. Die Burg wurde fertig gebaut, mit einer zahlreichen Besatzung versehen und Segeberg genannt.“ Am Fuße des Berges wurde eine Kirche errichtet, Bicefin aber nahm seinen Wohnsitz in der neuen Gründung; zugleich befahl der Kaiser dem Slawenfürsten Pribislaw, für den Bischof oder dessen Stellvertreter angelegentlichst Sorge zu tragen.

Bald aber zog Pribislaw wieder verwüstend durchs Land und verbrannte die Kirche und die Burg von Segeberg; glücklich entkamen die geistlichen Brüder nach Faldera. Und während der eine Slawenfürst so die christlichen Pflanzungen vernichtete, warf sich ein anderer, ein Gegner des Wagriers, Race, der Fürst der Rugier, auf das slawische Lübeck und zerstörte die Stadt. Damals gebot Graf Heinrich von Badewide, der Anhänger Albrechts des Bären, in Holstein; er fiel mit starker Mannschaft in Wagrien ein und verwüstete das ganze Gebiet

von Plön, Lütjenburg und Oldenburg; im folgenden Jahre — 1139 — zogen die Holsten vor das feste Plön, eroberten und zerstörten es und töteten alle Slawen, welche sie daselbst antrafen.

Erst, als nach beigelegtem Welfenstreit das Herzogtum Sachsen und mit ihm die Grafschaft Holstein und Wagrien dauernd in den Besitz Heinrichs des Löwen kam, kehrte Ruhe und Sicherheit auch in diese Gegenden zurück. Heinrichs Lehns- mann, Graf Adolf II. von Schauenburg, entfaltete eine segens- reiche Thätigkeit, indem er in das verödete und menschenleere Land deutsche Ansiedler, besonders von den Niederlanden, her- anzog. „Adolf sandte Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland und ließ alle die, welche um Land verlegen wären, auffordern mit ihren Familien zu kommen; sie würden sehr gutes, geräumiges, fruchtbares, Fisch und Fleisch im Überfluß darbietendes Land und vorteilhafte Weiden erhalten. Den Holsten und Stormarn ließ er sagen: Seid die Ersten in das wünschenswerte Land hinüberzuwandern und bewohnt es und nehmt teil an den Genüssen desselben, da euch das Beste davon gehört, denn ihr habt es aus Feindeshand gerissen. Diesem Aufrufe folgend, erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern und sie kamen mit ihren Familien und mit ihrer Habe ins Land der Wagrier zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen versprochen hatte, in Besitz zu nehmen. Zuerst erhielten die Holsten Wohnsitze im Westen bei Segeberg am Travefluß, auch das Schwentinerfeld und alles, was sich bis zum Plöner See erstreckt. Das Darguner Land neben ihnen bezogen die West- falen, das Gutiner die Holländer, Süßel die Friesen. Das Plöner Land war noch unbewohnt. Oldenburg und Lütjenburg und die andern Küstengegenden gab er den Slawen zu beziehen und diese wurden ihm zinspflichtig.“



Wie Segeberg das Bollwerk, so wurde das von Adolf II. 1143 neugegründete Lübeck der Handels- und Marktplatz des neu sich bildenden deutschen Landes. Es lag nicht weit von dem alten zerstörten Slawenorte an der Schwartau gleichen Namens, auf einer von der Trave und der Wakenitz gebildeten Insel; hier war einst ein heiliger Hain Buhu und noch fanden sich Wälle und Gräben einer verödeten Stadt, die vormals der „alte graue Heide“ Kruko erbaut hatte. Der unansehnliche, notdürftig umzäunte Ort war bestimmt, eine große Rolle in der Geschichte des Nordens zu spielen.

So war der Zustand des Landes, als der junge Herzog Heinrich handelnd in die Geschichte der seiner Grenzmark benachbarten Obotriten eingriff. In dem Jahre, als Konrad III. ins Morgenland zog, rüstete sich auch ein Kreuzzug norddeutscher Fürsten gegen die heidnischen Slawen. Auf die Kunde hiervon hatte der Obotritenfürst Niclot den Grafen Adolf von Holstein, mit dem er in Frieden und Freundschaft lebte, um Hilfe ersucht; und als dieser schwankte und nach einer Ausflucht sich umsah, brach der gewaltthätige Fürst in die Gebiete des Grafen ein, verwüstete Lübeck und drang mit seinen behenden Reitern wie ein Wettersturm raubend und plündernd durch Wagrien bis an die Feste Segeberg; die Burg freilich konnte er nicht nehmen, wohl aber verheerte er die am Fuße des Berges liegende Stadt. Als nun Graf Adolf zur Gegenwehr sich rüstete, zogen in gleicher Eile mit reicher Beute beladen die Slawen in ihr Land zurück. Hier hatte Niclot zwei stark befestigte Burgen Dobin, an der Nordostseite des Schweriner Sees, und das wichtige Demmin. Gegen beide Burgen richtete sich der Angriff der sächsischen Fürsten; das eine Heer unter Führung des Markgrafen Albrecht drang ostwärts über die Elbe, zerstörte die Stadt Malchin, so wie einen nahe dabei gelegenen Heidentempel und schloß Demmin ein; das zweite, bei dem sich der Erzbischof Adal-

bert von Bremen und Herzog Heinrich befanden, rückte gegen Dobin. Da aber Markgraf Albrecht und Herzog Heinrich dies Slawenland bereits als ihr Eigentum ansahen, so verfuhrten sie glimpflich mit ihren Gegnern und brachten schließlich einen Vertrag zustande, wonach die Obotriten das Christentum anzunehmen und alle räuberischen Seezüge zu unterlassen versprachen. Wie der Kreuzzug Konrads, war auch dieser im Obotritenlande in nichts zerronnen; „weder achteten die Slawen der Taufe, noch enthielten sie sich der Beraubung der Dänen.“

Die nächsten Jahre verliefen ruhig, denn Herzog Heinrichs starke Hand hütete den Frieden und mit dem Segen des Friedens breitete sich auch das Christentum aus. Neu erhoben sich die drei Bistümer zu Oldenburg, Mecklenburg und Rügen, die einst den Slawen erlegen waren; 84 Jahre lang waren diese geistlichen Sitze ledig geblieben, nun weihte Erzbischof Hartwig von Bremen — Adalbert war vor kurzem gestorben — Vicelin zum Bischof von Oldenburg, Emmehard zum Bischof von Mecklenburg, verstieß damit aber gegen den Willen des Herzogs, der diese Einsetzung als einen Eingriff in seine Rechte ansah und dem Bistum Vicelins alle Einkünfte entzog, bis dieser sich vom Herzoge neu bestätigen ließe. Der Bischof schwankte lange zwischen seinem geistlichen und weltlichen Herrn, weil er fürchtete, wem von beiden er auch folge, eine Pflicht zu verletzen. „Da sagte einer von den Getreuen des Herzogs, Heinrich von Wettin, ein einflußreicher und ritterlicher Mann und ein Freund des Bischofs, zu demselben: Thut was euch frommt und naht unserm Herrn und thut ihm den Willen, damit die Kirchen im Slawenlande erbaut und der Dienst im Hause Gottes durch eure Hand geleitet werde. Sonst wird eure Mühe vergeblich sein, weil weder der Kaiser noch der Erzbischof eure Sache wird unterstützen können, so lange mein Herr dagegen bleibt; denn Gott hat ihm dies ganze Land ver-

liehen. Es ist ja ein Leichtes, daß mein Herr ein Stäblein empfängt und es in eure Hand legt zum Zeichen der Einkleidung und daß ihr in Zukunft ein Freund des Herzogs seid und Ehre habt unter den Heiden, die ihr zu bekehren euch ansieht. Der Erzbischof aber, an den sich Vicelin wandte, sagte zu ihm: Um die Wette eilen sie herbei, die Herzöge und Markgrafen und alle mächtigen Fürsten des Reiches, um Lehns-träger der Kirche zu werden und an den von ihr verliehenen Gütern teil zu haben. Und ihr wollt diese Ehre verloren geben und diesem Herzoge huldigend eure Hände darreichen, damit nach diesem Vorgange die, welche bisher die Herren der Fürsten waren, Knechte derselben werden? Der fromme Mann, dem sein großes Missionswerk höher stand als der Streit zwischen dem geistlichen und weltlichen Herrn um äußere Vorrechte, begab sich zu Herzog Heinrich nach Lüneburg und erklärte sich bereit seinem Willen zu gehorchen. Ich bin, sprach er, wegen des, der sich um unsertwillen gedemütigt hat, bereit, mich selbst einem von euren Hörigen zu eigen zu geben, geschweige denn euch, dem der Herr eine so ausgezeichnete Stellung unter den Fürsten verliehen hat, sowohl durch den Adel eurer Geburt als durch die Größe eurer Macht. So empfing er denn das Bistum vermittelt des Stabes von der Hand des Herzogs; und dieser schenkte ihm auch das Dorf Bosau am Plöner See, damit er sich dort ein Haus baue, und Graf Adolf überließ ihm die Hälfte der Zehnten. Vicelin begab sich nach Bosau, wo er sich unter einer Buche lagerte, bis sie die Hütten erbaut hatten, unter denen sie wohnen konnten; inmitten der neuentstehenden Ansiedlung errichtete er eine Kirche zum Gedächtnis des heiligen Petrus, des Apostelfürsten.

Segensreich wuchs seine Stiftung zu Bosau heran; schon begannen die umliegenden Orter von Christen bewohnt zu werden, obwohl dieselben wegen der Anfälle von Räubern immer

in großer Furcht schwebten, denn die Burg von Plön war noch nicht wieder erbaut. Wiederholt verkündete er den Neueingewanderten, daß der Dienst des wahren Gottes sich im Slawenlande in kurzem außerordentlich heben werde; sie möchten nur den Mut nicht verlieren, sondern in Hoffnung auf bessere Zeiten Geduld und Ausdauer beweisen. Dann sagte er dem ehrwürdigen Priester Bruno und den übrigen, welche er diesem Orte vorgefetzt hatte, Lebewohl und kehrte nach Faldera zurück. Hier befiel ihn eine Lähmung, so daß er eine Hand und einen Fuß nicht rühren konnte und auch der Sprache beraubt wurde. Nach mehr als zweijährigem Siechtum schied er in vollem Seelenfrieden dahin, am 12. Dezember 1154; sein Leichnam wurde bestattet in der Kirche zu Faldera, wobei der Bischof Evermod von Raseburg das Hochamt vollzog. Das Gedächtnis an den gottseligen Mann blieb bewahrt in liebevollen Sagen der Bewohner, welche zu erzählen wußten, wie derselbe nach seinem Tode manchem sichtbarlich wieder erschienen sei, die einen zu trösten, die andern zu ermahnen, und wie er in nächtlicher Weise am Bett einer frommen blinden Frau gestanden, das Zeichen des Kreuzes über ihre Augen gemacht und sie gesegnet habe, so daß am nächsten Morgen bei ihrem Erwachen die Blindheit von ihr genommen sei.

Zu seinem Nachfolger ernannte die Herzogin Clementia in Abwesenheit ihres Gemahls den herzoglichen Kaplan Gerold, einen sittenstrengen, hochgelehrten Mann, der als Leiter der Braunschweiger Hochschule sich hervorgethan und auch in Sachen großen Ruf erlangt hatte. Die Wahl konnte keine glücklichere sein, dennoch weigerte Erzbischof Hartwig die Weihe, bis Herzog Heinrich den Erwählten zu sich nach Italien beschied und den Papst, dem er durch seine tapfere Bezwingung der Römer einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte, dazu bewog die Weihe an seinem Bischof selber vorzunehmen. In

der Weihnachtszeit 1155 begab ſich Gerold nach Oldenburg, um den Tag der Erſcheinung des Herrn am Hauptſiße des Biſtums zu feiern; aber wie trübſelig es in der jungen Anſiedlung Vicelins ausſah, ſchildert uns Helmolb, der im Gefolge des Biſchofs war.

„Die Stadt war ganz verlaſſen, hatte weder Mauern noch Einwohner, nur eine kleine Kapelle, die der heilige Vicelin dort errichtet hatte. Dort hielten wir in der heftigſten Kälte unter Haufen von Schnee das heilige Amt ab. Von den Slawen waren keine Zuhörer da, außer Pribiſlaw und einigen wenigen. Nach Vollziehung der heiligen Handlung bat Pribiſlaw, wir möchten in ſein Haus, welches an einem weiter entfernten Orte lag, einkehren und empfing uns ſehr freundlich und gab uns eine reichliche Mahlzeit. Zwanzig Gerichte belaſteten die uns hingestellte Tafel. Da habe ich durch eigene Erfahrung kennen gelernt, was ich vorher nur von Hörensagen wußte, daß kein Volk, was Gaſtlichkeit anlangt, ehrenwerter iſt als die Slawen. Bei dem Fürſten blieben wir die Nacht und dann noch den folgenden Tag und wieder die Nacht und begaben uns darauf nach dem jenseitigen Slawenlande, um bei einem angeſehenen Manne Namens Theſſemar, der uns eingeladen hatte, zu Gaſte zu gehen. Es traf ſich aber, daß wir auf unſerm Zuge in einen Wald kamen; da ſahen wir unter ſehr alten Bäumen heilige Eichen, welche dem Prove, dem Gotte jenes Landes, geweiht waren. Dieſe umgab ein freier Hofraum und ein ſehr ſorgfältig aus Holz gebauter Zaun, in welchem ſich zwei Pforten befanden. Es war dies das Heiligtum des geſamten Landes, wo am zweiten Wochentage das Volk mit dem Prieſter und dem Fürſten zum Gericht zuſammenzukommen pflegte; der Eintritt in den Hofraum aber war allen verwehrt, außer dem Prieſter und denen, die opfern wollten oder die von Todesgefahr bebrängt

wurden; denn diesen durfte der Zufluchtsort niemals verschlossen werden. — Als wir in diesen Wald und an diesen Ort der Unheiligkeit kamen, ermahnte uns der Bischof, daß wir tüchtig daran gehen möchten den Hain zu zerstören. Er selbst sprang vom Pferde und zerschlug voll Eifers die ausgezeichnet verzierten Vorderseiten der Thore. Darauf traten wir in den Hof und häuften alle Säune desselben um jene heiligen Bäume herum auf und machten einen Scheiterhaufen, den wir anzündeten, jedoch nicht ohne Besorgnis, von den Eingeborenen überfallen zu werden; allein Gott schützte uns. Darnach wandten wir uns vom Wege ab nach dem Hause unsers Wirtes Theßemar, der uns mit großem Gepränge empfing. Indes machten die Becher der Slawen uns doch nicht Lust noch Freude, weil wir die Fesseln und verschiedenen Marterwerkzeuge sahen, welche für die aus Dänemark herbeigebrachten Gefangenen gebraucht wurden. Da sahen wir Priester des Herrn durch lange Gefangenschaft ganz abgemagert, denen doch der Bischof weder mit Gewalt noch durch Bitten helfen konnte.“

„Am folgenden Sonntage kam das ganze Volk des Landes auf dem Markt zu Lübeck zusammen. Dort fand sich auch der Bischof ein und hielt an die versammelte Menge eine Anrede, in der er sie ermahnte die Götzen aufzugeben und den einigen Gott, der im Himmel ist, zu verehren und sich taufen zu lassen und den bösen Werken zu entsagen, nämlich dem Berauben und Morden der Christen.“ Beifällig murmelte die Menge, als der Heidenfürst Pribislaw erklärte, daß Herzog Heinrich und Graf Adolf, deren Oberhoheit sie anerkennen mußten, selber Schuld daran wären; denn die Slawen würden von so unerschwinglichen Steuern niedergedrückt, daß sie dadurch getrieben würden, das Meer unsicher zu machen und von den Dänen und den Kaufleuten, die dasselbe beführen, ihren

Lebensunterhalt zu nehmen. Der Bischof erwiderte, wenn sie erst Christen geworden wären, würde auch der Druck aufhören; und Pribislaw sprach: „Wenn es dem Herrn Herzog und dir beliebt, daß wir denselben Glauben haben sollen wie der Graf, so mögen uns auch die Rechte der Sachsen zu teil werden; dann wollen wir gern Christen werden, Kirchen bauen und unsere Zehnten zahlen.“ In Artlenburg, wohin die Fürsten der Slawen berufen waren, hielt der Herzog selber eine vermahnende Rede wegen des Christentums. Da sprach der Obotritenfürst Niclot das lästernde Wort: „Sei der Gott, der im Himmel ist, dein Gott und du sei unser Gott, so sind wir zufrieden. Verehere du jenen, wir werden dich verehren.“

Schwer lag die Hand des gewaltigen Herzogs auf den Unterworfenen, und nicht nur auf ihnen; mit rücksichtsloser Härte verfuhr er überall, wo es seinen Vorteil galt. Sein Lehnsmann Graf Adolf II. hatte segensreich in Holstein gewaltet und besonders Wagrien für die deutsche Kultur zu gewinnen gesucht; in Oldenburg hatte er eine stattliche Kirche errichtet und um eben diese Zeit (1157) die zerstörte Burg Plön wieder aufgebaut und daselbst eine Stadt und einen Markt gegründet. Die Slawen aber, die in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen sich zurück und verschwanden allmählich aus dem Lande; an ihre Stelle kamen Sachsen und wohnten daselbst. Mächtig blühte das neugegründete Lübeck empor, dessen steigender Verkehr bald den Handel der Stadt Bardewiek schädigte, welche der wichtigste Handelsplatz in Niedersachsen war; nicht minder beeinträchtigten die von Graf Adolf angelegten Salzwerke in Oldesloe die herzogliche Saline in Lüneburg. Heinrich forderte deshalb die Hälfte der Einnahmen, die dem Grafen aus seinen Salzwerken und aus dem Lübecker Handel zufließen, und als der Graf sich dessen weigerte, ließ

der Herzog die Saline in Oldesloe verschütten und verbot allen Handel und Marktverkehr in Lübeck. Das traf tief ins Leben der jungen Stadt, die noch dazu im Jahre 1157 durch eine Feuersbrunst verwüstet wurde; deshalb wandten sich die Bürger an den Herzog, ihnen Wohnsitze auf seinem Gebiete anzuweisen, da es zwecklos sei, an einem Orte, wo der Markt gesperrt wäre, ihre Häuser neu zu erbauen. Herzog Heinrich ging auf ihre Bitte ein und so entstand nicht weit von dem Trümmerhaufen im Raseburger Gebiet an der Wakenitz die „Löwenstadt“. Aber die nach des Herzogs Beinamen getaufte Stadt hatte kein Gedeihen, der Hafen war erbärmlich, nur mit kleinen Schiffen konnte man hingelangen. Immer wieder schaute Heinrich der Löwe nach der alten Lübecker Trümmerstätte, bis endlich 1158 Graf Adolf sie an seinen Lehnsherrn abtrat. Nun erhob sich auf des Herzogs Geheiß und unter seiner thätigsten Mithilfe ein drittes, deutsches Lübeck aus den Ruinen, nicht mehr von hölzernen Planken, sondern von Mauern und Türmen umschlossen. Und wie die Stadt nach außen hin wehrhaft wurde, so suchte er sie durch große Vorrechte, die er ihr verlieh, auch im Innern gedeihlich zu heben und zu kräftigen. Er gedachte sie zum Haupthandelsplatz seiner nordischen Gebiete zu machen und seine Boten gingen in die Länder des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, um Verbindungen anzuknüpfen und fremden Kaufleuten freies Geleite zu seinem neuen Hafen zu versprechen; auch richtete er daselbst Münze und Zoll ein und verlieh seiner Stadt noch manche andere Gerechtsame, denn er hatte auf den Römerzügen den Wert der städtischen Gemeinwesen kennen gelernt. Und weil der Ort so günstig gelegen war, so wuchs die Zahl der Einwohner rasch und besonders aus Bardewiek, Braunschweig, Soest und Köln siedelten viele Kaufleute über, so daß Handel und Gewerbe sich in allen Straßen rührten und aller Sinn



sich richtete auf kaufmännisches Treiben. Auch nahm der Herzog in dem von ihm verliehenen Stadtrecht wohl darauf Bedacht, die Bürger von allem lästigen Zwange möglichst zu befreien. An die Spitze stellte er einen Stadtrath, die „Konfuln“, bald 24 an der Zahl, welche die Verwaltung des Ganzen hatten; neben ihnen stand die vollberechtigte Bürgerschaft, welche die Kaufleute bildeten. Die Hoheitsrechte des Herzogs vertrat ein Vogt, doch erlangten die Bürger bei ihrem Streben nach richterlicher Selbständigkeit sehr bald die Gerichtsbarkeit, die dem Vogt übertragen worden war. Das lübeckische Stadtrecht hat seinen sittigenden Einfluß über alle Ostseeländer ausgebreitet und das große Gemeinwesen an der Trave nicht selten seinen Schiedsrichterspruch in streitigen Sachen gefällt. 1163 verlegte Herzog Heinrich das Bistum von Oldenburg nach Lübeck, zehn Jahre später wurde der Grund zu der hochaufragenden Domkirche gelegt, die noch jetzt in dem reichen steinernen Schmuck der ehrwürdigen Hansestadt die Erinnerung an die alte Zeit wach ruft. So ist Lübeck, das 1158 aus den alten slawischen Trümmern sich erhob, die planvolle Schöpfung Heinrichs des Löwen, dessen Name unvergänglich verwebt ist mit den Geschichten der zur Gebieterin der nordischen Meere aufsteigenden Stadt.

Wie richtig Herzog Heinrich die Bedeutung des Bürgerthums und der städtischen Gemeinden erkannte, zeigt sich in der mit Lübeck's Aufbau gleichzeitigen Gründung einer andern Stadt im Süden seines weiten Gebietes. Wo jetzt die prachtvolle Königsstadt München an beiden Ufern der Isar sich ausdehnt, war damals eine unfruchtbare Wildnis, spärlich benützt von den Mönchen eines benachbarten Klosters Schöftlaren und deshalb München genannt. Nicht weit davon hatte der Bischof Otto von Freising, des Kaisers Oheim, bei dem Flecken Böhningen eine Brücke über den Fluß schlagen und eine Münz-

und Zollstätte anlegen lassen, über welche der einträgliche Verkehr nach Schwaben, Franken, dem Oberrhein und der Schweiz ging. Heinrich der Löwe ließ gewaltsam die Brücke bei Böhlingen abbrechen, bei München wieder aufschlagen und zwang dadurch, daß er Zoll und Münze dahin verlegte, die Handelsleute diese Straße zu ziehen. Vergebens bemühte sich der Bischof beim Kaiser Abhilfe zu erlangen; Friedrich ließ München im Besitze der Brücke, des Zolles und der Münze, da er seines Veters im lombardischen Kriege dringend bedurfte, suchte aber Bischof Otto dadurch zu entschädigen, daß die abgebrannte Domkirche zu Freising auf kaiserliche Kosten neu erbaut wurde. Zum Gedächtnis daran errichtete man das noch jetzt stehende Steinbild des Kaisers und der Kaiserin am Portale der Freisinger Kirche.

So entstanden in demselben Jahre 1158 zwei berühmte Städte durch den Welfenherzog, Lübeck und München, die erste eine planvolle, wohlüberdachte Schöpfung, die zweite das Werk gewalthätiger Herrscherlaune.

In den nächsten Jahren wurden die Slawen, welche den Saum der Ostsee bewohnten, in mehreren von Heinrich dem Löwen persönlich geleiteten Kriegszügen niedergeworfen und bleibend unterthänig gemacht. Dies aber begab sich folgendermaßen. Dänemark, durch langdauernde Thronstreitigkeiten erschöpft, hatte seit Jahren die heidnischen Seeräuber plündernd und verwüstend an seinen Küsten gesehen, so daß der dänische König Waldemar sich hilfesuchend an den Sachsenherzog wandte. Herzog Heinrich war damals im Begriff nach Italien aufzubrechen; er beschied deshalb die Führer der Slawen, unter ihnen den kühnen Niclot, zu sich und gebot ihnen, während seiner Abwesenheit mit Dänen und Sachsen Frieden zu halten und, damit sie ihr Gelübde hielten, alle ihre zum Seeraub benutzten Schiffe in Lübeck abzuliefern. Sie aber brachten nur

wenige alte, indem sie die zum Kriege brauchbaren zurückbehielten, und als Heinrich nach Italien gegangen war, brachen sie den Frieden im Lande der Dänen. Als der Herzog zurückgekommen war, berief er alle Bewohner der Grenzmark, die deutschen und die slawischen, zu einem Landtage nach Barvörde, auch der König kam nach dem nahegelegenen Artlenburg und beschwerte sich bitter über die ihm zugefügte Kränkung. Die Slawen, ihrer Missethat eingedenk, waren nicht erschienen; da sprach der Herzog die Acht über sie und entbot alle seine Mannen zum Feldzuge und hieß sie bereit sein zur Zeit der Ernte.

Als Niclot von den Plänen des Herzogs hörte, beschloß er ihm zuvorzukommen und entsandte seine Söhne gegen Lübeck; aber der Versuch die Stadt zu überrumpeln scheiterte an der Umsicht eines lübschen Priesters Athelo, dessen Haus nahe bei der über die Wakenitz führenden Brücke lag. Schon waren die Feinde der Brücke nahe, als es ihm noch zu rechter Zeit gelang die Kette zu lösen und durch Emporschnellen der Zugbrücke die Slawen abzusperren. Im Hochsommer 1160 brach der Herzog in das Land der Obotriten ein, während zugleich eine dänische Flotte unter Waldemar an die mecklenburgische Küste segelte. Niclot steckte seine festen Burgen Slow, Mecklenburg, Schwerin und Dobin in Brand, nur das starke Werke am Flusse Warnow hielt er; nach alter Slawenweise bewegte sich der Krieg weniger in größeren Kämpfen als in Überfällen und raschen fluchtähnlichen Hin- und Herzügen. Bei einem solcher Überfälle waren die Söhne Niclots, Pribislaw und Bratislaw, von den Deutschen geschlagen worden und hatten viele Kasse und die besten ihrer Leute verloren; als sie nun zum Vater zurückkamen, sprach der zu ihnen: „Ich hatte gedacht Männer aufgezogen zu haben, die aber fliehen eiliger als Weiber. So will ich denn selber ausrücken und versuchen, ob ich

nicht mehr ausrichten kann.“ Und er zog mit einer Anzahl Auserlesener aus und legte in einen Versteck in der Nähe des Heeres einen Hinterhalt. Darauf kamen Burschen aus dem deutschen Lager um Futter zu holen und näherten sich dem Hinterhalte. Es waren aber Soldaten unter die Knechte gemischt, sechzig an der Zahl, und alle hatten unter den Rössen Harnische an. Niclot, der das nicht merkte, jagte auf einem sehr raschen Pferde unter sie hinein, in der Absicht einen zu durchbohren; allein er traf mit der Lanze auf den Harnisch, der Stoß ging fehl und prallte ab. Als er nun zu den Seinigen zurückkehren wollte, ward er plötzlich umzingelt und getötet; seinen Kopf brachte man ins Lager, wobei mancher sich darüber wunderte, daß durch Gottes Fügung ein so großer Mann beinahe mitten unter den Seinigen allein gefallen war. Seine Söhne, als sie vom Tode des Vaters hörten, steckten Werle in Brand und bargen sich in die Wälder.

Der Herzog erbaute die von Niclot zerstörte Burg Schwerin aufs neue und verlieh der am Fuße derselben entstehenden Pflanzung das Stadtrecht; ihre Hute übergab er einem kriegsfundigen Manne, Gunzelin von Hagen, der nachher den Namen eines Grafen von Schwerin führte. Dann verteilte er das Land der Obotriten unter seine Kriegsmannen: auf Burg Euscin setzte er Rudolf, den frühern Vogt von Braunschweig, ein, zu Malchow ließ er Rudolf von Baine den Befehl führen; Mecklenburg verlieh er Heinrich von Scaten, der von Flandern eine Menge Leute herbrachte und sie in seinem Gebiete sich anbauen ließ. Zum Bischof im Lande der Obotriten bestellte er Berno kraft des ihm vom Kaiser zugestandenen Rechtes, Bistümer zu gründen und zu verleihen und stattete die Kirche mit dreihundert Hufen Landes aus; auch zwang er die im Lande zurückgebliebenen Slawen bestimmte Abgaben an das Bistum zu steuern.

Eine Zeitlang verhielten ſich die beiden Slawenfürſten ruhig, dann verſuchten ſie ſich des verlorenen Landes wieder zu bemächtigen. Rechtzeitig von Gunzelin benachrichtigt, erſchien der Herzog im Winter 1163 zu neuer Heerfahrt. Er ſandte Gunzelin voraus, um Werle, wohin ſich Wratiſlaw geworfen hatte, einzunehmen und das Entrinnen des Slawen zu verhindern; denn der ältere Bruder Pribiſlaw hatte ſich bereits wieder in die dichten, durch Sümpfe faſt unzugänglichen Wälder mit einer Reiterschar geborgen. Der Herzog war hoch erfreut, daß die Slawen ihn feſten Nutes in der Burg Werle erwarteten und ihm ſo die Möglichkeit boten ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Und ſofort ließ er aus dem dichten Wald Holz herbeiholen und Kriegsmaschinen bauen, wie er deren zu Cremona und Mailand hatte anfertigen geſehen. Dieſe Maſchinen aber waren ſehr wirksam. Die eine, aus Stodwerken zuſammengefügt, war zum Durchbrechen der Mauer beſtimmt, die andere, welche höher und wie ein Turm gebaut war, ließ er über die Burg emporragen, um Pfeile in dieſelbe hineinzuschießen und die, welche auf den Bruſtwehren ſtanden, zu vertreiben. Und in der That wagte von dem Tage an, wo dieſes Werk errichtet war, kein Slawe das Haupt emporzuheben oder auf den Bruſtwehren ſich zu zeigen. Eines Tages ward dem Herzog gemeldet, Pribiſlaw habe ſich mit einer Abtheilung Reiter nicht weit vom Lager gezeigt. Dieſen aufzuſuchen entſandte er den Grafen Adolf mit einer auserleſenen Schar junger Mannſchaft; allein obwohl ſie den ganzen Tag in Wald und Sumpf umherſchweiften, fanden ſie doch niemand, ſie waren nämlich von ihrem Wegweiſer, der die Feinde mehr begünſtigte als ſie, irre geführt worden. Dagegen gelang es Pribiſlaw eine Schar Holſteiner, die ſich wider des Herzogs Verbot vom Lager zum Futterholen entfernt hatte, zu überfallen und ihrer mehr als hundert zu erſchlagen. Darüber heftig zürnend,

betrieb der Herzog die Belagerung noch eifriger, und schon begannen die Mauern der Burg zu wanken und den Einsturz zu drohen. Da gab Bratislaw alle Hoffnung auf und kam unter freiem Geleit ins Lager zum Grafen Adolf, um sich bei demselben Rates zu erholen. Auf seine Vermittlung kam die Unterwerfung zustande. In demüthigem Zuge erschienen Bratislaw und die slawischen Edlen und warfen sich dem Herzog zu Füßen, jeder hatte sein Schwert über den Nacken gehängt. Der Herzog ließ sie alle in sichern Gewahrsam bringen, bis sie das auferlegte Lösegeld bezahlt hätten; in die Burg, in welcher man viele gefangene Dänen fand, legte er eine Besatzung hinein, das Land übergab er einem Bruder Niclots Lubemar, während er Bratislaw nach Braunschweig mitnahm und ihn dort gefangen hielt. Mit Pribislaw kam kein Friede zustande, da er sich weigerte Geiseln zu stellen. „Was braucht mein Herr von seinem Knechte Geiseln?“ ließ er dem Herzog sagen. „Hat er nicht meinen Bruder und alle Edlen des Slawenlandes? Mag er diese als Geiseln betrachten und sie mißhandeln wie er will, wenn wir den Vertrag brechen.“

Dem Kriegszuge folgte der friedliche Ausbau christlicher Stiftungen, diesmal im holsteinischen Lande. Auf den Wunsch des Herzogs war Erzbischof Hartwig ins magrische Land gekommen um die neue Kirche in Lübeck zu weihen; unterwegs sprach er das Wort der Weihe über die von Bicelin gegründete Kirche zu Faldera, welches seit dieser kirchlichen Feier seinen Namen änderte und von da an Neumünster hieß. Alsdann vollzog er die Weihe in Lübeck, bei welcher der Herzog selber zugegen war. Es waren die letzten irdischen Wünsche, die der Bischof Gerold in Erfüllung gehen sah; noch einmal bereifte er alle seiner Obhut anvertrauten Gemeinden, unterlagte in Plön den am Sonntag abgehaltenen Markt als eine Entweihung des Festtages, hielt in Lütjenburg selber die Messe, fühlte dann aber, gleich als

wäre nun fein Gefchäft vollendet, plötzlich feine Kräfte fchwinden, worauf er fich nach Bosau bringen ließ. Hier blieb er unter der forgfamen Pflege des Priesters Helmold und anderer Geiftlichen, bis er am 13. Auguft 1163, als der Tag anbrach und das Dunkel der Nacht verſchwand, die gebrechliche Bürde des Fleiſches ablegte. Sein Leichnam ward nach Lübeck gebracht und daſelbſt von der Geiſtlichkeit und den Bürgern ehrenvoll beſtattet, mitten in der Kirche, die er ſelbſt gegründet hatte. Der Sitz zu Lübeck blieb wegen der Abweſenheit des Herzogs längere Zeit unbefetzt, bis dieſer 1164 Gerolds Bruder Konrad zum Biſchof erwählte.

Neue Slawenunruhen hatten den Herzog zu den Waffen gerufen. Heimlich reiſte bei dem Fürſten Pribiſlaw, der ungewungen in ſeinen Wäldern geblieben war, während des Winters der Plan das deutſche Joch abzuwerfen, und ſeinen Entſchluß ſchürte der in Braunſchweig gefangen gehaltene Wraſiſlaw. „Ich liege hier in Feffeln“, ließ dieſer ſeinem Bruder durch geheime Boten ſagen, „erwache, handle wie ein Mann und erzwing mit den Waffen, was du im Frieden nicht erlangen kannſt. Wurde nicht auch unſer Vater Niclot, da er zu Lüneburg gefangen ſaß, freigelaffen, als wir die Waffen ergriffen und Städte anzündeten und zerſtörten?“ Von ſolchen Mahnungen geſtachelt, warf ſich der ohnehin jähzornige Pribiſlaw am 17. Februar 1164 auf das feſte Mecklenburg; hier war der Befehlshaber der Burg, Heinrich von Scaten, gerade abweſend, aber die meiſtens aus ſlamländiſchen Anſiedlern beſtehende Beſatzung wies die Aufforderung zur Ergebung mutig zurück. Die Slawen ſtürmten die Burg und töteten alle Männer in derſelben; von den umwohnenden Anſiedlern ließen ſie nicht einen am Leben, führten die Weiber und Kinder derſelben in die Knechtſchaft und ſtedten die Burg in Brand. Darauf richteten ſie ſich gegen die Burg Slow, um auch dieſe zu zerſtören; aber

bereits war Gunzelin von Hagen, bei der Kunde die Slawen seien ausgezogen, mit weniger Mannschaft nach Slom geeilt und seine Umsicht und Festigkeit rettete die Burg; denn obgleich Pribislaw mit seinem ganzen Heere sich davor lagerte, zog er doch am nächsten Morgen nach seiner Ankunft wieder ab, weil er merkte, daß Gunzelin und die Seinigen tapfere Männer wären und die Burg nicht ohne das größte Blutvergießen fallen würde.

Herzog Heinrich traf die umfassendsten Anstalten zur Niederwerfung der Slawen; er rief den Markgrafen Albrecht und den dänischen König Waldemar herbei und entbot seine sächsischen Großen mit ihrem Gefolge. Als sich das Heer im Juni 1164 bei Malchow gesammelt hatte, ließ er den gefangenen Bratislaw, den Anstifter des Aufstandes, aufhängen und wandte sich gegen Demmin, wo die Slawen standen; ihre Führer waren Kasimar und Bugislaw, die Herzöge der Pommern, und der Obotritenfürst Pribislaw. Dem langsam sich vorwärts bewegenden sächsischen Heere voran zogen die Holsteiner, Stormarn und die Oldenburger Slawen unter dem Grafen Adolf, Gunzelin von Schwerin, Reinhold von Dithmarschen und Christian von Oldenburg. Die Oldenburger Slawen aber waren voll Hinterlist und berichteten alles, was beim Heere vorfiel, den Feinden. So kam es, daß am grauen Morgen des 6. Juli die Slawen unerwartet die Troßknechte überfielen, am Fuße des Hügels, auf welchem man das Lager aufgeschlagen hatte. Ihr Geschrei weckte das schlafende Heer; mit wenigen Begleitern warfen Adolf und Reinhold die den Hügel hinanstürmenden Slawen zurück, aber neue Massen drängten heran und überströmten jene wie ein Bergsturz; im dichtesten Getümmel fielen Adolf und Reinhold, das Lager ging verloren, in welches die Slawen sich plündernd verbreiteten. Noch hielten sich dreihundert Mann unter Gunzelin und Christian eng anein-



ander geschlossen, noch kämpfte eine Schar von Knappen heldenmütig gegen die umherstreifenden Feinde und rief laut die Herren zur Unterstützung herbei. Die Ritter wollten sich von ihren Knechten nicht beschämen lassen und warfen sich mit Ungestüm auf die Gegner, die des Angriffs nicht gewärtig waren. In furchtbarem Gemetzel wurde das Lager wieder genommen, bald überdeckte sich das Blachfeld mit flüchtigen Slawen, 2500 wurden von den erbitterten Sachsen niedergehauen. Als der Herzog am Abend erschien, war der glänzendste Sieg erfochten, freilich um einen teuren Preis: der treue Waffengenosse Heinrich, der Schauenburger Graf Adolf, lag erschlagen auf der Wahlstatt. Der Herzog ließ den Leichnam einbalsamieren und später im Grabe seines Vaters in der Kirche zu Minden beisetzen.

Mit diesem Siege war auch der Feldzug entschieden; denn als nun der Herzog in rascher Verfolgung den Flüchtigen nachsetzte, da beugten sich die Slawen dem Anstürmenden, und die Pommernfürsten gelobten den Frieden zu halten. Pribislaw, aus dem väterlichen Erblande vertrieben, setzte noch längere Zeit die Feindseligkeiten gegen die Sachsen fort, doch hielten Gunzelin von Schwerin und Bernhard von Raseburg strenge Wacht und die Herzöge von Pommern, bei denen er Schutz gefunden hatte, kündigten ihm aus Furcht vor dem Herzoge die Gastfreundschaft, wenn er der Räuberzüge sich nicht enthielte. Da mußte denn der trotzige Slawe wider Willen Frieden halten, auch bahnten sich ihm bald die Wege zur Ausöhnung mit dem Sachsen. Im Jahre 1166 erhob sich wider Heinrich den Löwen ein mächtiger Fürstenbund, an dessen Spitze der Markgraf Albrecht der Bär stand und dem außer vielen weltlichen Fürsten die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen beitraten. Der Herzog bewahrte in der ihn umdrängenden Gefahr Ruhe und Festigkeit. Während er

in seinem ganzen Gebiete die Burgen stärker befestigte, errichtete er auf dem Burgplatze zu Braunschweig einen ehernen Löwen, ein Sinnbild des löwentühnen Welfen, eine Drohung wider die heranziehenden Feinde. Um sich den Rücken zu decken, nahm er Pribislaw wieder zu Gnaden an und gab ihm seines Vaters ganzes Erbgut zurück, nämlich das Land der Obotriten, außer Schwerin und Gebiet, welches Gunzelin behielt. Der Slawenfürst aber gelobte dem Herzoge Treue, die er ihm auch seit der Zeit unerschütterlich gehalten hat.

Während der Welfenherzog mit seinen Gegnern rang, machte König Waldemar noch einmal einen Kriegszug gegen die Slawen, dem auf Heinrichs Geheiß die Pommerherzöge Bugislaw und Rafimar und der Obotrite Pribislaw sich anschlossen. Die Heerfahrt war gegen die Insel Rügen gerichtet, wo im Norden das feste Arkona auf steilem, vom Wasser umgürteten Vorgebirge das Bollwerk der räuberischen Rugianer war. Auf drei Seiten bespült das Meer den schroffen Kreidefelsen, auf der vierten — nach Westen — schließt ihn eine schmale Landzunge an die Insel; doch wehrte hier ein vierzig Fuß hoher Wall den Zugang. Oben auf der Höhe thronte der Tempel des Svantevit: feste Holzwände trugen das rotbemalte Dach, im Innern waren zwei Räume, davon der eine auf vier Pfeilern ruhende das eigentliche Heiligtum des Svantevit, in das nur der Priester treten durfte; hinter herabwallenden Vorhängen stand das ungeheure Holzbild des Gottes mit vier Köpfen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen, in der rechten Hand ein Trinthorn voll Weines, den linken Arm gekrümmt in die Seite stemmend.

Während man die heidnische Burg mit Belagerungswerken bedrängte, glückte es einem kühnen Jüngling sich an den hölzernen Turm des Burgthores heranzuschleichen. Das vor dem Thor aufgeschüttete Erdreich hatte sich gesenkt und unter dem

Turm eine Höhlung gebildet; in diese häufte er Strohbündel, die man ihm auf Spießen zureichte, und steckte sie in Brand. Bald stand der Turm in Flammen, und die heilige Standarte des Svantevit, die über dem Thore wehte, verbrannte zu Asche. Pommern und Dänen stürzten sich in die Bresche, nach kurzer Zeit erlahmte der Widerstand und die Slawen sahen sich zur Ergebung gezwungen. Sie mußten das Gözenbild mit dem Tempelschatz ausliefern, das Christentum annehmen, den Dänen auf ihren Kriegszügen folgen und eine jährliche Steuer zahlen. Erst dann wurde der Friede abgeschlossen. Dem großen Siege am 14. Juni 1168 folgte die Vernichtung der slawischen Gözen. Am Tage nach der Schlacht zerriß man die Vorhänge vor dem verschleierten Standbild des Svantevit, zerhieb mit Äxten die mächtigen Beine desselben, so daß das Bild rückwärts gegen die Wand fiel, diese durchbrach und trachend zu Boden stürzte. Vergebens erwarteten die Heiden ein Wunder und eine Rache that des beschimpften Gottes; Svantevit rührte sich nicht, als die unförmliche Holzmasse hinabgeschleift, dann in Stücke zerhauen ward und die Dänen am Abend ihre Kessel mit dem heiligen Holze kochten. Im Süden der Insel zerstörte man drei scheußliche Gözenbilder, den siebenköpfigen Kriegsgott Rugewit, mit sieben Schwertern zur Seite, einem achten in der hölzernen Faust; auch dieser Gott stand geheimnißvoll verborgen hinter Vorhängen, aber als man die Hülle fortzog, fand man die sieben Gesichter mit Schwalbennestern überdeckt. Ferner zertrümmerte man den fünfköpfigen Gözen Porewit und den vierköpfigen Poremot, der einen fünften Kopf auf der Brust trug.

Längere Zeit veranlaßte die rügische Waffenthat einen Streit zwischen dem dänischen König und Herzog Heinrich, der die Hälfte der Geiseln und des von den Unterworfenen zu leistenden Tributes beanspruchte. Als Waldemar dies verweigerte,

griff Heinrich zu einem gewaltsamen Mittel seinen Willen durchzusetzen; er berief die ihm untergebenen Slawenfürsten und gebot ihnen Rache- und Raubzüge an den dänischen Küsten zu machen. „Mit Freuden gehorchten sie, da er sie auf Raub ausschickte. Da wurden die Riegel hinweggeschoben und die Pforten aufgethan, die vordem das Meer gesperrt hatten, und die Flut brach hervor, strömend und überschwemmend und vielen Inseln der Dänen und den Küstenländern Verderben drohend. Ausgerüstet wurden die Schiffe der Seeräuber und die Slawen besetzten die Inseln im Reiche der Dänen und sättigten sich nach langem Fasten an den Schätzen derselben; in Mecklenburg soll man an einem Markttage 700 gefangene Dänen gezählt haben, alle zu Kauf ausgestellt, wenn sich Käufer genug fänden.“ Endlich bequeme sich Waldemar der Forderung des Herzogs nachzugeben, die Fürsten trafen sich am Johannisstage 1171 auf der Eiderbrücke, wo der Herzog bis zur Mitte vorschritt, dann stehen blieb — da er sich dem Könige gleich stellte — und das Heranschreiten Waldemars abwartete. Zur Besiegelung des neuen Bundes wurde der dänische Erbprinz mit Gertrud, Heinrichs ältester Tochter, der jugendlichen Witwe des Staufenerherzogs Friedrich, verlobt.

Die Eroberung Rügens brach den Widerstand der Slawen in innersten Kern und der furchtbaren Arbeit des Schwertes folgte die friedliche des Christentums, welches seinen segensbringenden Samen weiter streute in den unterworfenen Boden. Mit der Schilderung des sich befestigenden Friedens schließt Helmolds Slawenchronik: „Die Plagen der Seefahrer hörten auf, die Wut der Stürme verbrauchte. Die, welche von Dänemark nach dem Slawenlande hinüberwollten, hatten jetzt einen sichern Weg, den nunmehr, da alle Hindernisse beseitigt und die Seeräuber aus dem Wege geräumt waren, Weiber und Kinder zurücklegten. Denn das ganze Gebiet der Slawen ist

jezt gleichsam eine große Ansiedlung der Sachsen geworden, in der Städte und Dörfer erbaut werden und die Zahl der Kirchen und Diener Christi zunimmt.“

Damals als das große Lebenswerk des Sachsenherzogs zur Reife gedieh, stand er auf der Sonnenhöhe seiner Macht. Den dänischen König knüpfte er an sich durch Verschwägerung; in Sachsen gebot er unumschränkt, seitdem sein Nebenbuhler Markgraf Albrecht 1170 gestorben war und nach dem Tode Hartwigs des Herzogs Kaplan Balduin, ein vollkommen gefügiger Mann, auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Bremen saß. Immer mehr befestigte sich nach ausgetrittenem Kriege die sächsische Macht in dem unterworfenen Slawenlande; Pribislaw erkannte, daß es ihm nicht nützte, „wider den Stachel zu löden“, und die zum Christentum bekehrten Fürsten, die so lange trotzigen Widerstand geleistet hatten, wurden nun selber die Verbreiter christlicher Gesittung. Die Abtei Doberan, wo Pribislaw die Taufe empfing, wurde 1171 eingeweiht, in Oliva gründete der Pommerherzog Bugislaw ein Cistercienser-Kloster.

Neben Heinrich dem Löwen sind Markgraf Albrecht und der Erzbischof Wichmann von Magdeburg besonders thätig gewesen in dem Werke der Bekehrung; doch reichen beide ihrer ganzen Machtstellung wegen nicht an den großen Sachsenherzog hinan. Alle drei aber waren sich darin einig, in die theilweis menschenleeren, von den Slawen gemiedenen Gegenden kräftige Anbauer hineinzuziehen, meistens westfälische, friesische und holländische Ansiedler. Besonders die letzten haben in Verbindung mit den zähen, vor keiner noch so schweren Arbeit zurückschreckenden sächsischen Bauern große Gebiete unserm Vaterlande wiedergewonnen; sie folgten willig dem Rufe, denn ihre dichtbevölkerten Heimatstätten wurden gerade im Laufe des zwölften Jahrhunderts durch furchtbare Sturmfluten heimgesucht und sie

fanden in den Niederungen des Nordostens einen segensprießenden Boden wieder und persönliche Freiheit unter der Hut einsichtiger Fürsten.

Schon vor 1143 hatte eine holländische Kolonie bei Stade an der Elbe sich angesiedelt und allmählich das ganze linke Elbufer bis zur Mündung — das Alte Land, das Land Rehdingen, das Land Habeln — der Kultur gewonnen. In Holstein wurde zur Zeit Vicelins die Krempser- und Wilstermarsch von ihnen besetzt; noch erinnert die Straße Flammweg in Elmsborn an die flämischen Einwanderer; der Norden Holsteins teilte sich unter Holsteiner, Westfalen, Holländer und Friesen, daran hing sich das slawische Wagrien, vielfach durchzogen mit holländischen Ansiedlern; von Flamländern zeugen Flemlhude und die flämische Straße in Kiel. Das Polabenland — Lauenburg — wurde vorzugsweise von Westfalen bebaut; im Lande der Obotriten ist Mecklenburg eine flämische Kolonie, sonst sind hier Sachsen und Westfalen überwiegend. Dagegen ist die Mark Brandenburg von niederländischen Kolonien überdeckt; Albrecht der Bär zog, wie Helmold erzählt, von den Holländern, Seeländern und Flämingern gar viele Ansiedler herbei, die er in den Städten und Flecken der Slawen wohnen ließ. Es läßt sich ein langes Verzeichnis niederländischer und belgischer Ortsnamen aufstellen, die mit altbrandenburgischen Orts- und Familiennamen zusammenfallen.

## Zwölftes Kapitel.

## Des Welfen Entschluß.

Nach beendigtem Slawenkriege verwirklichte der Herzog einen Gedanken, den er schon lange als stillen Wunsch bei sich getragen hatte: eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Es ist ein bezeichnendes Merkmal der in religiösen Strömungen gehenden Zeit, wenn ein sonst nüchterner, praktischen Zielen zugewandter Fürst urplötzlich alle weltlichen Neigungen hinter sich wirft und aus den Mühen des Lebens heraus die Wanderung ins gelobte Land unternimmt, bei der ein weltlicher Gewinn nicht zu hoffen, wohl aber alle mögliche Fährlichkeit zu bestehen war. Vielleicht war es eben diese Gefahr mit, die den mutigen Mann reizte. Auch gab sich Heinrich nicht zuerst unter den Welfen solchen Gedanken hin; sein Oheim Welf VI. wallfahrte sogar zweimal nach den heiligen Stätten und das ganze Geschlecht überhaupt war frommen Neigungen zugethan.

Nachdem er seiner Gemahlin, der Herzogin Mathilde, die Regierung übergeben und ihr zwei umsichtige Männer, Elbert von Wolfenbüttel und Heinrich von Lüneburg, als Rat und Beistand zur Seite gestellt hatte, brach er am 20. Januar 1172 mit zahlreicher und glänzender Begleitung zu der abenteuerlichen Fahrt auf. In seinem Gefolge waren der Bischof Konrad von Lübeck, der Abt Heinrich von Braunschweig, der Abt Berthold von Lüneburg, der Graf Gunzelin und der Obotritenfürst Pribislaw. In Kloster Neuburg besuchte er das Grab seiner Mutter Gertrud und begrüßte hier auch seinen Stiefvater, Herzog Heinrich von Österreich, der in Wien Schiffe für die Donaufahrt ausrüstete und selber bis nach Ungarn das Geleite gab. Im griechischen Gebiete — soweit ging trotz der Stromschnellen der Donau die Wasserfahrt — stieg er ans

Land, zog durch den ungeheuren Bulgarenwald, schlug in regelrechtem Gefecht eine Schar beuteluftiger Serben und erreichte glücklich Nicäa, wo er von Abgeordneten des griechischen Kaisers feierlich begrüßt wurde. Am Charfreitage, den 4. April 1172, erreichte die Pilgerschar Konstantinopel; aber erst nachdem man andächtig die Festzeit begangen hatte, erschien man am kaiserlichen Hofe; in vollem Schmuck, umgeben von seinen höchsten Würdenträgern, empfing der Kaiser den edlen Gast. „Um seinen glänzenden Reichtum zu zeigen“, erzählt der alte Beschreiber der Wallfahrt, „hatte der Kaiser allen seinen Edlen und Fürsten befohlen, diesem Feste beizuwohnen. Da sah man denn eine Unzahl von leinenen und purpurnen Zelten stehen, mit goldenen Kuppeln und dem Range eines jeden gemäß verschieden geschmückt. Als nun der Festzug begann, schritt der Kaiser in Begleitung des Herzogs einher. Der Pfad war ganz mit Purpur belegt, von oben mit goldgestickten, seidenen Decken überhängt und mit goldenen Lampen und Kronleuchtern verziert. Diesen betraten die versammelten Geistlichen und Bischöfe, begleitet vom Kaiser, bei welchem der Herzog und die fremden Ritter sich befanden. So kamen sie in ein goldenes Zelt, welches von Gemmen und Edelsteinen von oben bis unten strahlte. Von da kehrten sie auf demselben Wege wieder in die Kirche zurück, wo sich der Kaiser auf seinen hohen Thron setzte, der Herzog aber auf einen andern neben ihn. Alsdann begann die Messe.“

Von Konstantinopel fuhren der Herzog und seine Begleiter auf einem vom Kaiser ausgerüsteten Schiffe an die asiatische Küste, landeten bei Accon und zogen zu Lande nach Jerusalem. Die Templer und Hospitaliter führten ihn in die heilige Stadt, wo er von der Geistlichkeit mit Hymnen und Lobgesängen zu Ehren Gottes empfangen wurde; drei Tage lang bewirtete ihn samt den Seinigen der König in seinem Palaste. Mit fürst-



licher Freigebigkeit vergalt der Herzog die gastliche Aufnahme. Die Kirche, in welcher das Kreuz des Herrn aufbewahrt wurde, ließ er mit Musivarbeit verzieren und die Thür derselben mit reinem Silber auslegen; eine Jahressumme wurde gestiftet für Kerzen, die fortwährend am heiligen Grabe brennen sollten. Auch die Templer und Hospitaliter bedachte er mit vielen Gaben und Waffen und 1000 Mark Silbers. Darauf besuchte er die heiligen Stätten, war im Thale Josaphat, auf dem Ölberge, in Bethlehem, in Nazareth, zog von da, von den Templern geleitet, an den Jordan und bestieg das unwirthliche Gebirge, die Quarantania, wo der Erlöser vierzig Tage gefastet hatte und von dem Teufel versucht worden war. Von tiefster Andacht erfüllt war in seinem Gefolge besonders der Abt Heinrich, der im härenen Mönchsgewande unter Beten und Fasten die geweihten Orte durchwandelte. In Accon trennte sich der Herzog von den Seinigen und eilte unter dem Geleite der Templer nach Antiochien, den Fürsten Boemund zu begrüßen. Inzwischen war, von den Anstrengungen dahingerafft, Bischof Konrad von Lübeck in Tyrus verschieden und in fremder Erde von dem Grafen Gunzelin feierlich bestattet worden; in Accon starb auch Bischof Berthold, so daß von den hohen Geistlichen nur der Abt Heinrich die Heimat wiedersah. Die Heimkehr erfolgte zunächst zu Schiffe bis Tarsos in Cilicien; von hier geleiteten den Herzog und sein Gefolge fünfhundert türkische Reiter zum Sultan Kilidsch Arslan von Iconium, der sie prächtig bewirtete und noch beim Scheiden seine fürstliche Gastfreundschaft bewies; jedem Ritter des herzoglichen Gefolges schenkte er ein auserlesenes Pferd, dem Herzog selber übergab er dreißig edle Rosse, versehen mit silbernen Zäumen und trefflichen Sätteln, die aus köstlichem Tuch und Elfenbein verfertigt waren; auch schenkte er ihm sechs Zelte aus Filz, nach der dortigen Landesfittte gearbeitet, und sechs Kamele dieselben zu

tragen, nebst Sklaven, die Kamele zu führen. Dazu fügte er noch zwei Leoparden, endlich einen Mantel und einen Leibrock von der besten Seide, woraus später der Herzog wegen der vortrefflichen Arbeit Priestergewänder anfertigen ließ.

Auf der Weiterreise kam man durch die furchtbare Einöde, in welcher einst das Kreuzheer Konrads III. unsägliche Mühsal erlitten hatte, dann nach dreitägigem, anstrengendem Marsche durch einen dichten Wald in eine mit Ringmauern und Thürmen stark befestigte Stadt Aniko, endlich über den Hellespont nach Konstantinopel. Das wertvolle Gastgeschenk des griechischen Kaisers: vierzehn mit Gold, Silber und seidenen Gewändern beladene Maultiere schlug der Herzog aus, doch erhielt er auf seine Bitte mehrere kostbare Reliquien, denen der Kaiser noch eine prächtige Auswahl kostbarer Steine hinzufügte. Durch Ungarn und Bayern gelangte Herzog Heinrich nach einjähriger Abwesenheit im Januar 1173 nach Braunschweig, von den Seinigen mit Freuden begrüßt.

Er fand daheim alles wohlgeordnet; so konnte er sich, noch voll von heiligen Erinnerungen, friedlichen Beschäftigungen zuwenden. Zunächst bedurfte es würdiger Aufbewahrungsstätten für die heimgebrachten Reliquien. Durch die Reise in das ferne Wunderland war sein Blick erweitert, in Jerusalem hatte er die Grabeskirche und andere geweihte Bauten gesehen, in Konstantinopel den Kaiserpalast mit dem Wunderbau der Sophienkirche. So wurde denn 1173 in Braunschweig das alte Blasienstift weggebrochen und auf derselben Stelle der Grund zu dem Dome gelegt, der wiederum dem Schutzpatron Braunschweigs, St. Blasius, geweiht wurde. Für diesen Dom bestimmte er die kostbarsten seiner Reliquien; der Kirche zu Hildesheim und zu Schwerin verehrte er Splitter vom heiligen Kreuz, die in Gold und Edelstein gefaßt waren. Auf den erledigten Bischofsitz in Lübeck erhob er den Abt Heinrich,

den frommen Wallfahrer im Morgenlande, und im Verein mit ihm legte er 1173 in seiner Lieblingsstadt Lübeck den Grund zu der Johannes dem Täufer und dem heiligen Nikolaus geweihten Domkirche. Bald aber wurde er aus diesem gottgefälligen Thun herausgerissen durch Kämpfe mit seinen sächsischen Gegnern, die aufs neue die Waffen gegen ihn erhoben. Gerade in dieser Zeit kriegerischer Unruhe traf ihn die Aufforderung des Kaisers nach Italien zu Hilfe zu ziehen.

Die Weigerung des Herzogs dem Kaiser zu willfahren hat man verschiedenartig zu deuten sich bemüht; sie erklärt sich am einfachsten aus seiner ganzen Natur und aus seiner eigentümlichen Stellung. Alle Vorzüge und Fehler seines welfischen Geschlechtes sind in diesem Manne vereinigt: Tapferkeit, Kühnheit, Selbstgefühl, fester Wille, Ausdauer zieren ihn; aber sein Selbstgefühl steigert sich nicht selten zur Überhebung über das Recht anderer, sein fester Wille wird zum Eigenwillen, Ausdauer zur Hartnäckigkeit; Licht und Schatten wechseln in seiner Seele. Dazu kommt der wohlberechtigte Stolz auf den Adel seines Geschlechtes; welches andere — wenn nicht etwa das staufische — konnte sich dem seinigen vergleichen? Enkel eines Kaisers, mit Königen verschwägert, Gebieter über zwei Herzogtümer, durfte er wohl den Sinn auf das Höchste richten, und die eigentümlichen Verhältnisse des Reiches schienen ihm die Wege dahin zu bahnen; Kaiser Friedrich selber hatte ihn mit Ehren und Rechten überschüttet und der Welfe war immer mächtiger herangewachsen in der kaiserlichen Sonne. Eine Zeitlang konnte er sogar dem Gedanken sich hingeben, einstmals nach dem Stausen die Reichskrone zu tragen; denn Friedrich, dem damals noch keine Nachkommenschaft blühte, hatte bei der Belagerung von Mailand für seinen etwaigen Tod seinen Vetter Friedrich von Schwaben und in zweiter Linie Heinrich den Löwen als etwaige Nachfolger empfohlen. Das war freilich

anders geworden, seitdem eine reiche Saat blühender Söhne dem Kaiser aufgesproßt war, und da mag auch zuerst ein dunkler Gedanke durch die Seele des Welfen gegangen sein; denn er allein weigerte sich auf dem Reichstage zu Bamberg dem vierjährigen Heinrich, dem Sohne Friedrichs, als römischem Könige zu huldigen, weil nach dem Tode Friedrichs von Schwaben der Gedanke an die Krone neu in ihm aufstieg. Dennoch drängte er seinen Unmut zurück, so lange die Verbindung mit dem Kaiser ihm Macht und Ehre brachte, nicht minder unterdrückte er das wiederholentlich in ihm aufsteigende Gefühl, daß der von dem Kaiser und ihm bekämpfte Papst Alexander das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche wäre.

Ganz anders gestaltete sich das Verhältniß, als nun der Kaiser nicht mehr der Gebende, sondern der Bittende war und von seinem ersten Reichsfürsten, der durch seine Huld so hoch gestiegen war, den schuldigen Dienst des Lehnsmannes forderte. Heinrich war im Laufe der Zeit über einen Reichsfürsten hinausgewachsen; er, der in seiner selbständigen Herrschernatur sein Lebelang befohlen hatte, wußte sich in die Pflicht des Gehorchens nicht mehr zu finden. In dem von ihm unterworfenen Slawenlande stand er geradezu wie ein König da und hielt die untergebenen Großen in einer Abhängigkeit, wie kein Fürst des Reiches sich dem Kaiser fügte; ihm persönlich huldigten die Slawenfürsten. „Sei du unser Gott“, rief der trotzigste Riclot, „so sind wir zufrieden.“ Er allein unter allen Großen des Reiches hatte das Recht, welches sonst nur dem Kaiser zustand, Bischöfe in dem unterworfenen Land einzusetzen und mit weltlicher Macht zu bekleiden. Und nicht nur die Slawen, auch von seinem sächsischen Anhange betrachteten ihn viele als ihren Gebieter, dem selbst der Kaiser nichts anhaben konnte. Heinrich von Wettin rief dem schwankenden Vicelin, der sich nicht vom Herzog in seine Würde einsetzen lassen wollte, die

bezeichnenden Worte zu: „Thut ihm den Willen, sonst wird eure Mühe vergeblich sein, weil weder der Kaiser noch der Erzbischof eure Sache wird unterstützen können, so lange mein Herr dagegen bleibt; denn Gott hat ihm dies ganze Land verliehen.“ Das was der Lehnsmann sprach, war Herzog Heinrichs innerste Überzeugung. Der Gedanke an ein selbständiges, vom Kaiser und Reich losgelöstes Königtum, dessen Kern das unterworfenen Slawenland bildete, mochte in seiner ehrgeizigen Seele allmählich heranreifen. „Ihr verdientet“, sagte er zu Bischof Vicelin, „daß ich euch weder begrüßte noch empfinde, weil ihr diesen Titel ohne mich zu fragen angenommen habt. Denn mir kam es zu ihm zu erteilen, zumal in einem Lande, welches meine Väter durch Gottes Gnade mit Schwert und Schild erobert und mir zu erblichem Besitz hinterlassen haben.“ In einem Friedensvertrage mit den Gothländern spricht er „von seinem ganzen Reiche.“ Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß Heinrich der Löwe nicht, wie die andern Reichsfürsten, auf Fahnen und Münzen den Reichsadler als Zeichen der Belehnung, sondern sein selbstgewähltes, nicht verliehenes Abzeichen geführt habe. Der Löwe, den er in Braunschweig aufstellte, war nicht nur eine Drohung für seine Feinde, sondern auch ein Sinnbild seiner Macht und Unabhängigkeit auf dem angestammten und dem mit dem Schwert erworbenen Boden, dem Reichsadler gegenüber ein stummer und doch so beredter Zeuge von den geheimen Gedanken des übermächtigen Herzogs.

In seinem selbstherrischen Belieben wies er die Aufforderung des Kaisers von sich; daß er dadurch die Lehnstreue brach und zum Hochverräter wurde an Kaiser und Reich, mag ihm, der schon so lange gewohnt war die eigenen Wege zu gehen, kaum sofort zum Verständnis gekommen sein. Ein anderes aber trat ihm augenblicklich in unverkennbarer Deutlichkeit

vors Auge. Der ruhige, erreichbaren und praktischen Zielen zugewandte Mann hatte nie für des Kaisers Römerzüge schwärmen können; Traumgebilden mit Hinopferung der besten Kräfte nachzugehen, erschien ihm ein Wahnsinn, und dem Städtegründer und Städteschirmer konnte nicht daran liegen den Flor der italienischen Städte zu brechen, um den Lieblingsgedanken des Staufens zu verwirklichen. So hält er sich möglichst abseits von den Römerzügen und gründet im Norden Deutschlands ein Reich aus deutschen und slawischen Bestandteilen, baut Städte auf, verbreitet das Christentum und erfüllt damit die große Aufgabe, die dem Deutschen im Mittelalter nach Norden und Osten hin zugefallen ist, freilich in eigennütziger Absicht und zweifellos mit dem unwiderstehlich lockenden Gedanken, aus diesen Bruchstücken einmal ein starkes welfisches Königreich zu errichten. Und gerade jetzt, als er daran ist, nach schweren Kämpfen das Werk seines Lebens auf- und auszubauen, erreicht ihn die Botschaft des Kaisers. Wenn er, seinem Lehnseide getreu, nach Italien aufbricht, zu der fernen und unbestimmbar langen Heerfahrt, so werden die vielen Gegner, mit denen er seit Jahren gekämpft hat und mit denen er augenblicklich wieder im Streite liegt, möglicherweise seinen Bau zertrümmern. Es war — ob ein solcher Gedanke wirklich durch seine Seele ging, wissen wir nicht, aber die Wahrscheinlichkeit liegt nahe — es war unter diesen Verhältnissen begreiflich, daß der Herzog nicht ging und in seinem Lande blieb.

Was aber auch die Beweggründe gewesen sein mögen, die ihn leiteten: die Weigerung wurde für ihn und sein Geschlecht verhängnisvoll, eine Aussaat neuer Kämpfe zwischen Staufens und Welfen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

## Die Entscheidung in Italien.

Friedrich sah sich durch die Weigerung seines Veters in die schwerste Bedrängniß versetzt; unmittelbar vor dem entscheidenden Kampf hatte sein mächtigster Lehnsmann ihm die geforderte Hilfe abgeschlagen. Nur noch ein Mittel blieb übrig, und der stolze Herrscher mag lange gekämpft haben, ehe er sich zu demselben bequeme. Vielleicht gelang es ihm, den Widerspenstigen in persönlicher Zusammenkunft zu gewinnen. So machte er sich denn auf den Weg, einem Bittenden gleich, im Anfang März 1176, und traf den Herzog entweder in Chiavenna, an der Grenze Schwabens und Italiens, oder — nach glaubwürdigeren Berichten — in Partenkirchen im südlichen Bayern. Auch diese Begegnung blieb erfolglos; alle Vorstellungen des Kaisers prallten an dem harten Sinne des Herzogs ab, er sei zu alt zu schweren Feldzügen, meinte der Sechszundvierzigjährige. Vergebens erinnerte ihn Friedrich an ihre Blutsverwandtschaft, an den jahrelangen Freundesbund, an die vielen Gunstbezeugungen, die den Herzog groß und mächtig gemacht hätten. Es war eine bange Stunde, und als die beiden von einander schieden, zerriß das Band, welches die Staufern und Welfen so lange aneinander geknüpft hatte.

Diese Begegnung, auf welche bereits die Zeitgenossen mit der größten Theilnahme hinblickten, ist im Laufe der Zeit romantisch ausgeschmückt worden. Man fühlte es, daß in diesem Widerstreit des Kaisers und seines selbständig gewordenen Reichsfürsten ein bedeutsames Stück deutscher Geschichte sich abspielte. Aber schon die beiden wichtigsten, der Begebenheit zunächst stehenden Schriftsteller weichen in ihren Berichten von einander ab; während Arnold von Lübeck von einem Fußfall

des Kaisers vor dem Herzog erzählt, drückt sich Otto von Sanct Blasien vorsichtiger aus und läßt ihn „den Herzog demütig bitten, mehr als es der kaiserlichen Majestät geziemte.“ Je weiter sich aber die Berichte von dem Ereignis entfernen, um so mehr wissen sie zu erzählen. So entsteht, wie von einem modernen Geschichtschreiber richtig bemerkt worden ist, eine ganze dramatisch belebte Legende von der Begegnung der beiden großen Männer, die sich als geschichtliche Wahrheit bis in unsere Zeit hineingeschleppt hat. Folgendermaßen aber lautet diese Erzählung. Als der Herzog dem Kaiser nicht zu Willen sein wollte, rief dieser ihm zu: „Der Herr des Himmels hat dich erhöht unter den Fürsten und dich vor allen mit Ehren begnadet; die ganze Stärke des Reiches ruhet auf dir; so ist es billig, daß du dich an die Spitze stellest, damit das Reich, welches jetzt zu wanken beginnt, durch dich sich kräftig wieder erhebe. Wir bitten dich daran zu denken, daß wir dir nie einen Wunsch abgeschlagen haben und stets bereit gewesen sind, dich in allen Ehren und Würden zu fördern, daß wir deinen Feinden stets feind waren und keinen dir gegenüber mächtig werden ließen. So mögest du in der gegenwärtigen Not uns, der wir zugleich dein Vetter, dein Herr und dein Freund sind, zu Hilfe kommen und dafür in Zukunft in allem was du wünschest unsers Wohlwollens dich versichert halten.“ Da jedoch der Herzog sich noch immer weigerte und sich zwar zu jeder Dienstleistung bereitwillig erbot, in eigener Person aber nicht kommen zu können erklärte, so erhob sich der Kaiser und fiel, von Angst überwältigt, ihm zu Füßen. Der Herzog nun geriet über einen so unerhörten Vorfall, daß der, unter dessen Füße der Erdfreis sich beugt, erniedrigt am Boden lag, in große Bestürzung und hob ihn so schnell wie möglich empor, willigte aber doch nicht in sein Begehrt. Nach anderer Erzählung ist es die Kaiserin Beatriz selber, die ihn aufhebt. „Stehe



auf, lieber Herr“, rief sie ihm zu, „sei eingedenk dieser Stunde und dieses Hochmuts, wie Gott dieses Tages gedenken möge.“ Frohlockend rief des Herzogs Truchseß Jordanus: „Herr, die Kaiserkrone ist heute zu euren Füßen gefallen, sie wird auch auf euer Haupt kommen.“ Aber ängstlich flüsterte ein Ritter des Gefolges: „ich fürchte, sie wird über euer Haupt empornwachsen.“ Der Kaiser stand auf; der Herzog aber bestieg sein Pferd und ritt von dannen.

So sah sich der Kaiser auf sich selber und die spärlich aus Deutschland heranziehenden Hilfsvölker angewiesen. Dennoch eröffnete er mit rascher Entschlossenheit den Angriff gegen die lässig rüstenden Lombarden. Seinen Erzbischof Christian schickte er einem von Apulien kommenden Normannenheer entgegen, welches der streitbare Priester bei Carseoli schlug; er selber beabsichtigte einen Einfall ins mailändische Gebiet, den die paveiser Heerschar von Süden her unterstützen sollte. Doch hatte er nach Heranziehung der deutschen Verstärkungen nur etwa 4000 Mann beisammen, während ihm die Mailänder und ihre Bundesgenossen mit 12000 Mann entgegenrückten. Drei Meilen von Mailand machten sie bei dem Orte Legnano Halt und schickten, um die Stellung des Kaisers zu erkunden, 700 Reiter auf die Streife voraus. Als der Kaiser dies durch Rundschafter erfuhr und ihm von vielen geraten wurde, vor der großen Menge für jetzt zurückzuweichen und sich in keinen Kampf einzulassen, hielt er es der kaiserlichen Majestät für unwürdig vor den Feinden zu fliehen und rückte zur Schlacht aus. Bald waren seine dreihundert Reiter im Vortrabe in heftigem Gefecht mit der feindlichen Reiterchar, die von dem nachrückenden kaiserlichen Hauptheer zersprengt wurde. In unaufhaltbarer Verfolgung durchbrach der Kaiser nach einander vier noch auf dem Marsche befindliche lombardische Heeresabteilungen und schwenkte auf die fünfte zum entscheidenden

Stoße ein. Es war die mailändische Kerntruppe, die heilige Schar des Caroccio, die sich totesmutig fest an einander gebunden hatte durch den Eidschwur zu siegen oder zu sterben. An dem undurchdringlichen Viereck, aus dem die gesenkten Lanzen hervorstarren, brach sich das ungestüme Andrängen; bald ging die mailändische Schar unter lauten Gebeten und Anrufungen des Apostels Petrus und des heiligen Ambrosius mit erhobenen Fahnen selber zum Angriff über. Die Schlacht kam zum Stehen, die Flüchtigen sammelten sich, neu heranrückende Abteilungen trafen auf dem Schlachtfeld ein; bald war das Übergewicht auf Seiten der Lombarden. Im dichten Getümmel fiel des Reiches Bannerträger, von einer Lanze durchbohrt; vergebens versuchte der Kaiser, an seiner leuchtenden Rüstung weithin kenntlich, an der Spitze seiner gepanzerten Reiter das Kriegsglück zu wenden; sein Pferd, von einem Lanzenstoße getroffen, brach zusammen, er selber verschwand in dem Gewirre der Kämpfenden. Die Schlacht war verloren, das Schreckenswort: der Kaiser ist gefallen! ging durch die Reihen und lähmte jegliche Hoffnung. Dennoch wehrten sich die Verzweifelnden in blutiger Waffenarbeit bis zur sinkenden Sonne, dann ergoß sich der Strom der Flüchtigen über das Schlachtfeld, bis an den Ticino rastlos verfolgt von den Mailändern; erst jenseits des Flusses konnten die Fliehenden aufatmen und gelangten ungefährdet nach Pavia. Es war der 29. Mai 1176, als diese folgenschwere Schlacht in der Ebene Oberitaliens geschlagen wurde. Triumphierend berichtete Mailand über sie nach Bologna: „Kund und zu wissen, daß wir über die Feinde einen glorreichen Sieg davon getragen haben. Die Zahl der Getöteten, im Flusse Ertrunkenen und Gefangenen können wir nicht angeben. Wir haben Schild, Fahne, Kreuz und Lanze des Kaisers, Gold und Silber fanden wir in Fülle auf den Saumsätteln seiner Packtiere. Das alles erachten wir

nicht als unser Eigentum, sondern wünschen, daß es dem Papst unserm Herrn und Italien gemeinsam gehöre. Gefangen ist in der Schlacht der Herzog Berthold, der Neffe der Kaiserin, der Bruder des Erzbischofes von Köln, zahllos ist die Menge der andern Gefangenen; die alle in Mailand festgehalten werden.“

Doch was moß die Zahl der Gefangenen, was Gold- und Silbergeräte gegen den vermißten Kaiser? Als die flüchtigen Scharen ohne ihn in Pavia eintrafen und Tage vergingen, ohne daß der erschien, an den doch alle Lebenshoffnung und Lebenssicherheit geknüpft war: da ergriff der heftigste Schmerz die Seinigen und jammernd legte die Kaiserin Beatrix um ihn als um einen Verlorenen die Trauerkleider an. Aber vergebens hatten die Mailänder auf dem Schlachtfelde nach der kaiserlichen Leiche gesucht; noch war die schwache Hoffnung da, daß das teure Haupt irgendwo geborgen und gerettet weile. Da pochte eines Nachts der Totgeglaubte an das Thor von Pavia und jubelnd empfingen die Getreuen ihren als verloren betrauten Herrscher. Mit wenigen Begleitern hatte er auf dem Schlachtfelde ausgehalten, bis alles verloren war, dann sich mit dem Schwerte Bahn gebrochen durch die Feinde, in einem sichern Versteck den Abzug der Lombarden abgewartet und kam nun nach Pavia zurück.

Und er kam mit ungebrochenem Sinn, entschlossen den kaum begonnenen Krieg fortzusetzen. Während die Lombarden in eitler Siegesfreude heinzogen, suchte Christian von Mainz mit Glück im Gebiete von Ancona und dem Kaiser gelang es, die Stadt Cremona, welche seit den Verhandlungen zu Montebello den Lombarden gegrollt hatte, auf seine Seite zu ziehen. Aber doch wurde die Schlacht bei Legnano zum Wendepunkt seines Lebens, als seine getreuesten Anhänger selber sich gegen die Fortsetzung eines Kampfes erklärten, der nicht nur gegen die Lombarden, sondern auch gegen die mit ihnen verbün-

dete Kirche gerichtet war. Allgemein war die Ansicht, daß diese Niederlage des Kaisers wie ein Gottesgericht anzusehen sei; der unsichtbare Sieger bei Legnano war doch der Papst, der die irdischen Waffen mit seinem Segen geweiht hatte. Wenn Friedrich jetzt mit der Kirche nicht Frieden schloße, würden sie ihm nicht weiter folgen und ferner Hilfe bringen, erklärten selbst Christian von Mainz und Philipp von Köln; gegen die Lombarden sei nichts auszurichten, bis er sich mit dem versöhnt habe, welcher der eigentliche Sieger gewesen sei. Diese allgemein verbreitete Anschauung war stärker als der Kaiser; so knüpfte er denn — fast vier Monate waren seit der Schlacht vergangen — Verhandlungen mit dem Papste zu Anagni an, mit schwerem Herzen, denn das große Werk, für welches er zwanzig Jahre lang gekämpft, für dessen Ausführung er siebenmal die Alpen überstiegen hatte, sah er jetzt in Trümmer gehen. Freilich trug er sich mit der stillen Hoffnung, mit der Kirche sich ausöhnen und den Kampf gegen die lombardischen Städte fortsetzen zu können, aber auch hierin sah er sich getäuscht, denn Alexander erklärte den kaiserlichen Abgesandten, daß der beabsichtigte Friede nicht bloß mit der Kirche, sondern auch mit deren Bundesgenossen abzuschließen sei. Doch verstand er sich zu einer geheimen Vorverhandlung über den etwaigen Frieden mit der Kirche. Hier einigte man sich bald. Der Kaiser gab seinen Papst Calixtus preis und erkannte Alexander als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche an, lieferte auch alle Besitzungen der Kirche mit Vorbehalt der Rechte des Reiches wieder aus; in Italien und allen nichtdeutschen Ländern verblieb dem Papste die Verfügung über die Bestätigung und Nichtbestätigung der von dem Gegenpapst eingesetzten Bischöfe, wobei aber zehn auf Fürbitte des Kaisers von einer etwaigen Absetzung zu verschonen wären; in Deutschland dagegen sollten alle vom Kaiser und dessen Papst ernannten Prälaten

in ihren Stellen verbleiben. Damit opferte freilich Alexander seinen treuesten Anhänger, Konrad, den ehemals zum Erzbischof von Mainz Erwählten, doch wurde für ihn das erste in Deutschland freiverdende Erzbistum in Aussicht genommen.

Mit steigendem Mißtrauen hatten die Lombarden die geheimen Verhandlungen zu Anagni verfolgt, zumal da der Kaiser nach der Rückkehr seiner Gesandten absichtlich die Nachricht verbreiten ließ, daß der Friede mit dem Papste geschlossen und unterschrieben sei. Alexander war um so eifriger dabei, den Verdacht seiner Bundesgenossen zu zerstreuen; denn bei dem zweifelhaften Ausgange der beabsichtigten Friedensverhandlungen war es für ihn eine Lebensfrage, die Lombarden auf seiner Seite zu halten. Er begab sich deshalb auf normannischen Galeeren, begleitet von den sicilianischen Unterhändlern Erzbischof Romuald von Salerno und Graf Roger von Andria, nach Venedig, von da nach überaus feierlichem Empfange nach Ferrara, wohin er alle Beteiligten zur Vorberatung berufen hatte. In der Sanct Georgenkirche hielt er gleich am Tage nach der ersten Begrüßung eine beschwichtigende Anrede an die lombardischen Abgeordneten. Er habe, sprach er, den ihm vom Kaiser in aller Demut angetragenen Frieden zu Anagni abgelehnt, da er den feurigen Glaubensmut anerkenne, mit welchem die Lombarden für die Freiheit Italiens und das Wohl der Kirche gekämpft hätten. Sie, welche seine Genossen im Leide gewesen, sollten nun auch die Genossen der Freude sein; deshalb habe er sich bei seinem hohen Alter dennoch den Beschwerden der Seereise unterzogen, um in ihrer Mitte, in Gemeinschaft mit ihnen das Vereinigungswerk zustande zu bringen. Die Antwort der Lombarden war herb und bitter. Ihre Waffen seien es gewesen, welche die Freiheit und die Kirche Gottes in Italien zum Siege verholfen hätten; es wäre deshalb ganz in der Ordnung, daß der Papst nicht einseitig mit dem Feinde der

italienischen Freiheit Frieden geschlossen habe. Denn wie oft wären sie in dem gleichen Falle gewesen und hätten es aus-  
geschlagen, um fest in der kirchlichen Treue zu verharren. Und  
solle einmal von Beschwerden und Leiden für die große Sache  
die Rede sein, wer könne da leugnen, daß die seinigen doch  
nur gering gewesen in Vergleich zu den ihrigen? Opfer, An-  
strengungen, Mühe und Not hätten auch sie auf sich genommen  
und für die Befreiung der Kirche ihr Leben aufs Spiel gesetzt.  
Und wer werde schließlich die größeren Vorteile ernten, die  
Freiheitskämpfer oder die Kirche? Frieden mit dem Kaiser  
wollten auch sie, aber nur, wenn ihre alten, von den Vätern  
ererbten Rechte anerkannt würden; lieber würden sie rühmlich  
in Freiheit sterben, als dies teure Vermächtnis ihrer Ahnen  
opfern und elend in Knechtschaft leben. Nachdem die Lombarden  
zu Ende gesprochen hatten, erteilte ihnen der Papst der Sitte  
gemäß seinen Segen und entließ sie in ihre Herberge.

Am dritten Tage darauf langten die sieben kaiserlichen  
Bevollmächtigten an, die vier Erzbischöfe Christian von Mainz,  
Philipp von Köln, Arnold von Trier, Wichmann von Magde-  
burg, ferner der Bischof von Worms, der Kanzler Gotfried  
und der Protonotar Wortwin. Mit ihnen traten sieben vom  
Papst Erwählte, sieben lombardische Vertreter und die beiden  
sicilianischen Gesandten zur Friedenskommission zusammen. Doch  
schon die zunächst zu erledigende Frage über den Sitz der Ver-  
handlungen erregte mannigfachen Streit. Man hatte in Anagni  
an Ravenna oder Venedig gedacht; dagegen sperrten sich aber  
die Lombarden, Ravenna war eine kaiserlich gesinnte Stadt  
und Venedig hatte während des Krieges eine sehr zweifelhafte  
Rolle gespielt; sie schlugen deshalb Bologna vor, aber diese  
Stadt erklärte wiederum die kaiserliche Partei nicht annehmen  
zu können, da Christian von Mainz noch jüngst die heftigsten  
Kämpfe mit ihr geführt hatte. Nach mehrtägigen Verhand-

lungen entschieden sich die sieben Kardinäle auf des Papstes Geheiß für den deutschen Antrag Venedig zu wählen, und da auch die sicilianischen Gesandten dafür gewonnen wurden, so fügten sich die Lombarden, doch sollte der Doge und das Volk von Venedig zuvor eidlich dafür Bürgschaft leisten, daß alle, die dahin kämen, sicher die Stadt betreten und verlassen könnten, sowie daß der Kaiser vor Abschluß des Friedens ohne Genehmigung des Papstes die Grenzen Venedigs nicht überschreiten dürfe. Als dies von dem Dogen Ziani und zwölf edlen Venetianern feierlich beschworen war, hielt Papst Alexander am 11. Mai seinen Einzug in Venedig, wo er im Palaste des Patriarchen Heinrich von Grado seinen Wohnsitz nahm.

Die Augen des gesamten Abendlandes waren jetzt auf die mächtige Handelsstadt gerichtet, in deren Mauern der seit Jahren die Welt erschütternde Zwiespalt beigelegt werden sollte. „Es frohlockten die Völker“, sagt ein alter Bericht, „und sprachen lobpreisend zu den Venetianern: O wie glücklich seid ihr, weil ein so großer Friede bei euch geschaffen werden konnte; eures Namens Gedächtnis wird ewig sein.“ Nach Tausenden zählten die, welche geladen und nicht geladen in jenen Tagen in die ohnehin schon menschenreiche Stadt strömten; hier, wo das große Werk gefördert werden sollte, hofften manche auch ihrer besondern Wünsche Erfüllung zu finden, und es gab in Deutschland kaum ein Bistum, kaum ein Stift, welches nicht bei diesem Frieden sich beteiligt fühlte. Dazu kamen die Schaulustigen, denen hier großartige Aufzüge, feierliche Prozessionen, glänzende Rittergesolge, unaufhörlich sich wandelnde Bilder farbenprächtigen Lebens in Fülle geboten wurden. Im Gewühle der geschäftigen städtischen Menge drängten sich fast alle Nationen Europas, Franzosen, Engländer, Deutsche, Spanier, Ungarn, Italiener in bunter Mischung der Farben und Trachten. Besonders anziehend wurde das Bild, als nun nach und

nach die hohen Brälaten und Äbte, die weltlichen Fürsten und Herren, die Gesandten der Westmächte, endlich beim Abschluß des Friedens der Kaiser mit glänzendem Hofstaat ihren Einzug hielten. Da sah man den sicilianischen Grafen Roger von Andria inmitten eines Gefolges von 300 Mann, den Erzbischof Romuald mit 60. Herzog Leopold von Oesterreich kam mit 160 Edlen, der Herzog von Kärnthen mit 125, Graf Florenz von Holland mit 60. Noch prunkender erschienen die deutschen Erzbischöfe: Christian von Mainz und Wichmann von Magdeburg hatten jeder 300, Philipp von Köln sogar 400 Mannen im Gefolge. Ihnen gegenüber bemühten sich die Italiener in prächtiger Ausstattung sich ebenbürtig zu beweisen; alle Konsuln und Rektoren hatten ein zahlreiches Geleite, und es mochte wohl das Herz manches Lombarden von Nationalstolz auf sein tüchtiges Bürgertum höher schwellen, als die zehn Konsuln von Cremona mit 95 Gerüsteten in die Inselstadt ihren Einzug hielten.

Inzwischen trat die früher gewählte Kommission — an welchem Tage, wissen wir nicht — in der Kapelle des Patriarchenpalastes zur Beratung zusammen und zwar sollte auf Anordnung des Papstes zunächst über den Frieden mit den Lombarden, alsdann über den mit der Kirche und dem Könige von Sicilien verhandelt werden. Demgemäß legte Erzbischof Christian den Lombarden dreierlei zur Auswahl vor: entweder sollten sie dem Kaiser hinsichtlich der Regalien und etwaiger sonstigen Reichseinnahmen gerecht werden oder sich dem zu Roncaglia gefällten Spruche der bologneser Rechtsgelehrten fügen oder endlich sich dazu verstehen, dem Kaiser das zu leisten, was ihre Vorfahren dem Kaiser Heinrich IV. geleistet hätten. Hierauf erklärte Girard de Pestas aus Mailand im Namen der übrigen Lombarden, das erste erfordere eine lange Zeit zur Feststellung und könne nur vor einem gemeinsamen Richter zur



Entscheidung kommen; das zweite — die ronalischen Beschlüsse — könnten sie nicht zu Recht bestehend anerkennen, sie seien nicht ein gesetzliches Urtheil, sondern ein Nachtspruch des Kaisers; das dritte, das Gewohnheitsrecht zu Zeiten Heinrichs IV., sei unausführbar, weil keiner mehr am Leben sei, der darüber berichten könne. Dagegen wären sie erbötig, alles auf sich zu nehmen, was ihre Vorfahren unter Heinrich V., Lothar und Konrad III. geleistet hätten oder, wenn das nicht annehmbar erscheine, möge man auf den zu Montebello gefällten Schiedsspruch der Cremonesen zurückgehen.

Die Kaiserlichen erklärten sich mit diesem letzten Vorschlag einverstanden; doch kam man nicht aus der Stelle, weil beide Parteien den Spruch in dem ihnen zusagenden Sinn auslegten. So vergingen mehrere Wochen in heftigen Debatten, bis man endlich den Papst ersuchte eine Entscheidung zu treffen. Dieser meinte, ob es nicht besser sei, statt den Frieden zu übereilen sich vorläufig mit einer Übereinkunft zu begnügen; es möge zwischen dem Kaiser und den Lombarden ein Waffenstillstand auf sechs Jahre, mit den sicilischen Normannen auf 15 Jahre abgeschlossen werden. Der Vorschlag, welcher den Beifall der Versammlung erhielt, fand beim Kaiser eine ungnädige Aufnahme; er fuhr seine Gesandten hart an und erklärte, daß sie eifriger bedacht seien auf die Vorteile des heiligen Stuhles als auf die des Reiches; wenn der Friede kein allgemeiner werden könne, so bleibe ihm nichts übrig als seine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben denselben mit dem Papst allein einzugehen. Während aber Christian von Mainz und die übrigen Bevollmächtigten mit diesem Bescheide nach Venedig zurückkehrten, schickte der Kaiser eine zweite Botschaft unter seinem Kanzler Gotfried an den Papst, worin er sich bereit erklärte auf die gestellten Forderungen einzugehen, sobald Alexander eine geheime Bedingung annehme, die dem Papst unbekannt bleiben,

aber zwei von denselben zu erwählenden Kardinälen mitgeteilt werden sollte, und wenn diese sich dafür ausdrückten, so solle auch der Papst an sie gebunden sein. Die beiden Kardinäle wurden auch wirklich erwählt, aber als diese die Annahme der Bedingung empfahlen, wurde Alexander stutzig und erklärte, ein solches sich gefangen Geben sei der Würde des apostolischen Stuhles entgegen; der könne nicht billigen was er nicht kenne. Begehre man von ihm was die Ehre Gottes und der Kirche nicht verlege, so wolle er gern darcin willigen. So beichteten denn die beiden Kardinäle nach langem Sträuben das Geheimnis. Als Preis für die Übereinkunft mit den Lombarden und Sicilien forderte der Kaiser, daß ihm für die 15 Jahre der Waffenruhe die Mathildischen Güter zu freier Verfügung überlassen würden; nach Ablauf dieser Zeit wolle er dann den Nachweis führen, daß die Güter rechtlich dem Reiche gehörten. Der Papst, dem alles daran lag den Frieden zustande zu bringen, legte einen Vermittlungsvorschlag vor; der Kaiser solle den Nießbrauch der Güter auf fünfzehn Jahre haben, alsdann aber die Kirche in den vollen Besitz derselben kommen und wenn der Kaiser es fordere ihr Besitzrecht darauf nachweisen. Friedrich wies, wie zu erwarten war, diese Gegenforderung zurück; doch wurden gerade jetzt die Friedensverhandlungen der Kommission eifriger wieder aufgenommen.

Um allen heimlichen, hinter dem Rücken der Unterhändler geführten Beratungen ein Ende zu machen und den Fortgang der Arbeiten zu beschleunigen, beantragte Erzbischof Christian beim Papste dem Kaiser in einem Venedig nahe gelegenen Orte den Aufenthalt zu gestatten; bei seiner weiten Entfernung ginge zuviel Zeit mit dem unaufhörlichen Hin- und Herreisen der Boten verloren, die Verständigung würde dadurch erschwert und man käme nicht aus der Stelle. Als der Papst im Einverständniß mit den Lombarden diesen Wunsch gewährte, siedelte

der Kaiser nach Chioggia über, einem kleinen fünfzehn Meilen von Venedig mitten in den Lagunen und schon im venetianischen Gebiete gelegenen Städtchen über. Aber nun zeigte sich eine neue Gefahr, die alles bisher mühsam Festgesetzte wieder in Frage zu stellen drohte. Als man in Venedig die Übersiedlung erfuhr, begaben sich einige Demokraten, welche dem Abel gegenüber zum Kaiser hielten, nach Chioggia und drangen in Friedrich, er möge ohne sich um den Papst zu kümmern nach Venedig kommen, mit Hilfe der Volkspartei würden sie ihn in den Stand setzen den Frieden mit der Kirche und den Lombarden nach seinem Willen abzuschließen. Dem Kaiser war freilich alles Revolutionäre und Demokratische im Grunde der Seele zuwider; dennoch wies er das Anerbieten nicht geradezu von der Hand, denn sein politischer Verstand sagte ihm, ein wie wirksames Mittel die sich ihm anschließende Volkspartei zur Erlangung seiner Wünsche werden könne; doch forderte er Bürgschaften für ihre Versprechungen: sie möchten darauf hinwirken, daß die Stimmung in der Stadt eine ihm günstige würde und daß das Volk von Venedig ihn rufe. Mit diesem Bescheide entließ er die demokratischen Abgeordneten und wartete der kommenden Dinge. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die kaiserlichen und päpstlichen Mitglieder der Friedenskommission, welche in Chioggia dem Kaiser ihre Entwürfe vorlegten, eine wenig zuvorkommende Aufnahme fanden und mit ausweichenden Reden hingehalten wurden.

Unterdessen waren die Demokraten in Venedig in voller Thätigkeit. Sie hatten am 20. Juli eine Volksversammlung nach der S. Marcuskirche berufen, in welcher man stürmisch die sofortige Einholung des Kaisers forderte. Umsonst erinnerte der Doge, welcher zur Beschwichtigung der erregten Massen erschienen war, an den im Namen des Volkes geleisteten Eid, wonach der Kaiser nicht venetianisches Gebiet ohne päpstliche

Erlaubnis betreten dürfe. Der Eid sei hinfällig, rief man ihm entgegen; Friedrich habe in Chioggia bereits venetianisches Gebiet betreten; es sei eine Schande, ihn in einem so elenden, ungesunden Orte sitzen zu lassen, wo die heiße Sumpfluft, wo Mücken und Fliegen ihn belästigten. Alsdann stürmte eine Deputation zum Papste, der bereits zu Bette gegangen war, aber rücksichtslos aus seiner Ruhe aufgestört wurde. Hier wiederholte sich der lärmende Auftritt; auch Alexander erinnerte an den geleisteten Eid und forderte die Ungebuldigen auf, ihm Zeit zur Entscheidung zu lassen, bis seine nach Chioggia an den Kaiser gesandten Kardinäle am nächsten Tage zurückgekommen wären. Die Lage war bedenklich; schon hatten die lombardischen Abgeordneten, welche von Anfang an gegen Venedig mißtrauisch gewesen waren, die Stadt verlassen und sich nach Treviso eingeschifft; viele Kardinäle waren ihrem Beispiele gefolgt. Der Papst dagegen blieb fest, und als die sicilischen Gesandten bei ihm erschienen und ihm ihre bereitliegenden Galeeren zur Flucht anboten, entließ er sie unter Danksgaben, entschlossen, die Rückkehr seiner an den Kaiser abgeordneten Kardinäle abzuwarten. Die Sicilier beruhigten sich nicht, sondern begaben sich vom Papste sofort zum Dogen und erklärten ihm geradezu, wenn Venedig sich des Eidbruches schuldig mache, würden sie die Ankunft des Kaisers nicht erst abwarten, sondern sofort auf ihre Schiffe gehen und absegeln. Der Doge versuchte sie zu beschwichtigen, gab aber zugleich deutlich zu verstehen, daß nicht alles von ihnen abhinge; er könne, sagte er, ihres weisen Rates nicht entbehren und daher nicht erlauben, daß sie fortgingen. Diese Worte reizten die Gesandten nur noch mehr und drohend erwiderte Erzbischof Romuald: „Wir sind weder mit eurer Erlaubnis gekommen, noch bedürfen wir derselben um zu gehen. Morgen schiffen wir uns ein, um nicht in Worten, sondern mit der That uns Genugthuung zu

verschaffen.“ Dann eilten sie davon, befahlen sämtliche Galeeren segelfertig zu machen, die Signalthörner zu blasen, Waffen und Geräte in die Schiffe zu bringen; es war, als wenn ein feindliches Geschwader den Hafen verlassen wolle. Als die Einwohner die bedenklichen Anstalten sahen, wurden sie bange; denn sie wußten, wie viele ihrer Landsleute sich im sicilischen Gebiete aufhielten und fürchteten, daß diese bei einem ausbrechenden Kriege eingekerkert werden würden. Und alsobald zogen dichte Scharen von Männern und Weibern zum Palaste des Dogen und beschworen ihn, das drohende Unheil abzuwenden und die Beleidigten zum Bleiben zu bewegen. Zugleich verlangte man die Namen der demokratischen Ruhestörer zu wissen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Klügllicherweise verschwieg der Doge die Namen, denn ein blutiger Straßenkampf wäre die Folge gewesen, schickte aber eine Deputation von venetianischen Edlen an den Papst, ihn als Vermittler anzurufen im Streite mit den Sicilianern. Dieser erklärte sich erst nach vielen Bitten und Drängen dazu bereit und gab den Venetianern zwei Fürsprecher mit. Anfangs wollten die Sicilianer von nichts wissen; sie hätten keine Lust Märtyrer zu werden und zögen es vor, ihrem Könige die Bestrafung der undankbaren Stadt zu überlassen. Dann lenkten sie ein und erklärten, nur aus ehrerbietiger Rücksicht gegen den hohen Fürsprecher wollten sie ihre Abreise bis zum nächsten Tage verschieben, dann würden sie in Gemeinschaft mit dem Papst ihren endlichen Entschluß fassen. Doch kam es nicht zur Abreise; denn sofort am folgenden Morgen ließ der Doge durch den Herold in den Straßen verkündigen, daß keiner sich einfallen lassen solle von der Einholung des Kaisers ein Wort zu sagen, es sei denn, daß der Papst sie genehmigt habe.

Als aber die Kunde von dem, was in Venedig gesagt und gethan war, zum Kaiser nach Chioggia gelangte, begann

er, in seiner Hoffnung getäuscht, von seiner Härte abzulassen und mit den anwesenden Kardinälen und Gesandten freundlicher über den Frieden zu sprechen. Besonders ins Gewicht fiel die Erklärung des Erzbischofs Christian von Mainz, der in seinem und der deutschen Prälaten Namen offen aussprach, wenn Friedrich, durch die Vor Spiegelungen verruchter Menschen verleitet, sich fernerhin den Ratschlägen seiner Getreuen entziehe und den von ihnen allen gewünschten Frieden vereitle, so wären sie an der Grenze des Gehorsams angekommen. Der Kaiser sei freilich Herr ihrer Leiber, nicht aber der Seelen, und nicht also könne man ihm dienen, daß man darüber Gefahr laufe der Seligkeit verlustig zu werden. Fortan würden sie nur Alexander als Papst anerkennen, das Idol, welches der Kaiser in Tusciën errichtet habe, nicht anbeten. Diese mutige Erklärung seines ersten Geistlichen und getreuesten Anhängers machte den tiefsten Eindruck auf den Herrscher; sein staatsmännischer Scharfblick zeigte ihm die ganze Gefährlichkeit seiner Lage und so wie er dies erkannte, war er auch zu sofortiger Abhilfe bereit. Er nahm die Friedensvorlage an und sandte mit den Kommissären den Grafen Heinrich von Dieffen nach Venedig, daß er in seinem Namen die Anerkennung des Friedens eidlich gelobe. Der Papst, des Ereignisses froh, rief sogleich durch eilende Boten die Rektoren der Lombarden zurück und schon am folgenden Tage konnte die feierliche Besiegelung stattfinden. In Gegenwart des Papstes, der Kardinäle, der Botschafter des Königs Wilhelm von Sicilien, der Lombarden und einer großen Volksmenge schwur der Eideshelfer Graf Heinrich von Dieffen, der Kaiser werde unmittelbar nach seinem Einzuge das eidliche Gelübde leisten lassen, daß er den Frieden mit der Kirche, wie er von den Vermittlern vereinbart und ausgezeichnet sei, ingleichen den Frieden mit dem Könige von Sicilien auf fünfzehn Jahre und endlich den Waffenstillstand mit den Lombarden

getreulich beobachteten und die Fürsten dasselbe schwören lassen werde. Der kaiserliche Kämmerer Sigilboth wiederholte in kürzeren Worten das Gelöbniß nochmal, der Kaplan des Erzbischofs Philipp von Köln im Namen der Fürsten.

Hierauf entband der Papst den Dogen und das venetianische Volk von dem Eide und gebot ihnen den kaiserlichen Herrn ehrenvoll nach Venedig zu führen. Und sogleich gingen sechs Galeeren nach Chioggia ab und brachten den Kaiser mit seinem Gefolge nach dem Kloster San Nicolo auf dem Lido, wo sie spät am Abend des 23. Juli ankamen.

Am 24. Juli morgens fuhr der Papst mit glänzendem Gefolge in Gondeln nach der Marcuskirche und entsandte von hier den Kardinalbischof Hubald von Ostia und sechs andere hohe Geistliche zum Kaiser, um von ihm das Bekenntnis der Schuld zu fordern, ehe denn er der Gnade der Sühne theilhaftig würde. Derselbe legte das Bekenntnis ab, entsagte feierlich den Ketzern Oktavian, Guido von Crema und Johannes von Struma und gelobte Gehorsam dem Papst Alexander als katholischem Oberpriester und den Nachfolgern desselben. Dasselbe wiederholten für ihre Person die Erzbischofe und die andern Fürsten des Reiches. Alsdann wurden alle von den Banden des Fluches entfesselt und in die Kirche wieder aufgenommen.

Von Venedig ruderte inzwischen eine stattliche Reihe prächtig geschmückter Gondeln hinüber nach dem Kloster San Nicolo; der Doge Sebastian Ziani, der Patriarch Heinrich von Grado und viele Prälaten und venetianische Edle hatten die Schiffe bestiegen, um den Kaiser in feierlichem Zuge nach dem Marcusplatze zu geleiten. Mit ehrerbietigem Gruße lud man ihn ein, in der Gondel des Dogen zu dessen Rechten Platz zu nehmen, während der Patriarch Heinrich sich ihm zur andern Seite setzte. Hierauf erfolgte der Befehl zur Rückkehr und

nach kurzer Fahrt landete die Flotille am Gestade des heiligen Marcus, der heutigen Piazzetta, wo zwei Riesenfahnen mit dem venetianischen Löwen von hohen Mastbäumen herabwehten. Eine dichtgebrängte Volksmenge empfing mit lauten Jubelrufen den Kaiser, der sofort den Weg nach der Markuskirche einschlug. Voran schritten im feierlichen Zuge edle venetianische Jünglinge mit goldgeschmückten Bannern, dann mit Kreuzen und Fahnen zahlreiche Geistliche, hinter ihnen zwischen dem Dogen und dem Patriarchen der Kaiser. So ging es durch die dichtgebrängte wogende Menschenmasse nach dem Dome des heiligen Marcus.

Vor dem Portal der Kirche war ein Thron errichtet, auf dem der Papst in seinem oberpriesterlichen Gewande saß; um ihn auf niedrigeren Sitzen zu beiden Seiten die Karbinäle je nach ihrer Rangstufe, der Patriarch Udalrich von Aquileja, die Erzbischöfe und Bischöfe der Lombardei, die Äbte und Prioren. Als nun der Kaiser des Papstes ansichtig wurde, legte er seinen Purpurmantel ab, schritt mit demütigem Bezeigen vor, fiel an den Stufen des Thrones auf sein Angesicht nieder und küßte die Füße des Mannes, den er seit sieben Jahren als seinen ärgsten Feind verfolgt hatte und nun als den rechtmäßigen Papst anerkannte. Weinend hob Alexander den demütig vor ihm Liegenden empor, küßte ihn mit dem Kusse des Friedens und sprach den Segen über ihm. Den Anwesenden aber war es als ströme der auf alle über. Und alsobald erhob sich der vieltausendstimmige Gesang; Herr Gott, dich loben wir! und alle erfüllte das erhebende Gefühl, daß jetzt der Kirche und der Welt der Friede wieder gegeben sei. Unterdessen hatte der Kaiser den Papst bei der Rechten gefaßt und führte ihn unter feierlichen Klängen in die Markuskirche zum Hochaltar, wo er reiche Geschenke opferte, die Kniee beugte und nochmals den apostolischen Segen empfing. Dann geleitete der Doge ihn



samt Gefolge mit allen Ehren in seinen Palast, während der Papst in den Patriarchenpalast zurückkehrte. Als dann der ereignisvolle Tag sich dem Ende zuneigte, erschienen Sendboten des Kaisers, um dem Vater der Christenheit die Bitte auszusprechen, er möge am nächsten Tage, dem Tage des heiligen Jacobus, in Person in der Marcuskirche die Messe lesen. Die Bitte wurde von dem freudig erregten Papste bereitwillig gewährt.

In der Frühe des 25. Juli begab sich der Papst mit seinen Kardinälen nach dem Sanct Marcusplatze, wo er schon den Kaiser seiner harrend vorfand. Wiederum hatte Friedrich zum Beweise seiner Demut sein kaiserliches Gewand abgelegt und nachdem er den heiligen Vater in die Kirche geleitet, wo dieser sich im Vestiarium mit dem Messgewande bekleidete, trieb er, das Amt eines Ostiarius übernehmend, mit der Rute in der Hand die Laien aus dem abgegrenzten Raume des Chores und bahnte dem Papste den Weg zum Hochaltar. Als dann schritt er zurück zum Halbkreis der Prälaten, um aus nächster Nähe die hohe Feier beobachten zu können. Ein Chorgesang der deutschen Geistlichkeit leitete sie ein, dann als das Evangelium verlesen war, bestieg Alexander selber die Kanzel; unwillkürlich trat Friedrich näher heran, damit ihm von der in lateinischer Sprache gehaltenen Predigt nichts entgehe. Kaum hatte der Redner dies bemerkt, als er inne hielt und dem Patriarchen von Aquileja befahl seine Worte sofort ins Deutsche zu übersetzen. Mit der Absingung des nicänischen Glaubensbekenntnisses ging der Gottesdienst zu Ende; und wiederum beugte der Kaiser die Kniee, küßte dem Papste die Füße und brachte als Opfer kostbare Geschenke. Dann geleitete er ihn bei der Rechten fassend nach der Hauptpforte zurück, hielt den Steigbügel, als der Papst den draußen stehenden prächtig geschirrten Zelter bestieg, und faßte die Zügel nach herkömm-

lichem Dienste des Stallmeisters, um das Pferd bis zu der Stelle zu führen, wo die päpstliche Gondel lag. Doch da die Strecke bis dahin eine weite war, entließ den also sich Demütigenden Alexander vorher mit seinem Segen.

Am nächsten Tage machte der Kaiser dem Papst einen Besuch im Patriarchenpalast und lange verblieben die beiden Oberhäupter der Christenheit, nachdem die anwesenden Kardinäle sich zurückgezogen hatten, in vertraulichem heiterm Gespräch; daß sich in dem ungezwungenen Hin- und Herreden häufig der Ernst dem Scherze beigesellte, war begreiflich; denn welche Gefühle mögen in dieser einsamen Zusammenkunft die beiden großen Männer bewegt haben? Auf Alexander wirkte der Besuch völlig überwältigend, wie er noch an demselben Tage dem Erzbischof Roger von York meldete. Und wie diese Begegnung Papst und Kaiser persönlich näher brachte, so verkündete bald nachher die öffentliche feierliche Beschwörung des Friedens der Welt das große Werk der Versöhnung.

Es war am 1. August, als der Kaiser, umringt von den Erzbischöfen, Bischöfen und Fürsten, durch die unzählbaren Volksmassen hindurch den Weg nach dem Patriarchenpalast einschlug, in dessen geräumigem Hof ein Thron errichtet war. Kaiser und Papst betraten zugleich den festlich geschmückten Raum, mit ihnen die Großen des Reiches, die Rektoren der Lombarden und die sicilianischen Botschafter. Sofort ließ sich der Papst auf seinen Prachtstuhl nieder, wies dem Kaiser zu seiner Rechten, dem Erzbischof Romuald von Salerno zu seiner Linken den Platz an, während die Übrigen sich nach dem Range ordneten, und eröffnete dann die Feier mit einer längern Rede, worin er seiner Freude über die Rückkehr gerade dieses Kaisers zur Kirche, über das Wiederfinden des Verlorenen, die Auferweckung des Gestorbenen zum neuen Leben Ausdruck gab. „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ begann er,

und diesem jubelnden Anfang entsprach der versöhnende Schluß: „Es weiche die alte Zwietracht, der langgenährte Haß höre auf. Einer sei der Glaube, Einer der Herr, Eine die Kirche! Und da wir des Kaisers frommen Sinn und guten Willen anerkennen, so nehmen wir ihn als unsern Sohn in die Arme unserer Liebe, ihn selbst, wie seine Gemahlin und seinen Sohn in die Gemeinschaft der katholischen Kirche auf.“ Nachdem er geschlossen, erhob sich der Kaiser, legte seinen Mantel ab und antwortete in einer längern deutschen Rede, welche der sprachkundige Christian von Mainz sofort ins Lateinische übersehte. „Wir kehren“, sprach er zum Schluß, „von dem ketzerischen Irrtum zur Wahrheit, von den Wirren der Spaltung zur Einheit, in den mütterlichen Schoß der hochheiligen römischen Kirche zurück, indem wir den jetzt regierenden Alexander, wie seine Nachfolger, als katholischen Papst, als geistlichen Vater anerkennen. Überdies schließen wir mit den Lombarden, wie mit der Krone Sicilien den schon verabredeten Frieden.“

Nun erfolgte die feierliche Eidesleistung, zu der nach der Sitte der Zeit das Evangelienbuch, Reliquien der Heiligen, Holz vom Kreuze Christi herbeigeschafft wurden. Unter andächtigem Schweigen der Versammelten trat Graf Heinrich von Dieffen vor, legte die eine Hand auf die heiligen Glaubenszeichen, erhob die andere und sprach den schon einmal am 23. Juli eidlich gelobten Schwur „im Namen und auf Befehl des gegenwärtigen Kaisers.“ Denselben wiederholten in ihrem eigenen Namen und in dem der übrigen Reichsfürsten die Erzbischöfe Christian von Mainz, Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg, Arnold von Trier, der Bischof Diepold von Passau, Konrad, der Erwählte von Worms, der Protonotar Wortwin, Bischof Garfibonius von Mantua, der Kanzler Gotfried und Konrad von Monferrat. Alsdann schwuren die sicilianischen Botschafter Romuald und Graf Roger ein Gleiches,

endlich die Lombarden mit der Versicherung, daß alle Konsuln und Edlen der verbündeten Städte den Schwur wiederholen sollten.

Damit waren die Friedensschwüre beendet, aber noch vergingen vierzehn mühselige Arbeitstage, in welchen man die einzelnen Bestimmungen des theilweis sehr verwickelten Vertrages durchzuführen hatte; dann vereinigte der Papst noch einmal zum feierlichen Schlußakt — es war der 14. August — alle hohen Prälaten und weltlichen Großen, die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte aus Deutschland und Italien, die sicilianischen Botschafter, den Dogen von Venedig in der Sanct Marcuskirche, um dem Frieden die geistliche Weihe zu geben. Einträchtig saßen in dem von Menschen überfüllten Dome Papst und Kaiser neben einander und zeigten dadurch sinnbildlich den der Welt geschenkten Frieden. Nach Gebet und Gesang und einer langen Predigt über das große Ereigniß erhob sich der Papst und ließ dem Kaiser zuerst, hierauf den Geistlichen und Laien brennende Fackeln in die Hand geben; alsdann sprach er im Namen des allmächtigen Gottes, der heiligen Jungfrau Maria und der heiligen Apostel den Bannfluch aus über alle die, welche den abgeschlossenen Frieden zu stören oder auch nur zu erschweren wagten, sowie über die, welche in der ketzerischen Spaltung verharren würden, und schloß sie aus von der ewigen Seligkeit. Bei diesen Worten warfen die Umstehenden die Fackeln zur Erde; wie sie erloschen, so sollte auch den also Verdamnten das Licht der Gnade erlöschen. „Also geschehe es!“ rief dumpf der Chor, mit ihm der Kaiser. Danach wurde das Concil geschlossen.

Solches begab sich in Venedig im Juli und August des Jahres 1177.

Die großen welterschütternden Ereignisse, welche allgemeine Freude über den wiederhergestellten Frieden hervorriefen, sind

Kaisern, Friedrich Barbarossa.

16

vielfach und noch in unserer Zeit von dem Führer unserer deutschen Historiker als ein Sieg des Papsttums über das Kaisertum dargestellt worden, von größerer Bedeutung, als die Scene zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. zu Canossa. Wie mir scheint, nicht mit Recht. Freilich leistete der sich fügende Kaiser Verzicht auf die Jahre lang erstrebte Oberhoheit des Kaisertums über die Kirche; aber durch das Aufgeben seiner überschwenglichen Ideale wurde seine Stellung in anderer Hinsicht eine weit größere und sicherere als zuvor; dem deutschen Vaterlande kam zugute, daß er nicht mehr nötig hatte in Oberitalien seine besten Kräfte zu verwenden. Daß sein Versuch, eine deutsche Staatskirche aufzubauen, an dem Widerspruch des damaligen Weltalters scheiterte, hat seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit und seiner persönlichen Stellung im Abendlande in nichts geschadet, er beugte sich da nur einem Willen, der stärker war als der seinige; auch nicht eins seiner weltlichen Hoheitsrechte ist in dem Frieden angetastet worden. Er opferte seinen Papst, der ihm nur als Puppe diente, und erkannte seinen langjährigen Gegner Alexander an; aber von einer Unterwerfung des Kaisertums unter das Papsttum, wie sie Gregor VII. beabsichtigt hatte und noch Hadrian in Besançon unter allerlei Winkelzügen zu erlangen suchte, war nicht die Rede, nur die Persönlichkeit Alexanders erkannte Friedrich an, nicht das von diesem vertretene Kirchensystem. Daß der Papst dagegen die vom Kaiser und dessen Papst ernannten Prälaten in Deutschland, sobald sie sich der Autorität Alexanders fügten, zu bestätigen sich entschloß, war ein großes Zugeständnis von päpstlicher Seite. Wie gleich berechnigte Mächte traten Kaisertum und Papsttum in Verkehr mit einander. Man kann einwenden, daß Friedrich in demütiger Reue und Unterwürfigkeit sich dem Papste in Venedig gebeugt hat; doch wollen wir dabei nicht vergessen, daß auch er ein Kind seiner Zeit ist, daß

ihm trotz allen Widerstreites sein bisheriger großer Gegner als der wahre Papst erschienen sein mag, wie es vielen seiner eifrigsten Anhänger ergangen ist, und daß endlich die demütige Weise, in der er seinen Abfall von der Kirche bekannte, eben die von der Kirche als übliche geforderte war. Seine Vorteile hat der seinen Irrtum Bekennende keineswegs aus den Augen gesetzt; dies zeigte er noch nach Abschluß des Friedens in seinen Verhandlungen über die Mathildischen Güter. Diese bildeten eine alte Streitfrage zwischen Reich und Kirche, die, um die Versöhnung nicht zu stören, in den Friedensartikeln gar nicht genannt war. Als sich nun der Kaiser vom Papste verabschiedete, kamen in dieser letzten Begegnung auch die vielumstrittenen Güter zur Sprache; entschieden weigerte sich Friedrich dieselben herauszugeben, so daß Alexander schließlich nachgab und es sich gefallen ließ, daß jene Hinterlassenschaft in kaiserlichem Besitze blieb, bis ein dazu erwähltes Schiedsgericht sein Urteil gesprochen. War es da nicht eine inhaltslose Scene, wenn noch einmal zum Abschiede der Kaiser Friedrich demütig vor Alexander niederfiel, ihm die Füße küßte und vom Papste mit dem Kusse des Friedens entlassen wurde?

Seine Zeit hat nicht anders geurteilt; in keiner Weise ist nach den Tagen von Venedig in der Verehrung des gewaltigen Kaisers eine Abnahme zu bemerken.

## Vierzehntes Kapitel.

## Stau fe und Welfe.

Nach den glänzenden Tagen von Venedig begab sich Papst Alexander im Dezember nach Anagni; Rom selber zu betreten wagte er nicht, und erst als eine aus sieben vornehmen Römern bestehende Gesandtschaft bei ihm erschien und feierlich im Namen der Stadt gelobte, dem Papste den Eid der Treue zu schwören und Sanct Peter, sowie alle früheren Hoheitsrechte ihm zurückzugeben, zog Alexander unter dem bewaffneten Geleite des Erzbischofs von Mainz am 12. März 1178 in die ewige Stadt. Wiederum war es ein Tag des Jubels, wie der, an welchem einstmal's der Papst aus Frankreich heimgekehrt war; unter Posaunenklang und Jubelhymnen begleitete der Adel in vollem Ritterschmuck, die große Menge mit Olzweigen in den Händen das geistliche Oberhaupt in die Laterankirche, wo Alexander das Volk segnete und entließ. Aber heimisch wurde der Papst in der wankelmütigen Stadt nicht; noch im August desselben Jahres siedelte er nach Tusculum über, während der Erzbischof von Mainz, nunmehr ein Streiter der Kirche, gegen die letzten Widersacher Alexanders ins Feld zog. In Tusculum erschien, von seinen Anhängern verlassen, der unglückliche Calixtus und kniete demütig vor seinem großen Gegner mit dem Bekenntnis, daß er gegen Gott, seine heilige Kirche und ihren Erwählten gefrevelt habe. Voll hochherziger Ver söhnlichkeit empfing Alexander den sich unterwerfenden Gegenpapst; Freude sei bei den Engeln im Himmel, sagte er, über jeden reuigen Sünder, auch die römische Kirche nehme den seine Schuld Bekennden gern wieder als ihren Sohn an. Und seinen Worten entsprach die That, denn er behielt ihn

seitdem an seinem Hof und behandelte ihn wie einen Freund. Im März des folgenden Jahres hielt der Papst ein Concil im Lateran zu Rom; es war wie ein Siegesfest, denn in der von 300 hohen Geistlichen besuchten Versammlung wurde die künftige Wahl des Papstes festgestellt, um ähnliche Spaltungen, wie die so eben erlebten, für die Zukunft unmöglich zu machen. Bestimmt wurde, daß zwei Drittel sämtlicher Kardinalstimmen zur Gültigkeit genügten und eine Wahl hinfort nicht die Bestätigung durch den Kaiser bedürfen solle.

Trotz aller dieser Erfolge war das Lebensende Alexanders voll schwerer Bedrängnisse, besonders seitdem sein treuer Kämpfer, der Erzbischof Christian, von dem Markgrafen Konrad von Montferrat überfallen und gefangen genommen war. Der Markgraf trug sich mit dem Gedanken, den Gefangenen an den griechischen Kaiser Manuel auszuliefern, als der Tod des Kaisers den Erzbischof vor der Haft in einem griechischen Kerker bewahrte. Gegen Zahlung einer Summe von 12000 Goldgulden freigelassen, zog der streitbare Priester wiederum gegen die neuen Gegner des Papstes ins Feld; denn noch während seiner Haft war ein Gegenpapst unter dem Namen Innocenz III. von der römischen Partei Oktavians aufgestellt worden. Freilich wurde dieser nach vier Monaten gefangen und in dem hochgelegenen Kloster La Cava bei Salerno in Haft gehalten, wo er auch sein Leben beschloß; dennoch ruhten die Gegner Alexanders nicht, so daß der Papst hilfesuchend sich an Erzbischof Christian wandte, der im Gebiete von Spoleto verweilte. Auf dem Wege zu ihm ereilte Alexander in Citta di Castello der Tod am 30. August 1181. Einem Flüchtigen ähnlich war der große Mann fern von Rom gestorben, auch hierin seinem vielbewunderten Vorbilde Gregor VII. gleich, mit dem er die Ansicht teilte, daß alle weltliche Gewalt dem Stellvertreter Christi auf Erden unterthan sei; und für diese Anschauung



hat er einen zwanzigjährigen Krieg mit Aufgebot aller seiner hervorragenden geistigen Mittel geführt.

Kaiser Friedrich war von Venedig nach Spoleto gegangen, wo er den Erzbischof Christian zu seinem Stellvertreter in Italien und zum Schützer des nun versöhnten Papstes ernannte, und hatte sich nach längerem Aufenthalt in der Lombardei mit der Kaiserin Beatrix und seinem Sohne Heinrich unter bewaffnetem Geleite des Herzogs Berthold von Züringen nach Burgund begeben. Hier in Arles, der alten Hauptstadt des Reiches, ließ er sich am 30. Juli 1178 feierlich zum Könige von Burgund krönen, zum Zeichen, daß das arelatische Königtum unlöslich mit dem deutschen Reiche verbunden sei. Eine glänzende Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen umgab den mächtigen Herrscher, der, ungebrochen durch die Ereignisse in Italien, die königlichen Hoheitsrechte ausübte, Lehen verteilte und durch seinen Schiedsrichterspruch alle Streitigkeiten beilegte. Im Oktober 1178 betrat er nach vierjähriger Abwesenheit das deutsche Gebiet; er kam als Richter und Rächer. Gleich, nachdem er in der Pfalz zu Speier seinen Sitz genommen hatte, traten die Sorgen des Reiches an ihn heran. Der Sachsenherzog Heinrich, der in Bartentirchen stolz von seinem Freund und Herrn sich abgewandt hatte, erschien als Kläger vor dem Kaiser.

Das jetzt beginnende große Welfendrama erinnert vielfach an die antike griechische Tragödie. Wie in ihr kommt menschliche Überhebung zu Fall und in dem Widerstreit der Pflichten und Rechte wird die sittliche Ordnung durchbrochen. Verwandtschaft und die Bande der Freundschaft knüpfen den Herzog an seinen Vetter, die Lehnspflicht an den Kaiser; aber in der Brust des Ehrgeizigen übermächtig wird das Gefühl des eigenen Wertes. Er, der Schützer des Reiches im Norden und Osten, der Verbreiter des Christentums unter den heidnischen Slawen,

durchbricht in berechtigtem Selbstgefühl die ihm von Pflicht und Sitte gezogenen Schranken und trachtet nach einer Unabhängigkeit, die seiner würdig ist; seine eigenen Wege will er gehen, abseits von der Heerstraße, auf der das Gewöhnliche und Niedrige dahinzieht. Den Kampf, der nun sich gegen ihn erhebt, nimmt er getrostes Mutes auf; er kämpft mit mannhafter Entschlossenheit, ungebrochenen Sinnes gegen die übermächtigen Gewalten. Als es öder um ihn wird, als seine Waffengenossen vom Tode dahingerafft werden, andere ihn, verlassen, bleibt er der unerschrockene Mann, aber Mißtrauen auch gegen die ausdauernden Getreuen ergreift ihn, argwöhnisch nach Tyrannenart wüthet er gegen seine Umgebung. So erlahmt ihm die Kraft, bis er zuletzt erliegt, demüthig vor seinem siegreichen Gegner sich beugt und als Flüchtling und Verbannter in die Fremde wandert, er, der noch so eben nach einer Königskrone getrachtet hatte.

Nach dem Frieden zu Benedig war der dem Herzog feindlich gesinnte Bischof Ulrich nach Halberstadt zurückgekehrt, hatte alle von seinem Vorgänger eingesetzten Geistlichen entfernt, die von der Halberstädter Kirche gegebenen Lehnen eingezogen und auf dem Hoppelberge bei Halberstadt eine Festung erbaut, um von hier aus seine Angriffe gegen Heinrich selber zu richten. Dieser war gerade damals im Bunde mit König Waldemar gegen die Slawen gezogen, welche ein dänisches Schiff beraubt hatten; während der König die reiche Handelsstadt Zulin zerstörte, lagerte Heinrich vor dem festen Demmin im westlichen Pommern. Hier erreichte ihn die Nachricht von der Heimkehr des Bischofs und er erkannte sofort, daß damit die Stunde der Entscheidung gekommen sei. „Kriege, ihr Freunde, Kriege werden uns gerüstet!“ rief er seinen Waffengefährten zu; eiligst schloß er den Frieden mit den Slawen ab und warf sich unverzüglich den neuen Feinden entgegen, die von allen Seiten her

sich wider ihn rüsteten. In raschem Ansturm wurde die Verschanzung auf dem Hoppelberge genommen und zerstört, dann, als sie neu errichtet wurde, nochmals zerstört; aber während man sich hier herumschlug, zog von Westen her der Erzbischof Philipp von Köln mit starker Mannschaft heran, der alte Feind Heinrichs des Löwen, denn Sachsen, zu welchem damals auch Westfalen gehörte, stieß unmittelbar an die Besitzungen des rheinischen Fürsten und so gab es der Anlässe zu kriegerischen Reibungen genug; überdies hatte auch Herzog Heinrich die Besitzungen eines verstorbenen Neffen des Erzbischofs eingezogen und dem Kölner die Herausgabe verweigert. So schloß Philipp mit Ulrich von Halberstadt einen Waffenbund, brach in Westfalen ein und zwang Heinrich und seine Scharen sich in die festen Plätze zurückzuziehen.

Es war um die Zeit, als der Kaiser nach Speier gekommen war. In seiner Drangsal erschien hier Heinrich der Löwe als Kläger wider die feindlichen Fürsten, uneingedenk, wie er einst lehnswidrig des Reiches Oberhaupt verlassen hatte. Und er, der in dem schwergekränkten Kaiser einen gerechten Richter zu finden hoffte, war selber vorher von den Fürsten verklagt worden; so beschied ihn Friedrich zur Verantwortung nach Worms, wo im Januar 1179 in voller Reichsversammlung der Streit geschlichtet werden sollte. Aber wie sollte der, der selbst vor der kaiserlichen Majestät sich zu beugen nicht vermocht hatte, nun dem Urtheil der Reichsfürsten sich unterwerfen? Er erschien nicht, auch nicht in Magdeburg, wohin ihn der Kaiser zur Zeit des Johannisfestes 1179 gefordert hatte. In Magdeburg waren die Feinde des Herzogs zahlreich versammelt; die Erbitterung gegen ihn war noch gestiegen, denn, um sich seiner Gegner zu erwehren, hatte er die Slawen, die alten Reichsfeinde, gegen sie gehetzt und besonders die Lausitz war von ihnen verwüstet worden. Markgraf Dietrich von Landsberg,

der unter den Unholden schwer hatte leiden müssen, erbot sich mit den Waffen in der Hand gegen den Herzog im Zweikampf die Wahrheit seiner Aussagen zu erweisen. Trotz alledem bezeugte der Kaiser noch immer versöhnlichen Sinn und bewilligte dem früheren Freunde sogar eine Zusammenkunft; aber auch diese verlief erfolglos, obgleich Friedrich gegen eine Buße von 5000 Mark den Frieden mit den Fürsten zu vermitteln versprach. Der Herzog, dem dies Verlangen hart und ehrenrührig erschien, wies die Vermittlung von sich: so setzte ihm der Kaiser einen dritten Reichstag zu Rayna bei Altenburg an, den der Trotzige ebenfalls zu besuchen unterließ. Da legte Friedrich den Reichsfürsten die Frage vor, was das Gesetz darüber entscheide, daß der Herzog, dreimal auf gesetzmäßige Weise berufen, dem Gericht aus dem Wege gegangen sei und voll Mißachtung kaiserlichen Ansehens sich zum Verhöre zu stellen geweigert habe. Die Antwort lautete: nach dem Urtheile der Fürsten gebiete die Gerechtigkeit, daß der Herzog aller Ehren zu entkleiden, in die Reichsacht zu thun und als ein so Verurtheilter sowohl der herzoglichen Würde als aller Lehen verlustig zu erklären und demnach ein anderer an seine Stelle zu setzen sei. Selbst jetzt noch zögerte der Kaiser gegen ihn vorzugehen, mochte nun ein Rest der alten Freundschaft oder der Gedanke an den schweren Kampf gegen den gewaltigen Lehnsmann ihn zurückhalten. Noch einmal — zum vierten Mal — entbot er den Sachsenherzog auf den Januar 1180 nach Würzburg.

Mittlerweile hatten die Waffen nicht geruht. Im September 1179 war Halberstadt von einem Welfenheer überrumpelt und genommen, die Stephanskirche und die Marienkirche dabei von einer ausbrechenden Feuersbrunst verzehrt worden; dazu sollen in den Flammen der brennenden Stadt tausend Menschen umgekommen sein. Bischof Ulrich selber, der die Reli-

quien des heiligen Stephan aus seinem Palaste mit Lebensgefahr rettete, fiel in die Hände seiner Feinde und wurde gefangen nach Braunschweig geführt. „Als nun der Herzog von der Heimsuchung der Stadt hörte und die Menge der Gefangenen bemerkte, freute er sich. Allein sobald er von der Zerstörung der Kirchen und von dem Flammentode einer solchen Menge von Geistlichen vernahm und den Bischof, den Greis mit seinem weißen Haupt, gefangen herbeiführen und die Überreste des heiligen Stephanus halbverbrannt gleichwie zur Verherrlichung des Triumphes mit dem Bischof zusammen herbringen sah: da beugte er sein Antlitz und vergoß einen Strom von Thränen und erklärte, das sei wider seinen Willen geschehen und er beklage es auf das bitterste. Jedoch gab er den Bischof nicht augenblicklich frei, sondern ließ ihn nach Artlenburg führen mit dem Befehl, ihn ehrenvoll zu behandeln. Die sehr fromme Herzogin Mechthild gewann ihn so lieb, daß sie ihn mit trefflichen Gewändern reichlich beschenkte und mit der größten Hingebung für alle seine Bedürfnisse sorgte. Romarus aber, sein Blutsverwandter und Mitgefangener, wurde auf der Burg Segeberg in Haft gehalten. — Darnach beging der Herzog die Geburt des Herrn feierlich zu Lüneburg, berief auch den Bischof hin und setzte mit ihm die Friedensbedingungen fest. Alsdann entließ er ihn in allen Ehren nach Hause. Als aber der Bischof nach Husenburg, einem bei Halberstadt gelegenen Kloster, kam, ward er krank und hütete daselbst das Bett, bis er, unter Zunahme der Körperschmerzen von irdischen Leiden erlöst, durch ein seliges Ende den Lauf seiner Tage beschloß.“ So erzählt der Lübecker Arnold.

Die Einäscherung Halberstadts führte die Feinde des Herzogs gegen ihn ins Feld. Es rüsteten sich Wichmann von Magdeburg, der Landgraf Ludwig von Thüringen; von Westen zog der Bundesgenosse des gefangenen Bischofs Philipp von

Köln mit 4000 Geharnischten heran. Der Angriff der vereinigten Fürsten richtete sich gegen das feste Halbensleben, den Hauptstützpunkt Heinrichs im östlichen Sachsen. Den Befehl in der Festung hatte der Herzog dem tapfern Grafen Bernhard von Lippe übergeben, der alle Anstrengungen seiner Gegner zu Schanden machte. Die Festung lag in einer moorigen Niederung, in welcher die schweren Belagerungsmaschinen nur mühsam sich bewegten, und als sie endlich nahe an die Stadt herandrückten, faßte Graf Bernhard einen kühnen Entschluß; er ließ den moorigen Torfboden in Brand stecken, so daß das unterirdisch um sich greifende Feuer den Boden unter den Kriegsmaschinen unterhöhlte und diese in den qualmenden Abgrund stürzten. Dazu brach der Herbst mit starken Regengüssen ein; Uneinigkeit herrschte im Lager der Angreifer, bei denen der herrschsüchtige Kölner die Führerschaft beanspruchte. Nach wenigen Wochen mußte die Belagerung aufgehoben werden; hinter den Abziehenden her wütete Heinrich der Löwe mit Feuer und Schwert und drang verwüstend bis in die Nähe von Magdeburg, während die mit ihm verbündeten Slawen Salze und Güterboden in Asche legten.

So kam das Jahr 1180 und mit ihm der wichtige Würzburger Reichstag, wo sich Heinrichs Schicksal entscheiden sollte. Als der mächtige Herzog auch hier nicht erschien, wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen. Heinrich hatte umsonst gegen die Rechtsgültigkeit der Reichstage den Einwand erhoben, daß er, aus Schwaben gebürtig, auch nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden könne. Ein Ritter warf seinen Fehdehandschuh in der Fürstenversammlung hin und erbot sich mit den Waffen im Zweikampf zu erweisen, daß dem Kaiser das Recht zustehe, über ungetreue Vasallen wo es auch sei das Urteil zu fällen. Niemand hob den Handschuh auf; auch war Heinrichs Einwand nichtig, denn selbst das schwäbische Recht

bestimmte, daß jeder, der ein Reichslehen besitze, sich auf jedem andern Reichslehen zu Gerichte stellen müsse.

Sogar nach gefälligem Spruche stand es dem Herzog frei sich binnen der gesetzlich bestimmten sechswochentlichen Frist von der Acht zu lösen; aber er ließ auch diese letzte Frist unbenuzt verstreichen, da ihm Nachgiebigkeit als Schwäche erschien. So wurde denn am 13. April 1180 in der Reichspfalz zu Gelnhausen das Urteil vollzogen, zunächst das Herzogtum Sachsen, das Land seiner Herrschergröße, ihm feierlichst abgesprochen; der Westen des Landes, der Strich zwischen Rhein und Weser — das spätere Westfalen — kam an Philipp von Köln und zwar mit der Bestimmung, daß auch die nachfolgenden Kölner Erzbischöfe Herzöge in Westfalen sein sollten. Durch diesen Länderzuwachs stieg Philipp zum mächtigsten Reichsfürsten empor. Der Osten des Herzogtums — das Land Engern zwischen Weser und Elbe — ward, vielfach zersplittert, an sächsische Große gegeben und mit dem Reste, der nun das Herzogtum Sachsen bildete, Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären Sohn, belehnt. Im Juli 1180 wurde alsdann auf dem Reichstage zu Regensburg das zweite Welfenland zerteilt. Der getreue Waffengenosse des Kaisers, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, erhielt das Herzogtum Bayern, mit dem er am 16. September 1180 zu Altenburg feierlich belehnt wurde. Aber auch Bayern wurde verkleinert; einige Gebiete schlug der Kaiser zu seinem von Welf VI. erhaltenen Erbe, andere kamen an die Grafen von Andechs, die sich jetzt Herzöge von Meran nannten; endlich wurde Steiermark abgetrennt und zum Herzogtum umgewandelt. Wir erblicken in diesen Maßnahmen die hohenstaufische Staatskunst, die darauf bedacht ist, die Macht der Reichsfürsten durch Zersplitterung zu schwächen; eine höchst gefährliche Politik für die Einigung des deutschen Reiches, die nur, so lange die starke Hand hohenstaufischer Kaiser das

Ganze leitete, ungefährdet für den Bestand der Gesamtheit geübt werden konnte.

Die Zertrümmerung der Welfenmacht war auf dem Reichstage zu Gelnhausen feierlichst verkündet worden; aber noch war das Schwerere zu thun übrig, den widerspenstigen Reichsfürsten niederzuwerfen und ihm die Länder abzunehmen.

Heinrich der Löwe hatte alle Versuche der Ausgleichung von sich gewiesen; wie ein selbständiger Fürst, den kein Reichsgesetz mehr band, war er entschlossen um sein Land zu kämpfen. Und doch hatten sich schon damals die Reihen seiner Getreuen gelichtet. Gestorben war im Jahre 1179 der tapfere Graf Heinrich von Kevernburg, der nach dem Tode des Schauenburger Adolf die Grafschaft Holstein verwaltet hatte; gestorben ferner der Bischof von Raseburg Evermod. Schlimmer noch berührte den Herzog der Tod Balduins von Bremen, des ihm gänzlich ergebenen Erzbischofes von Bremen; denn nun saß auf dem Erztstuhl Siegfried von Anhalt, ein Sohn des Bären, der sehr bald die feindselige Gesinnung seines Hauses gegen den Welfen hervorkehrte. Um so kühner erscheint Heinrichs Entschluß den Kampf um Sein und Nichtsein zu beginnen; aber bis jetzt hatte er ja seinen Gegnern siegreich widerstanden und im geheimen zählte er, wenn auch der Kaiser gegen ihn auszöge, auf auswärtige Hilfe. Der Mutige läßt sich leicht zu mutigen Handlungen bewegen. Aber er täuschte sich: der Dänentönig Waldemar, dessen Sohn und Nachfolger Knud Heinrichs Eidam war, wich trotz dieser verwandtschaftlichen Bande vorsichtig aus, als der Herzog Hilfe von ihm gegen den Kaiser begehrte. Nach einem dänischen Geschichtschreiber wies Waldemar die nachgesuchte Unterstützung zurück, bis der Herzog seine Gewaltthätigkeiten gegen Kirche und Geistlichkeit gut gemacht habe; Heinrich aber soll die stolze Antwort erteilt haben, er kümmere sich nicht so sehr um die geschoenen



Glaszköpfe, daß er deshalb seinen Ruhm und seine Ehre preisgeben wolle.

Ebenso wenig gelang es dem Herzog die Unterstützung seines Schwiegervaters, des Königs Heinrich II. von England, in dem bevorstehenden Kampfe gegen den Kaiser zu gewinnen. Der englische König war nicht abgeneigt, wenn er Frankreichs Hilfe erlangen könne, den Waffengang mit dem mächtigen Hohenstaufen zu wagen; König Philipp August schwankte hin und her, ließ sich aber schließlich von seinem Oheim, dem dem Kaiser zugeneigten Grafen Heinrich von Troyes, bestimmen von dem Wagnis abzustehen, ja er schickte sogar Gesandte an den Kaiser nach Singig am Rhein, die erklären mußten, daß Frankreich nie daran gedacht habe um des Herzogs willen wider den Kaiser die Waffen zu ziehen. Nun hielt sich auch Heinrich II. zurück und ein großer europäischer Krieg war von Deutschland abgewandt.

So war Heinrich der Löwe auf die eigene Kraft angewiesen und er beschloß sie unverzüglich zu gebrauchen. Auf dem Reichstage zu Gelnhausen hatte der Kaiser alle Fürsten auf den Jacobitag (25. Juli) zur Heerfahrt gegen den Welfen entboten; aber ehe noch der mächtige Ansturm gegen ihn losbrach, warf sich Heinrich auf das feste Goslar. Die Stadt zu nehmen gelang ihm freilich nicht; wohl aber schlug er den neuen Herzog von Sachsen Bernhard und den Landgrafen von Thüringen bei Weißensee in der Nähe der Unstrut in offener Feldschlacht und nahm den thüringischen Landgrafen und dessen Bruder Hermann gefangen (14. Mai 1180). Und während die von ihm losgelassenen Slawen wiederum die Lausitz verwüsteten, entsandte er einen starken Heereszug nach Westfalen, wo die Vasallen des Herzogs in großer Zahl zum Erzbischof von Köln abgefallen waren und die Stadt Osnabrück belagerten. Es waren die bewährtesten Anhänger, die der Herzog dahin sandte:

Adolf von Schauenburg mit seinen Holsteinern, Bernhard von Rakeburg, Gunzelin von Schwerin, die Grafen von Hallermund und Bernhard von Wölpe. In der Nähe von Dsnabrück bei Halrefeld stießen sie am 1. August 1180 mit den Gegnern in blutiger Schlacht zusammen, die besonders durch der Holsteiner standhafte Tapferkeit zu Gunsten der Herzoglichen entschieden wurde. Unter den zahlreichen Gefangenen der vornehmste war Graf Simon von Tellenburg, den der Herzog ins Gefängnis werfen und eiserne Handschellen tragen ließ, bis er sich seinem alten Herrn, den er verlassen hatte, wieder unterwarf. Nachdem er dann der Fesseln entledigt war und dem Herzog aufs neue den Eid der Treue geleistet hatte, wurde er dessen treuester Anhänger und hielt in der nachfolgenden Drangsal beharrlich bei ihm aus.

Hell leuchtete die Sonne des Löwen; zwei glänzende Siege — bei Weißensee und bei Halrefeld — waren erfochten und der Schrecken seines Namens lief durch den deutschen Norden: da störte des Herzogs herrischer Sinn selber den fröhlichen Fortgang der Waffen und entwendete ihm das Herz eines seiner treuesten Anhänger. Und gerade damals galt es alle die Seinen eng um sich zu schließen; denn der Kaiser war gegen ihn aufgebrochen und hatte auf seiner Pfalz zu Werle an alle Mannen des Herzogs eine Frist gestellt, bis wohin sie sich von ihrem Herrn lossagen sollten, widrigenfalls sie Lehen und Eigen für sich und ihre Erben verwirken würden. Um diese Zeit kehrten die siegreichen Grafen mit reicher Beute von Halrefeld zurück; der junge Schauenburger Held, dessen Holsteiner den Tag entschieden hatten, führte allein 72 vornehme Gefangene mit sich. Schon nach der Schlacht bei Weißensee hatte der Herzog von seinen Lehnsleuten die Auslieferung ihrer Gefangenen verlangt, und alle andern, auch Gunzelin von Schwerin, waren ihm zu Willen gewesen; nur Adolf von Schauenburg

schlug die Forderung des Herrn ab und fügte sich nicht. Nun wiederum kam dasselbe Begehren und wiederum weigerte sich der Graf; Gunzelin, eifersüchtig auf den Schauenburger, schürte den ohnehin leicht auflodernden Zorn des Herzogs. Als Adolf seine Treue beteuerte und wie er stets nach dem Gebote seines Lehnsherrn ausgezogen sei, wies Heinrich darauf hin, wie jener sich auch früher schon widersetzlich gezeigt habe; wolle er einen Beweis der Treue geben, so möge Adolf die Gefangenen, die er heimgebracht, ihm überlassen, damit nicht auch andere, durch sein Beispiel verleitet, die ihrigen behielten. Da wallte der Unmut in dem jungen Grafen auf: „Wisset, Herr“, sprach er, „daß ich auf diesem Feldzuge alles Meinige verbraucht, daß ich eine Unzahl von Streitrössen der Ritter und Pferden der Knechte verloren habe, und wenn ich euch jetzt die Gefangenen zurückgebe, so bleibt mir nichts übrig als zu Fuß nach Hause zurückzukehren.“ Mit diesen Worten entfernte er sich vom Herzog und klagte mit Thränen in den Augen allen seinen Freunden, welche beleidigenden Worte er vom Grafen Gunzelin habe hören müssen und daß dieser ihn beim Herzoge verdächtig gemacht habe. Voll Zornes ritt er hinüber in das Hoflager des Kaisers, dem er seine Waffen und Mannen gegen den Löwen zur Verfügung stellte. Sobald dieser von Adolfs Abfall hörte, besetzte er dessen Land jenseits der Elbe und eroberte die Burg Plön, welche er dem Statthalter der Holsteiner Markgrab zur Gut übergab; die Feste Segeberg ließ er durch den Grafen Bernhard von Raseburg lange belagern, allein die Mutter des Schauenburgers Frau Mechthild behauptete dieselbe voll Ausdauer. Da indes der Brunnen versiegte, so litt die Besatzung der Burg Durst, daß ihre Gaumen trocken wurden aus Mangel an Trank und so übergaben sie den Ort notgedrungen. Frau Mechthild aber zog mit den Ihrigen nach Schauenburg ab, dem Stammschloß an der Weser,

von wo Graf Adolf mit seinen Freunden und Verwandten die Anhänger des Herzogs bekämpfte.

Wie ein drohendes Schwert hing des Reiches Aht über dem Haupte des Löwen. Freilich ging der Kaiser wider seine sonstige Gewohnheit langsam und zögernd gegen ihn vor, da er vorsichtig sein Auge auf England und Frankreich gerichtet hielt; doch trafen auch so noch die Schläge dicht und schwer den Widerspenstigen. Sachsen und Bayern waren ihm in feierlicher Reichssitzung abgesprochen worden und keine Hand in diesen Ländern rührte sich für den Geächteten; mancher dagegen, den der Herzog groß und mächtig gemacht hatte, beeilte sich durch schleunigen Abfall die angedrohte Reichsacht von sich abzuwenden. So kam es, daß viele Lehnsleute des Herzogs, die von Kindesbeinen an von demselben aufgezogen waren und deren Väter ihm ohne alle Widerrede gedient hatten, wie Heinrich von Witha, Lupold von Hertlesberg, Rudolf von Peina ihn verließen und zum Kaiser übertraten. Und wie ihm Burgen und Mannen durch Abfall verloren gingen, so entriß ihm auch der Tod manchen werthen Genossen. Gegen Ende des Jahres 1180 starb Herzog Casimir von Pommern, sein treuer Waffengenosse, dessen Bruder Bugislaw sofort dem Kaiser huldigte; nicht minder schmerzlich war der Tod des Slawenfürsten Pribislaw, seines Begleiters nach dem heiligen Grabe, der auf einem Turnier in Lüneburg getötet wurde. Immer finsterner fielen die Schatten in das Leben des Herzogs, so daß allmählich sein Gemüt sich verdüsterte und Mißtrauen auch gegen die Treugebliebenen ihn erfüllte. Am Weihnachtstage 1180 berief er seine Anhänger nach Lüneburg und beschuldigte hier in offener Versammlung den Grafen Bernhard von Raseburg des Treubruches und der Verrätere; Bernhard habe, erklärte er, mit seinen Freunden eine Verschwörung gegen ihn angestiftet, in der Absicht, den Herzog samt seiner Gemahlin nach Raseburg

zum Gastmahl zu laden und sie während des Schmausens niederzumachen. Die Thatsache ist nicht ermittelt, klingt aber sehr unwahrscheinlich, wenn auch der Graf vielleicht nicht mehr völlig zuverlässig war. Da Graf Bernhard — vielleicht durch das Ungeheure der Beschuldigung verwirrt — nicht gleich eine genügende Antwort zu geben wußte, ließ Heinrich ihn und seinen Sohn Volrad festnehmen und zog selber gegen Haseburg, das er umlagert hielt, bis Bernhards Mannen die Feste auf des gefangenen Grafen Gebot überlieferten, denn dieser hoffte dadurch seinem Lehnsherrn ein Pfand seiner Treue zu geben. Freilich erlangte er auch seine Freiheit zurück, aber bald brach der noch immer argwöhnische Herzog wieder gegen ihn auf, so daß der flüchtige Graf sich nun offen den Feinden des Welfen angeschlossen.

Im Jahre 1181 rückte die Entscheidung an ihn heran; er sah ihr mit festem, ungebrochenem Mut entgegen. Freilich einen günstigen Ausgang konnte er nicht mehr hoffen, seitdem England ihn in Stich gelassen hatte und er allein der gesamten deutschen Reichsmacht gegenüberstand. Aber mit dem Reste seiner Getreuen sich bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen, schien ihm einzig seines vergangenen Lebens würdig zu sein. Noch hielten sich Blankenburg im Harz, noch das unbezwungene Haldensleben; Braunschweig und Lüneburg waren zur Verteidigung gerüstet; jenseits der Elbe, in dem Lande seines Ruhmes und seiner Größe, boten Haseburg, Plön und Segeberg feste Stützpunkte und seine Lieblingsstadt Lübeck wurde von ihm selber unermüdlich befestigt. So erwartete er den Angriff der Gegner.

Bereits im Februar 1181 brach Wichmann von Magdeburg mit vielen verbündeten Fürsten zum Zuge gegen Haldensleben auf. Noch immer befehligte hier der tapfere Graf Bernhard von der Lippe und er hatte den festen Platz noch fester

gemacht, indem durch künstliche Stauung der Ohra und des in sie mündenden Beverbaches die Stadt inselartig vom Wasser umflossen war. Aber die Belagerer hinderten durch Aufschüttung von Dämmen und Wällen den Abfluß der Gewässer, so daß diese schließlich die Stadt überschwemmten und bis an die Dächer der Häuser stiegen. Dennoch hielten die streitbaren Männer die Stadt, wenn man auch nur auf den Dächern noch Sicherheit fand; in Rähnen schaffte man die Verstorbenen in die Kirche, die man zu einer großen Totenkammer einrichtete, weil der Kirchhof überslutet war. Eine Zeitlang schien die Ausdauer der Verteidiger mit Erfolg gekrönt zu werden, als der Schwall der Gewässer die Dämme durchbrach und das Wasser einen Abfluß fand. Aber die Dämme wurden neu erbaut; da sandte der tapfere Bernhard um Hilfe an den Herzog, der endlich selber die Übergabe anbefahl. Im Mai 1181 zog die Besatzung, der man einen ehrenvollen Abzug bewilligte, aus der lange verteidigten Stadt.

Mitte Juni brach der Kaiser selber mit dem Reichsheer gegen den Herzog auf; von der neuerbauten Horneburg zog er in östlicher Richtung gegen die Elbe, um sie zu überschreiten und in dem Lande jenseits derselben die Entscheidung herbeizuführen. In dem stattlichen Heere befanden sich die drei Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, viele Bischöfe und Äbte; auch der neuernannte Herzog von Sachsen, die drei Markgrafen von Brandenburg, Meißen und Landsberg hatten sich mit ihren Mannen eingefunden. Um sich den Rücken frei zu halten, ließ der Kaiser Bischof Dietrich von Halberstadt zur Belagerung von Blantenburg im Harze zurück; ebenso mußte Philipp von Köln das stark befestigte Braunschweig beobachten und der Sachsenherzog Bernhard hielt die Wacht vor Lüneburg. Hier weilte die Gemahlin Heinrichs des Löwen; edelmütig unterließ der Kaiser den Angriff auf die Stadt, als die Herzogin

erklärte, Lüneburg sei ihr von dem Herzog ausgesetztes Heiratsgut. Die Hauptmacht zog, ohne Widerstand zu finden, auf die Elbe zu.

Heinrich war unterdes von Lübeck nach Raseburg geeilt, um wo möglich den Übergang des Kaisers über den Fluß zu hindern. Aber hier traf ihn ein neuer Schlag. Als er von Raseburg sich nach der Elbe wandte und ein großer Teil der Besatzung mit ihm ausgezogen war um ihm das Geleite zu geben, bemächtigten sich die Anhänger des flüchtigen Grafen Bernhard der Burg, warfen die Herzoglichen hinaus und schlossen die Thore. Der Herzog kehrte eiligst um, aber die Thore blieben verschlossen. Sofort schickte er nach Segeberg zu Lupold und nach Plön zu Marcrad und befahl ihnen, unverzüglich mit ihren Holsteinern die Burg wiederzunehmen. Während des aber erreichte ihn die Botschaft, daß der Kaiser nahe; so unterblieb der Angriff auf Raseburg; auch in Artlenburg am linken Ufer der Elbe vermochte Heinrich sich nicht zu halten, als das kaiserliche Heer den Fluß überschritt. Er steckte deshalb Artlenburg in Brand und während die Flammen der Burg weithin den Strom beleuchteten, flüchtete der Herzog zu Schiffe die Elbe abwärts nach Stade, von wo auch im unglücklichsten Falle noch immer eine Rettung zu Wasser möglich erschien.

Der Kaiser zog geradeswegs auf Lübeck. Auch König Waldemar war mit einer Flotte an der Mündung der Trave erschienen, denn er hatte sich trotz seiner Verwandtschaft mit dem Herzog offen an den Kaiser angeschlossen, weil er beim Sturze des Löwen auf eine Vergrößerung seiner Macht hoffte. Die Stadt wurde nun von allen Seiten eng eingeschlossen; doch ihre Mauern waren stark und hinter ihnen lagen erprobte Getreue, Graf Simon von Tellenburg, der seit seinem erneuten Eidschwur unverbrüchlich an dem Herzog festhielt, Bernhard von Oldenburg, Bernhard von Wölpe, der Holsteiner Marcrad, Emeco von Holte; die Bürger selber, die in Heinrich

den Schöpfer ihrer Stadt verehrten, standen wohlgerüstet und kampflustig ihnen zur Seite. Als aber die Not in Lübeck stieg, kamen die Bürger zu ihrem Bischof Heinrich, der während der Belagerung bei ihnen geblieben war, und baten ihn zum Kaiser zu gehen, weil sie in ihrer Drangsal keinen bessern Entschluß wußten, als eine Botschaft an den Herzog zu schicken und von ihm sich Rat zu holen. Der Bischof ging auch zum Kaiser und sprach im Namen der Bürger: „Diese Stadt, die wir durch die Großmut unsers Herrn, des Herzogs Heinrich, besitzen, haben wir zur Ehre Gottes und zu einer festen Burg des Christentums in dieser Gegend erbaut, wo früher schauerliche Einöde war. Darum zeigt Erbarmen mit uns und laßt uns in Frieden zu unserm Herrn gehen, damit wir ihn fragen, was wir in gegenwärtiger Not thun sollen. Verspricht er uns Entsatz, so ist es billig, daß wir die Stadt ihm erhalten; wo nicht, so werden wir thun was euch gefällt. Wollt ihr nicht in unsere Bitte willigen, so wisset, daß wir lieber in der Verteidigung ehrenvoll sterben als die Treue brechend schmachvoll leben wollen.“ Zugleich ermahnte der Bischof den Kaiser, er möchte doch, eingedenk der Verwandtschaft und der Dienste, die ihm der Herzog geleistet, mit seinem Vetter Geduld haben. Der Kaiser hörte ihn freundlich an und bewilligte das Gesuch der Bürger; ihm mochte die treue Anhänglichkeit derselben das Herz bewegen, wenn er auch den ungebührlichen Stolz ihrer Worte zurückwies. „Zwar bekennen wir“, sagte er, „daß diese Stadt durch unsere freigebige Gnade eine Zeitlang unserm Vetter gehört hat; seitdem derselbe aber durch seine Hartnäckigkeit nach dem Beschlusse aller Fürsten des Reiches sich die öffentliche Acht zugezogen, ist sie mit vollem Recht die unsrige. Unsere Macht ist nun zwar groß genug, den Lübeckern zu vergelten was sie verdient haben; weil wir aber in Übung der Gerechtigkeit allen lieber Geduld als Strafe zu erweisen uns gedrungen



fühlen, so wollen wir ihnen darin zu Willen sein, daß sie zu ihrem Herrn gehen und mit ihm über ihre Lage sich besprechen mögen. Wenn ihr aber sagt, wir mögen doch Geduld haben mit unserm Vetter, dem Herzoge, so wisset, daß wir gegen ihn stets wunderbare Geduld und Milde geübt haben. Doch mit Hochmut erfüllt, ist er von Gott gedemütigt; denn eines so übermächtigen Mannes Sturz ist nicht durch unsere Macht bewirkt, sondern vielmehr eine Vergeltung aus der Hand des allmächtigen Gottes.“ Der Bischof kehrte in die Stadt zurück und berichtete den Bürgern, was er gehört hatte. Unverzüglich nahmen diese das freie Geleite an und begaben sich nach Stade, wo der Herzog war. Der Kaiser aber sandte in Berücksichtigung der Kränklichkeit des Bischofs, der häufig an einem hitzigen Fieber litt, welches ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, seinen Arzt zu demselben, um ihn durch seine Tränke von dem Siechtum zu heilen. Einige Tage nachher kamen die Bürger mit dem Grafen Gunzelin zurück und überlieferten dem Kaiser auf Befehl des Herzogs die Stadt. Herzog Heinrich wollte den Untergang seiner Bürger nicht, die treuer an ihm hingen als Fürsten und Ritter. Bevor sie jedoch die Thore öffneten, kamen sie zum Kaiser hinaus und baten ihn, die Freiheit, welche ihnen der Herzog einst verlichen habe, bewahren und die Vorrechte, die sie in Freibriefen aufgezeichnet besaßen nach dem Soester Rechte, so wie die Grenzen ihres Gebietes unverkürzt durch kaiserliche Gnade bestätigt erhalten zu dürfen. Der Kaiser bewilligte ihr Gesuch und ließ ihnen alle ihre Vorrechte und Freiheiten, so wie auch die milden Stiftungen, die Herzog Heinrich zu Gunsten der Lübecker und Rageburger Domherren gemacht hatte. Dem Grafen Adolf aber gab er die Hälfte des gesamten Ertrages der Stadt von Zöllen, Mühlen und Münze zu Lehen, weil er dem Reiche große Dienste geleistet hatte und um des Kaisers willen eine Zeitlang

vertrieben gewesen war. Dann hielt der Kaiser seinen Einzug in die Stadt und wurde mit festlichen Liedern zum Lobe Gottes unter dem Jubel der Geistlichkeit und des gesamten Volkes empfangen.

Heimziehend setzte der Kaiser über die Elbe und schlug östlich von Lüneburg ein Lager auf. Der Herzog hatte mittlerweile die Stadt Stade, wohin er sich zurückgezogen, mit einem sehr starken Wall umgeben und sehr bedeutende Befestigungswerke und Maschinen daselbst bauen lassen; der treu bei seinem Herrn ausharrende Gunzelin, welcher die Bauten leitete, ließ sogar die Türme der Marienkirche, weil sie mit den Festungswerken in allzu naher Verbindung zu stehen schienen, in unüberlegter Rücksichtslosigkeit abtragen. Doch nach Lübeds Fall war jeder fernere Widerstand ohne Aussicht auf Erfolg, zumal da auch Lüneburg und Braunschweig mit allem, was ihm teuer war, eng eingeschlossen gehalten wurden. Sein starrer Sinn war gebrochen; noch einmal versuchte er — jetzt zu spät — von der Milde des Kaisers zu erhalten, was ihm mit den Waffen zu behaupten unmöglich gewesen war. Zu diesem Zweck entließ er seine Gefangenen, den Landgrafen Ludwig von Thüringen und dessen Bruder Hermann, die seit der Schlacht bei Weissenfee in seiner Haft waren und die er nach dem Anrücken des Kaisers nach Segeberg in festeren Gewahrsam hatte schaffen lassen. Für sich selber erbat er freies Geleit in das kaiserliche Lager vor Lüneburg, weil er noch auf einen Ausgleich hoffte. Als er nun mit dem Geleite zwischen Artlenburg und Barde-  
wik war, kam ihm eine Menge Ritter aus dem Lager des Kaisers entgegen und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Das Gefühl von seiner dahingeschwundenen Herrschergröße wurde in ihm wach und, ihren Gruß erwidern, sprach er: „Ich war sonst nicht gewohnt, hier zu Lande von irgend jemandem Geleit zu empfangen, sondern vielmehr es andern zu gewähren.“ So

kam er nach Lüneburg und bemühte sich durch Unterhändler seinen hohenstaufischen Vetter auf alle Weise zu besänftigen. Allein er erreichte nichts; vielmehr schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Queblinburg aus, damit dort mit den Fürsten nach der Gerechtigkeit beschlossen würde, was mit dem Herzoge geschehen solle. Als aber daselbst wegen eines Streites, welcher zwischen Heinrich und seinem Nebenbuhler, dem Herzog Bernhard, entstand, seine Sache nicht vorgenommen wurde, ward ihm ein anderer Reichstag zu Erfurt anberaumt.

Zahlreich trafen die Fürsten in Erfurt ein: zugegen waren die beiden Söhne des Kaisers, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ferner die Erzbischöfe von Köln, Magdeburg und Bremen; unter den weltlichen Fürsten befanden sich neben Herzog Bernhard auch frühere Vasallen Heinrichs des Löwen, Graf Adolf von Schauenburg und Graf Gunzelin von Schwerin. Der Kaiser selber erschien Mitte November in Erfurt. Noch einmal wurden hier die Angelegenheiten Sachsens geregelt, Bernhard im Besitze des Herzogtums bestätigt, dem Erzbischof von Bremen die Grafschaft Stade feierlich zugesprochen, Adolf von Schauenburg in die holsteinische Grafschaft eingesetzt, aber auch der treue Gunzelin in Schwerin gelassen. Alsdann mußten alle Fürsten des Reiches durch einen feierlichen Eid die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens geloben. Nun erst erschien der Herzog vor dem Kaiser.

Es war ein tiefergreifendes Schauspiel, als der, der Königen sich gleichgestellt und die Geschicke des Nordens in seiner Hand getragen hatte, nun aller Macht entkleidet ein Demütiger vor den Kaiser trat und zum Zeichen, daß er ganz seiner Gnade sich anheingebte, auf die Kniee sich niederwarf. Einst hatte er in seinem Stolge den Freund und Kaiser von sich gewiesen und — wie die alte Erzählung berichtet — auch von dem Knieenden sich abgewandt; nun lag wieder der Welfe vor dem Stau-

fen, des richterlichen Spruches gewärtig. In diesem Moment übermannte den leichtbeweglichen Kaiser die Wehmut und die Erinnerung an den früheren Freundesbund; mit Thränen in den Augen hob er den Knieenden auf und küßte den, der einst sein teuerster Waffenbruder gewesen war. Doch die sanftere Regung des Kaisers blieb ohne Einfluß auf des Herzogs Schicksal; hatte er doch den Reichsfürsten bei seiner kaiserlichen Würde zugeschworen, jenen nie wieder ohne ihre Zustimmung in seine frühere Macht einzusetzen. Dennoch versuchte der Kaiser ihm möglichst viel zu erhalten; gelassen wurden ihm Braunschweig und Lüneburg, obgleich er nach dem Reichsgesetz auch sein erbliches Eigen verwirkt hatte. Die über ihn verhängte Strafe der Verbannung konnte und wollte der Kaiser nicht von ihm abwenden; der Herzog mußte eidlich geloben, den deutschen Boden nicht wieder zu betreten als bis der Kaiser ihn zurückerriefe. Im Juni 1182 wanderte der verbannte Herzog fort; seine Gemahlin, seine Tochter und seine Söhne Heinrich und Otto begleiteten ihn, auch viele seiner Getreuen, welche ihr Geschick nicht von dem seinigen trennen wollten, zogen mit ihrem Herrn in die Fremde. Heinrich begab sich zu seinem Schwiegervater, dem englischen Könige, der freilich die Waffen gegen den deutschen Kaiser nicht hatte rühren wollen, nun aber in fürstlicher Gastfreiheit den flüchtigen Schwiegersohn bei sich aufnahm. Fast zwei Jahre blieb der Herzog bei ihm in der Normandie und ging dann mit ihm nach England hinüber, wo er mit seiner Gemahlin in London glänzend Hof hielt.

Der Sturz des Welfen ist einer der ergreifendsten und folgenreichsten Momente der mittelalterlichen Kaisergeschichte. Selten ist menschliche Überhebung furchtbarer gebüßt worden als damals, wo der Königliche aus dem Lande seiner Größe gestoßen wurde; aber sein Fall erschütterte zugleich den gesicherten Bestand des deutschen Nordens. Nun, da der mächtige

Herzog nicht mehr seine Hand über Sachsen und den von ihm bezwungenen Slavenländern hielt, drohte alles wieder auseinander zu brechen. Herzog Bernhard vermochte die trotzig-sächsischen Fürsten nicht niederzuhalten; besonders Graf Adolf III. von Schauenburg, der sich mit einer Nichte Philipps von Köln vermählt hatte, bot seinem Lehnsherrn entschieden Troß und weigerte ihm die Huldigung; nicht minder auffällig waren der alte Welfenfreund Gunzelin von Schwerin und Bernhard von Ratzeburg; mit einander verbündet, zerstörten die drei Grafen die neuerbaute Feste Lauenburg und zwangen den Herzog zur Flucht zum Kaiser, der um Weihnacht 1182 nach Sachsen kam und auf dem Reichstage zu Merseburg die widerspenstigen Fürsten zur Ruhe brachte. Ebenso löste sich jetzt Dänemark von der deutschen Lehnshoheit. Nach Waldemars Ableben 1182 war sein Sohn Knud VI., der Schwiegersohn Heinrichs des Löwen, König geworden und zeigte das offene Verlangen, die deutsche Oberhoheit von sich abzuschütteln. Als eine kaiserliche Gesandtschaft die Drohung aussprach, der Kaiser werde, wenn Knud den Gehorsam weigere, einem andern Dänemark als Lehen auftragen, gab er die kühne Antwort, der Kaiser möge doch erst jemanden suchen, der Lust habe Dänemark von ihm als Lehen zu nehmen. Alle Drohungen und gütlichen Vorstellungen blieben eitel; auch Siegfried von Orlamünde, der Schwager Knuds, der als kaiserlicher Gesandter gekommen war, sprach vergebliche Worte. „Geh und sage dem Kaiser“, sprach in des Königs Namen Erzbischof Absalon, „daß Knud auch nicht im geringsten Gehorsam leisten wird.“ Nun griff der Kaiser zu dem auch von Heinrich dem Löwen angewandten Mittel; er wiegelte die Slaven gegen Dänemark auf, aber der Pommernfürst Bogislaw wurde von Absalon geschlagen und gezwungen, sein Herzogtum aus der Hand des dänischen Königs als dänisches Lehen anzunehmen.

Die große Schöpfung Heinrichs des Löwen im deutschen Norden drohte, nun da der Gewaltige nicht mehr die Geschicke leitete, in Stücke zu brechen; und wie dies als ein nationales Unglück anzusehen war, so lag im Hintergrunde noch ein zweites Unheil. Eine alte fast vernarbte Wunde des Vaterlandes klappte neu auf, die der Kaiser sorglich zu schließen versucht hatte; jetzt freilich lag der Welfe bezwungen am Boden, aber kommen mußte die Zeit, wo der Streit der feindlichen Geschlechter, der Staufen und Welfen, wieder hervorbrach und die schöne nationale Gestaltung Deutschlands durch innere Zerspaltung und blutigen Bürgerkrieg zerrüttete. Und doch war ein Großes gewonnen, das alle drohenden Gefahren überwog: das Sondergelüste des mächtigen Reichsfürsten war unter den Kaiserwillen gebeugt worden.

---

### Sünfzehntes Kapitel.

#### Die Sonnenhöhe der Kaiserherrlichkeit.

Als der Kaiser sein strenges Richteramt an dem Welfen vollzogen hatte, richteten sich seine Blicke wieder nach dem Lande jenseits der Alpen, wo der im Vertrage zu Venedig festgesetzte Termin dem Ablauf nahe war und es sich entscheiden mußte, ob Krieg oder Frieden werden sollte. Aber der Kaiser dachte nicht mehr an Krieg. Dieselbe Milde und Langmut, die er in der Niederwerfung des Welfen gezeigt hatte, finden wir auch in seinem Verhalten gegen die Lombarden. Zwar hielt er noch fest an dem Traum seiner Jugend, das römische Kaiserreich in

seiner alten Herrlichkeit aufzurichten; doch die Leidenschaft, mit der er dies Ziel verfolgt hatte, war verflogen, und er erkannte deutlich, daß es auf dem bisherigen Wege nicht zu erreichen war. Mit dem höhern Alter waren alle die großen Eigenschaften, die gerade diesen Kaiser zu dem glänzendsten Vertreter des Mittelalters gemacht haben, geläutert hervorgetreten; er wuchs im Laufe der Zeiten an Einsicht, Selbstbeherrschung und staatsmännischer Begabung und diese letzten Jahre seines Regiments zeigen ihn uns in der ganzen Fülle eines gebornen Herrschers. Die Milde und Heiterkeit, die über seinem Thun ausgebreitet liegt, ist der Ausfluß der ihm innewohnenden selbstbewußten Kraft. So zeigt er sich jetzt auch in Italien; mit unleugbarer Nachgiebigkeit tritt er den Lombarden gegenüber und gewährt ihnen große, langbestrittene Rechte; aber das Opfer ist doch nur ein scheinbares, denn er erreicht was er will: den Frieden mit den italienischen Städten, und aus diesem Frieden erwächst ihm eine Fülle kaiserlicher Majestät, die er in einem erneuerten Waffengange durch Zertrümmerung des lombardischen Bürgertums nie erlangt haben würde.

Über den Gang der Verhandlungen, die zum endgiltigen Frieden führten, wissen wir wenig; unbekannt ist, von welcher Seite der erste einleitende Schritt gethan wurde, so viel aber steht fest, daß der Kaiser in Betreff der Hoheitsrechte, um die einst Jahre lang blutig gekämpft wurde, die weitesten Zugeständnisse machte und dadurch den eigentlichen Anlaß des Haders beseitigte. Dies war am Ende des Jahres 1182 oder im Anfang 1183. Nun begann ein längeres Verhandeln hin und her; auch die Lombarden, die in den sechs Jahren der Ruhe die Süßigkeit des Friedens kennen gelernt hatten, wollten in ihrem gesegneten, neu aufblühenden Lande den Krieg nicht; noch gemahnte sie manche Ruine an die Schrecken der Vergangenheit und an die mächtige Hand des kaiserlichen Herrn.

Dennoch versuchten sie bei der entgegenkommenden Gesinnung des Kaisers möglichst viele Rechte sich anzueignen, andrerseits hielt der Kaiser fest an dem, was zur Aufrechterhaltung seiner Hoheit erforderlich schien. Eine Zeitlang drohten sogar die Friedensverhandlungen, welche anfangs in Piacenza, dann in Nürnberg geführt wurden, wieder zu scheitern, als die Lombarden die Forderung stellten, daß die Stadt Alessandria nicht bloß erhalten bleiben, sondern ausdrücklich vom Kaiser anerkannt und bestätigt werden solle. Die Stadt war einst in den Zeiten des wildesten Kampfes als Bollwerk gegen den Hohenstaufen errichtet worden, sie trug den Namen seines größten Gegners und hatte sich dem Papste zu eigen gegeben; vor ihren Mauern begann das Unglück, das die Schlacht von Legnano im Gefolge hatte. Es war begreiflich, daß Friedrich die Forderung entschieden zurückwies. Dennoch fand sich ein Ausweg, bei dem die kaiserliche Ehre gewahrt und den Lombarden die Stadt erhalten blieb. Eine Gesandtschaft Alessandrias erschien vor dem Kaiser zu Nürnberg und gelobte Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen. Der schnell versöhnte Herrscher versprach, sie zu Gnaden anzunehmen unter folgenden Bedingungen, die so recht deutlich zeigten, daß Friedrich überhaupt eine Stadt Alessandria nicht kennen wollte. Die Bewohner mußten ihre Stadt verlassen, bis ein kaiserlicher Abgeordneter sie in dieselbe zurückführte, die aber hinfort nicht mehr Alessandria, sondern Cäsarea (Kaiserstadt) hieß. So war die alte Lombardenfestung gleichsam eine neu vom Kaiser gegründete Stadt, und sie hat den Namen Cäsarea auch bis zum Tode Heinrichs VI. geführt. Alsdann mußte die gesamte männliche Bevölkerung von Cäsarea vom 14. bis zum 70. Jahre dem Kaiser Friedrich und dem König Heinrich Treue schwören und versprechen, mit ihnen denselben Freund und Feind zu haben; dagegen gewährte ihnen der Kaiser vollständige Vergessenheit des Vergangenen und überließ der städti-



schen Gemeinde die Wahl ihrer Konsuln, die vom Kaiser oder dessen Stellvertreter in ihrer Würde bestätigt wurden.

Als endlich die gegenseitigen Bedingungen festgestellt waren, schwuren die Rektoren am 30. April 1183 in der Kirche des heiligen Antonius zu Piacenza im Namen des Lombardenbundes den vereinbarten Frieden unverbrüchlich zu halten; und bald darauf verließen mit den kaiserlichen Abgeordneten lombardische Gesandte Italien, um auf deutschem Boden den Schwur des Kaisers entgegenzunehmen. Am 25. Juni 1183 wurde auf dem Reichstage zu Constanz in glänzender Versammlung das Friedenswerk abgeschlossen. Erschienen waren König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ferner die Herzöge Otto von Bayern, Berthold von Zähringen, Konrad von Spoleto, Berthold von Andechs, Welf VI., viele Grafen und geistlichen Würdenträger; erschienen ferner die Gesandten des lombardischen Bundes, in großer Zahl, 51 mit dem Bischof Anselm von Como. Der Friedensvertrag wurde im Namen des Kaisers und des Königs Heinrich von dem kaiserlichen Kämmerer Rudolf von Siebeneichen beschworen, der auch in Piacenza zugegen gewesen war; hierauf leisteten den Eid Herzog Friedrich und die meisten Anwesenden; alle übrigen Reichsfürsten sollten bis zum 1. September 1183 dasselbe zu thun gehalten sein. Alsdann schwuren in Gegenwart des Kaisers nochmals die lombardischen Konsuln und Rektoren und zwar dergestalt, daß sie treu sein wollten dem Kaiser und dessen Sohn Heinrich, daß sie die Ehre der Krone getreulich bewahren und wo etwas davon verloren gehe, nach Kräften helfen wollten es wiederzugewinnen; sie gelobten ferner, den mit dem Kaiser und dem Könige geschlossenen Frieden gewissenhaft zu halten und die gesamte männliche Bevölkerung ihrer Städte vom 15. bis zum 70. Jahre denselben beschwören zu lassen. Nach diesem feierlichen Gelöbniß belehnte der Kaiser zum Zeichen seiner

Herrschergewalt aus jeder Stadt einen Konsul mit den neuverliehenen Rechten.

Der Constanzer Frieden ist gleichsam das halb widerwillig abgerungene Zugeständnis eines in mittelalterlichen Ideen erwachsenen Kaisers an eine neu emporgekommene Macht, gegen die er in langjährigem Streit trotz aller glorreichen Waffenthaten erfolglos gekämpft hatte. Freilich heißt es im Eingang des Friedensvertrages: „Kaiser Friedrich habe in gewohnter Gnade und Milde den Lombarden, die ihn und das Reich einst beleidigt, sein versöhnliches Herz geöffnet, ihnen alles Unrecht und alle Schuld in Gnaden erlassen und sie wieder zu seinen Lieben und Getreuen angenommen.“ Aber nur der kaiserliche Stolz gab diese Worte ein; im Grunde erkannte der scharfsichtige staatsmännische Blick des Kaisers, daß im Bunde mit dieser nicht zu erdrückenden Bürgermacht das Kaisertum erstarken müsse und die Ziele, die es in Italien verfolge, leichter erreichen könne. So floß denn auf diese neuen Bundesgenossen eine große Fülle von Gewalten über. Sie erhielten alle Hoheitsrechte, die der Kaiser bis dahin beansprucht hatte, das Recht Mannschaften auszuheben, Befestigungen anzulegen im ganzen Umkreis des städtischen Gebietes, ferner die Ausübung der Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit, wobei jedoch die Beschränkung gemacht wurde, daß bei allen Sachen, die den Wert von 25 Reichspfunden überstiegen, so wie bei allen auf den Blutbann bezüglichen die letzte Entscheidung beim Kaiser stände oder bei dem von ihm eingesetzten Stellvertreter, der nach den Gesetzen und Rechtsbräuchen der Stadt sein Urteil abzugeben habe. Alle den Städten entrißenen und eingezogenen Besitzungen wurden ihnen ohne Entschädigung wieder zugestellt; ferner blieb ihnen die Wahl ihrer Konsuln, doch sollten sie vom Kaiser oder dessen Stellvertreter eingesetzt werden und ihm den Eid der Treue schwören. Schließlich

ward ihnen das Recht ihren Städtebund fortbestehen zu lassen oder ihn zu erneuern zugesichert.

Große und preiswürdige Rechte wurden den Lombarden verliehen und unter einem gerechten kaiserlichen Regiment konnte sich die aufblühende städtische Freiheit ungehemmt entwickeln; aber auch das Kaisertum vermochte bei dem nun geschlossenen Frieden festere Wurzeln zu schlagen in dem italischen Boden. Bewahrt blieb die kaiserliche Oberhoheit; jeder Lombarde vom 15. bis zum 70. Jahre hatte dem Herrscher den Eid der Treue zu leisten. Alle Bundesstädte verpflichteten sich seine Rechte zu wahren und mit gewaffneter Hand zu schützen, jede widerspenstige Stadt zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen. Wenn der Kaiser in der Lombardei erschien, so hatten die Bewohner die übliche Weisteuer zur Unterhaltung des Heeres — das sogenannte Fodrum — zu entrichten, Wege und Brücken in guten Stand zu setzen und für einen hinlänglichen Markt zu sorgen; nur solle der Kaiser nie so lange in einer Stadt oder auf ihrem Gebiete sich aufhalten, daß dieselbe dadurch ungebührlich gedrückt würde. Ein Hauptgewinn des Friedens war es, daß der Lombardenbund im Reichsverbande blieb; denn dadurch wurde einerseits der damals auftauchende Plan Friedrichs die sicilische Königskrone für sein Haus zu gewinnen wesentlich gefördert, da die verbündeten Lombardenstädte nicht mehr den Weg nach Süden sperrten; andererseits verlor das Papsttum, das bereits wieder in Hader mit dem Kaiser lag, seinen bisherigen mächtigen Bundesgenossen. Sicherlich werden bei dem weitschauenden Hohenstaufen diese Gedanken Antrieb zum Frieden gewesen sein.

Mächtig gebot von jetzt an des Kaisers Wille in dem weiten Reiche diesseits und jenseits der Alpen; der in einem vielbewegten Leben unablässig genährte Traum von einer Welt-herrschaft schien sich zu verwirklichen. Leibhaftig trat die Fülle

der Herrscherhoheit vors Auge, als im Pfingsten 1184 der glänzende Reichstag zu Mainz sich versammelte, um das Fest der Schwertleite oder Schwertumgürtung der beiden ältesten Kaisersöhne zu feiern.

Mainz war von dem Kaiser zu diesem Fest ausersehen; einst hatte die Stadt die Hand des zürnenden Herrschers gefühlt, als sie in wahnsinniger Wut sich an dem Leben ihres geistlichen Oberhauptes vergriffen. Seitdem war fast ein Menschenalter vergangen, die Schuld gesühnt, der Sinn des Kaisers milder geworden; der Mainzer Erzbischof hatte ein thatenreiches Leben im Dienste des Reiches verbracht. Nun war es wie eine Bestätigung neugewonnener Huld, daß gerade hier die Kaisersöhne zu Rittern geschlagen werden sollten. Schon seit langer Zeit arbeiteten Tausende von Händen auf der rechten Seite des Rheines der Stadt gegenüber in der vom Taurus abgegrenzten herrlichen Ebene, eine neue Stadt aus Holzbauten und Zelten zu errichten, um die Gäste aufzunehmen, die der kaiserliche Wirt aus allen Teilen seines weiten Reiches zum Feste geladen hatte; denn Mainz selber vermochte sie nicht alle zu fassen. In der Mitte dieser leichtgezimmerten Stadt erhob sich aus Holz ein prachtvoller Palast für den Kaiser, nahe daran eine Kirche; um sie lagen die Zelte, welche die Fürsten für sich mit wetteifernder Pracht schmücken ließen, dann in weiter stets geschweiftem Bogen, buntfarbig mit Fahnen verziert, in zahlloser Menge die Gezelte der ritterlichen Mannen. Rheinaufwärts wie rheinabwärts wurde Wein und was sonst das Menschenherz erfreut und zum Lebensunterhalt dient in schier unglaublicher Menge herbeigeschafft; voll Bewunderung berichtet ein alter Chronist, wie zwei große Häuser von oben bis unten mit Hühnern angefüllt waren, so dicht gedrängt, daß kein Blick durch sie hindurchbringen konnte, zum Erstaunen vieler, die kaum geglaubt hatten, daß so viele Hüh-

ner überhaupt in der Welt vorhanden wären. Wahrhaft kaiserlich waren die Zurüstungen und der Kaiser war ja auch der Gastgeber, der die Fürsten und Edlen seines Reiches drei Tage lang bewirten wollte. Und sie erschienen in den wonnigen Maitagen, die Fürsten mit ihren Mannen und die Großwürendenträger der Kirche aus allen Theilen des Reiches, aus Bayern, Franken, Sachsen, Schwaben, Österreich, Böhmen, Burgund und Lothringen, von den Küsten der Slawen, aus den Ländern der Alpen und Pyrenäen, aus Italien, selbst von Frankreich und England kamen fremde Beschauer heran; unermesslich war die Menge des heranstutenden niedern Volkes, dazu die fahrenden Säger, Spielleute und Gaukler. Auf 40 000, nach anderm Bericht auf 70 000 belief sich allein die Zahl der Ritter. Philipp von Köln kam mit 1700 Reifigen oder — wenn wir dem Berichte des Chronisten Arnold von Lübeck glauben wollen — sogar mit 4064 Rittern; Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Landgraf Ludwig von Thüringen, Konrad von Wittelsbach, der Erzbischof von Mainz jeder mit 1000; mit stattlichen Rittergefolgen die Herzöge Leopold von Österreich, Otto von Bayern, Welf VI., Berthold von Zähringen, der Herzog von Brabant, die Markgrafen von Brandenburg, von Meissen, von Steiermark, die Pfalzgrafen von Tübingen und Bayern; nicht minder prächtig waren die Geleite der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte. Und in diesem Waffenglanz der Männer der schönste Schmuck war der Kreis der minniglichen Frauen, welche die Festesfeier zu schauen gekommen waren; unter ihnen die Kaiserin Beatrix, die Mutter der herrlichen Jünglinge, deren Ritterfest zu begehen Deutschland, was es an Kraft und Weisheit, an Ritterlichkeit und Schönheit besaß, hingesandt hatte in die wonnige Rheinebene. Laut erklang Saitenspiel und Gesang in den fürstlichen Zelten und ringsum über den weiten Plan, und die Säger sangen die alten wunderbaren

Mären ihres Volkes, von Karl dem Großen, dem Helden Roland, von König Artus und seiner Tafelrunde; sie priesen die Schönheit der Frauen und berichteten von der Lust und dem Leide der Minne.

Am ersten Pfingsttage, den 20. Mai, ging ein Festzug in die Kirche; dem Kaiserpaare voran Graf Balduin von Hennegau mit dem Reichsschwert, dann Kaiser Friedrich und seine Gemahlin Beatrix, mit goldenem Stirnreif geschmückt, hinter ihnen König Heinrich, der die Königskrone trug, und Herzog Friedrich. „Als nun der Kaiser die Kirche betreten und bei ihm die höchsten Kirchenhäupter und die Fürsten nach ihrem Range und nach altem Herkommen sich niedergelassen hatten, da erhob sich der Abt von Fulda und sprach also zu ihm: Ich bitte euch, o Herr, mich anhören zu wollen. Der Kaiser antwortete: ich höre. Darauf sagte er: Herr, schon seit geraumer Zeit hat der Kölner Herr, der hier anwesend ist, die Kirche und das Kloster von Fulda, welchem ich durch Gottes Gnade und eure Güte vorstehe, eines ihr zukommenden Rechtes beraubt. Der Kaiser erwiderte: Bezeichnet näher was ihr meint. Der Abt sagte: Die Kirche von Fulda hat das ihr von den alten Kaisern verliehene Vorrecht, daß, so oft zu Mainz ein allgemeiner Hoftag gehalten wird, der Abt von Fulda dem Kaiser zur Linken sitzt, während der Erzbischof rechts von demselben seinen Sitz hat; da nun aber der Kölner Herr mich schon lange aus dieser Stelle verdrängt hat, so bitten wir euch zu verhüten, daß er auch heute den mir gebührenden Platz widerrechtlich einnehme. Da sagte der Kaiser zum Erzbischof: Höret ihr, was der Abt sagt? In Folge seines Gesuches bitten wir euch, heute unser Fest nicht stören zu wollen und ihm den Platz, auf den er Anspruch zu haben behauptet, nicht zu verweigern. Nach dieser Anrede erhob sich der Erzbischof und sprach: Herr, es geschehe, wie es euch gefällt; der Herr Abt möge den Platz, den er ver-

langt, einnehmen, ich aber will mich mit eurer Erlaubnis in meine Herberge begeben. Als er sich darauf schon zum Fortgehen anschickte, stand an der Seite des Kaisers der Bruder desselben, der Pfalzgraf vom Rhein, auf und sprach: Ich bin ein Lehnsman des Kölner Herrn; es ist billig, daß ich ihm folge, wohin er geht. Darauf erhob sich auch der Graf von Nassau und sprach: Auch ich werde mit eurer Erlaubnis meinem Herrn, dem Erzbischof, folgen. Ebenso erklärte sich der Herzog von Brabant und viele andere vornehme Männer. Da entgegnete Landgraf Ludwig, welcher ein Lehnsman des Abtes war, dem Grafen von Nassau: Ihr habt euer Lehen heute schön verdient. Jener antwortete: Ich habe es verdient und werde das beweisen wenn es nothut. Als nun der Erzbischof fortging, sprang der jugendliche König Heinrich, der ein gewaltiges Aufsehn entstehen sah, von seinem Sitze auf, fiel dem Erzbischof um den Hals und sprach: Ich bitte dich, liebster Vater, bleibe hier und verwandle unsere Freude nicht in Trauer. Auch der Kaiser selbst bat ihn zu bleiben, indem er sagte: Ich habe in meines Herzens Einsalt gesagt, was ich gesagt habe, und ihr wollt mit erregtem Gemüte fortgehen? Thut doch so Übles nicht und verfehret nicht unsere Ruhe in die größte Unruhe. Da antwortete der Erzbischof: Ich hätte nicht gedacht, daß ihr mir in Gegenwart aller Fürsten eine solche Kränkung zufügen würdet. Sehet, ich bin in eurem Dienst alt geworden, und für den Kampf, den ich mit Gefahr meines Lebens für euch bestanden habe, zeugen die grauen Haare meines Hauptes. Viele Beängstigungen und Bekümmernisse habe ich durchgemacht und um des Kaisertumes willen mich niemals geschont. Und da ich nun in allen Fährlichkeiten keinem nachgestanden, so wundert es mich, daß ihr mir heute diesen Abt habt vorziehen wollen, dessen Anmaßung euch selbst mir verächtlich macht; denn hätte er nicht gemerkt, daß ihr mit meiner

Demütigung einverstanden wart, so hätte er gegen mich nie seine Ferse erhoben. Jetzt mögen denn, wenn's beliebt, die Sessel in üblicher Weise hingestellt werden, und wenn er den meinigen umstößt, so mag er ohne Widerspruch dem Höchstgestellten gleich sein. Da erhob sich der Kaiser und sprach: Meine Unschuld in Bezug auf euren Vorwurf erkläre ich hie mit ausdrücklich; habt ihr aber noch Argwohn, so bin ich bereit, mich auf der Stelle mit einem Eide zu rechtfertigen. Und damit streckte er die Hand aus, um sie sogleich auf die Reliquien zu legen; denn diese pflegte man damals bei der Eidesleistung zu berühren. Als der Erzbischof dies vernahm, wurde er ruhig und sprach: Das genügt, euer Wort gilt mir statt eines Eides. Die aber, die diese Störung verursacht haben, werden sich nicht so leicht von diesem Verdachte reinigen können. Der Kaiser aber sagte zum Abte: Ihr müßt von dieser Gerechtigkeit, die ihr verlangt, abstehen und dem Erzbischof den höheren Platz lassen. So war der Streit beendet, der Abt jedoch nahm nicht ohne Beschämung den untern Platz ein."

Nach beendeter Messe verließ der Festzug die Kirche, und der Rest des Tages verging in prächtigen Gelagen. Die ersten Fürsten des Reiches verrichteten dabei an der kaiserlichen Tafel nach alter, von den Franken ererbter Sitte die Dienste des Truchseß, des Mundschenken, des Kämmerers und Marschalls.

Am zweiten Tage begannen nach der Frühmesse die großartigen Waffenspiele, zwanzigtausend Ritter überboten sich wetteifernd in ritterlichen Künsten aller Art, und selbst der Kaiser ritt noch in die Schranken, von seinem Lanzenträger, dem Grafen Balduin von Hennegau, begleitet. König Heinrich und Herzog Friedrich tummelten lustig ihre prächtig geschmückten Rosse und zeigten ihre Geschicklichkeit in der Führung der



Waffen; dreimal rannten sie auf Lanzen, dann erprobten sie sich im Schwertkampf unter dem Jubelruf der Versammlung. Nach bestandener Waffenprobe schlug der Kaiser selber sie zu Rittern und umgürtete sie mit dem Schwert, dem Abzeichen des Mannes. Diese Schwertleite war die alte feierliche Mündigkeitserklärung, von den Vorfahren ererbt. So wurde einst auch in der germanischen Urzeit der herangereifte Jüngling mit Schild und Speer in der Volksversammlung geschmückt und damit als freier Mann unter die Freien aufgenommen. Reiche Geschenke an Gewändern, Pferden, Waffen, Gold und Silber, welche die beiden jungen Ritter verteilten, verbreiteten die Festesfreude auch unter die herbeigeströmten Dienstmannen, Pilger, Sänger, Gaukler und Gauklerinnen.

Der dritte Tag verging ebenfalls unter Waffenspiel und festlichen Gelagen. Gegen Abend aber stürzte ein plötzlich sich erhebender Wirbelwind zeitweilig die allgemeine Freude. Der Westturm riß die hölzerne Kirche und viele Zelte nieder, wobei fünfzehn Menschen das Leben einbüßten. Der krasse Aberglauben der Zeit war geschäftig den Unfall zu deuten. Manchem erschien dies später als ein Hinweis auf den bald erfolgenden Tod der Kaiserin; andere sahen darin den Zorn Gottes über die eitle Schaustellung der weltlichen Herrlichkeit. Die aber, welche sich ihr fröhliches Herz nicht durch den leidigen Unfall trüben lassen wollten und sich ein freieres Urtheil bewahrten, erklärten, es sei das Werk des Teufels, der seinen Zorn auslasse, weil die Uneinigkeit unter den Fürsten, die er angeführt, und die Unruhen im Reich ein Ende genommen hätten.

Und wahrlich, diejenigen, welche eine so patriotische Anschauung von den Zuständen ihres Vaterlandes äußerten, hatten recht. Nach langer trüber Zeit voll innern Habers gebot ein mächtiger Kaiserwille im Reich und mit Bewunderung hatte Europa die Fülle deutscher Herrlichkeit, der keine Macht des

Abendlandes sich vergleichen konnte, auf dem Mainzer Feste sich entfalten sehen. Diese große Feier, in welcher der Hohenstaufenkaiser den glänzenden Mittelpunkt bildete, hatte den stolzen Gedanken der Kaiser, Richter und Schirmer der europäischen Welt zu sein, vor aller Augen offenbart. So ist der Mainzer Tag ein unvergänglicher Gedentag mittelalterlicher nationaler Größe, und wie schon die Zeitgenossen auf ihn mit feiernder Verehrung und berechtigten patriotischen Gefühlen hinsahen, ist er auch der Nachwelt eine stolze Erinnerung an unsere vergangene Geschichte geblieben. Denn hinter allem Glanze des Rittertums, hinter dem heitern Spiele der Sänger, der Pracht und Fülle des großen Festes liegt gleichzeitig der Ernst und die Wucht eines die Geschichte der Nebenländer bestimmenden Regiments. Während der Mainzer Tage beriet der Kaiser den Feldzug gegen die Polen, wo das schiedsrichterliche Ansehen des Reiches in innern Streitigkeiten zu erlöschen drohte, und bald nach Beendigung des Festes brach König Heinrich, der neuernannte Ritter, wider sie auf; doch ehe er noch die Polen erreichte, hatten sie bereits die deutsche Oberhoheit aufs neue anerkannt. Ebenso beschloß der Kaiser in Mainz, auf ein Hilsegesuch des Grafen Philipp von Flandern, der in seinem Grenzgebiete zugleich Lehnsmann des Kaisers und des französischen Königs war, sein Schwert gegen Frankreich zu ziehen; aber sofort nach dem kaiserlichen Beschluß bemühte sich der König durch einen Waffenstillstand mit dem Grafen die deutschen Waffen von sich abzuwenden. Mit nationaler Genugthuung sehen wir, wie nicht nur im Innern, sondern auch nach außen hin das Kaisermwort die Entscheidung bringt; und mit Recht ist von einem modernen Geschichtschreiber hervorgehoben worden, daß Friedrichs glänzender Reichstag zu Mainz der Höhepunkt in der Geschichte des großen Hohenstaufen ist. Wir begreifen es, wie die mittelalterlichen Sänger, sowohl die,

welche das schöne Fest selber erlebten, wie die, welchen es als Abbild der Größe des Reiches und des Kaisers überliefert worden, nicht müde wurden, die drei Festtage als deutsche Ehrentage zu feiern, und wie Heinrich von Beldeke, der Dichter der Aeneide, weissagen konnte, nach hundert Jahren noch werde man singen und sagen, ja bis an den jüngsten Tag Wunder verkünden von der Ehre, die dem Kaiser Friedrich zu Mainz geschehen sei.

Gerade damals war der Kaiser daran, den Glanz und die Macht seines Hauses noch zu mehren; denn in diese Zeit fallen die Verhandlungen mit dem normännischen Hof in Unteritalien über die Vermählung der Erbin von Apulien mit dem deutschen König Heinrich. Umsonst hatten die deutschen Kaiser die alten Rechte des Reiches auf Apulien gefordert; und auch Friedrich Barbarossa war durch andere bringende Sorgen abgehalten worden den lange beabsichtigten Zug gegen die Normannen zu unternehmen. Seitdem aber der schwache kinderlose König Wilhelm II. die Krone trug und seine Tante Constanze die Erbin des Landes war, versuchte der Kaiser in friedlicher Weise die Ansprüche des Reiches auf Unteritalien durchzuführen. Wann die Werbung Friedrichs für seinen Sohn begann, wissen wir nicht; wohl aber, daß am sicilischen Hofe zwei Parteien sich heftig bekämpften, indem der Kanzler Matthäus die Werbung befürwortete, der Erzbischof Walthar von Palermo sie zu hindern sich bemühte. Endlich entschloß sich der lange schwankende König zur Annahme und am 29. Oktober 1184 wurde die Verlobung des Königs Heinrich mit der normännischen Fürstin Constanze im bischöflichen Palaste zu Augsburg feierlich vollzogen. Damit aber ebneten sich dem Kaiser die Wege zu der langersehnten Weltherrschaft; denn auf die Länder des Mittelmeeres stützte sich einst das römische Kaisertum und mit dem Besitze des gesegneten Landes im Süden der Halbinsel war

das deutsche Regiment in Italien gesichert und das Papsttum von deutscher Macht umfaßt. In seinen hochfliegenden Plänen ahnte der Kaiser es nicht, ein wie verhängnisvolles Geschenk für sein Haus dies normännische Erbe werden sollte.

Im Reiche waltete Friede, die Lombarden waren aus lang-jährigen Feinden Freunde geworden, und draußen und daheim hörte man auf des Kaisers Gebot. Nur an Einem brach sich sein Wille, an dem Papste; fast schien es, als sollte der kaum gestillte Kampf mit der Kirche heftiger wieder ausbrechen.

Nach Alexanders Tode war der Bischof Hubald von Ostia als Lucius III. in der Laterankirche zu Rom zum Papst erwählt worden (am 1. September 1181); und von dem milden, versöhnlich gesinnten Manne, der den vom Banne befreiten Kaiser nach San Marco geleitet hatte, erwartete man einen dauernden Frieden zwischen Kirche und Reich. Aber man täuschte sich; die nicht gelöste Frage über die mathildischen Güter führte trotz aller Vermittlungsvorschläge des Kaisers zu neuen Zerrwürfnissen und bald kam noch ein neuer Streit hinzu. Kurz vor dem Abschluß des Constanzer Friedens war der Erzbischof Arnold von Trier gestorben und von der Mehrheit der Wahlberechtigten der Dompropst Rudolf von Wied als Nachfolger erwählt worden, während der ehrgeizige Archidiaconus Folmar die Masse des Volkes für sich gewonnen hatte. Um die drohende Spaltung zu beseitigen, beschied der Kaiser nach dem ihm zustehenden Rechte die beiden Parteien vor sich nach Constanz; da Folmar nicht erschienen war, wurde Rudolf nochmals zum Erzbischof in Gegenwart des Kaisers erwählt. Doch war die Sache damit keineswegs erledigt; denn Folmar setzte seinen Widerstand fort und auch der Papst hielt vorsichtig mit seinem Urtheil über die streitige Wahl zurück, weil er selber in Bedrängnis war und dringend der kaiserlichen Hilfe bedurfte. Die Römer hatten nämlich seit Jahresfrist den Papst aus Rom

vertrieben und im Juni 1183 auch das päpstlich gesinnte Tusculum bedroht, so daß Lucius in seiner Not sich an den streitbaren Vorkämpfer der Kirche Christian von Mainz um Hilfe wandte. Dieser erschien auch, jagte die Römer nach Rom zurück und war damit beschäftigt, Tusculum neu zu besetzen, als ihn ein Sommerfieber ergriff, dem er am 25. August 1183 erlag. Es war ein unersehlicher Verlust für Kaiser und Papst; Lucius eilte bei der Kunde von seiner Krankheit an sein Sterbelager und erteilte dem rettungslos Daniederliegenden die Sakramente. In Tusculum, wo er starb, ist auch das Grab des deutschen Erzbischofes, mit dessen Hinscheiden einer der merkwürdigsten und großartigsten Männer der Hohenstaufenzeit vom Schauplatz abtrat. Sein Nachfolger in Mainz wurde Konrad von Wittelsbach, der treue Anhänger Alexanders III., der seit dem Frieden von Venedig das Salzburger Erzbistum inne hatte, ein dem Papst und dem Kaiser gleich genehmer Mann.

Indessen ließen die sich mehrenden Verwicklungen mit der Kirche eine Zusammenkunft der beiden Oberhäupter wünschenswert erscheinen; in Verona beschloß man sich zu treffen. So kam Friedrich zum sechsten Male nach Italien, diesmal ohne Heer, dessen es in dem friedlich aufblühenden Lande nicht mehr bedurfte; jubelnd begrüßte ihn die mailändische Bürgerschaft, als er am 19. September 1184 in die einst so feindlich gesinnte Stadt seinen Einzug hielt. Wie im Triumphzuge ging es von da nach Verona, wo er im Oktober eintraf; er kam mit den versöhnlichsten Absichten, denn es galt den Papst für einen Plan zu gewinnen, der die Erbllichkeit der Kaiserkrone im Hohenstaufengeschlechte sicherte. Gleich seinen bewunderten Vorbildern Karl und Otto dem Großen wollte auch er seinen Sohn Heinrich zum Kaiser krönen lassen und um dies zu erreichen kam er bereitwillig den Wünschen des Papstes entgegen. Da dieser sich auf Bitten des englischen Hofes für den verbannten

Heinrich den Löwen verwandte, so gestattete der Kaiser dem Herzog nach Ablauf des dritten Jahres — also im Spätsommer 1185 — die Rückkehr in seine Erbländer. Ebenso betheiligte er sich eifrig an den vom Papst erlassenen Keßergesetzen und sprach über sie nach altem feierlichen Brauche die Reichsacht aus und gelobte endlich, nach seiner Rückkehr nach Deutschland die immer bedrohlicher werdende Lage des Königtums Jerusalem den Reichsfürsten vorzustellen. Aber trotz aller Nachgiebigkeit erreichte er für die Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten und für seinen persönlichen Wunsch gar nichts; seine Vorschläge zur Regelung der mathildischen Erbschaft wurden zurückgewiesen, ebenso zeigte der Papst unverhohlene Vorliebe für Folmar, der am päpstlichen Hofe selber seine Sache vorgebracht hatte; endlich lehnte er die Kaiserkrönung Heinrichs entschieden ab, nicht ohne Grund, denn jeder Zuwachs der Hohenstaufenmacht war eine Drohung für den weltlichen Bestand des Papsttums.

Nun begann der Kaiser ein mit großer Umsicht eingeleitetes Gegenspiel, um den Papst gefügig zu machen. Es war ein meisterhafter Zug seiner Staatskunst, als er am 11. Februar 1185 mit dem engbefreundeten Mailand ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß. Die alte Lombardenstadt erhielt Hoheitsrechte über das ganze Erzbistum Mailand, während diese wiederum des Kaisers Rechte in der Lombardei, namentlich auch in dem ehemals der Markgräfin Mathilde gehörenden Lande, nach besten Kräften zu unterstützen gelobte. Wie verändert damals seit dem langdauernden Kriege die Verhältnisse in Oberitalien waren, zeigt der Umstand, daß Friedrich bereitwillig auf Mailands Wunsch einging, die einst unter so großen Drangsalen von ihm zerstörte Stadt Crema wieder aufzubauen. Am 7. Mai begann unter den Augen des Kaisers der Aufbau, und als Cremona, die alte Feindin Cremas, sich wider-

feßlich zeigte, wurde über die Stadt, welche einst des Kaisers Hauptstütze im Kriege gegen Mailand gewesen war, die Reichsacht ausgesprochen und zur Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen gezwungen.

Weniger besonnen als sein Vater versuchte König Heinrich, der in Deutschland zurückgeblieben war, die Pläne seines Hauses zu fördern. Seine schroffe Natur neigte zur Gewaltthätigkeit. Der langen Verhandlungen am päpstlichen Hofe müde, ließ er in Trier die Anhänger Folmars verfolgen, Geistliche wie Bürgerliche; wer dem feindlichen Erzbischof anhing, wurde gefangen weggeschleppt, wenn er sich nicht durch ein Lösegeld freikaufte, Folmars Haus dem Erdboden gleich gemacht. Die hierüber am päpstlichen Hof erhobenen Klagen verschärften den Zwiespalt zwischen Papst und Kaiser und bestärkten Lucius in dem Entschluß, den gewaltthätigen König nicht zum Kaiser zu krönen; es könnten nicht zwei Kaiser zugleich regieren, erklärte er, und der Sohn könne nicht mit der Krone geschmückt werden, wenn der Vater sie nicht vorher niedergelegt hätte.

Allem Hader entrißen wurde der Papst, als er am 25. November in Verona starb; noch seine letzten Gedanken waren auf das Weltliche gerichtet, dringend empfahl er, daß der künftige Papst König Heinrich nicht zum Kaiser kröne. Der Mahnung des Sterbenden bedurfte es nicht; denn sein Nachfolger Urban III., vorher Erzbischof von Mailand und ein geborner Mailänder, war ein unverföhnlicher Feind des Kaisers seit der Zerstörung seiner Vaterstadt. Bald kam noch eine neue Streitsache hinzu, da Urban auch nach seiner Papstwahl Erzbischof von Mailand blieb, während der Kaiser nach einem alten Rechte die Einkünfte des erledigten Erzbistums bis zu dessen Wiederbesetzung für sich forderte.

Die Machtentfaltung des deutschen Kaisertums ging trotz aller dieser Widerwärtigkeiten unaufhaltsam weiter. Am 27. Ja-

nuar 1186 fand die Verunählung des Königs Heinrich mit Constanze, der Erbin von Apulien, in Mailand statt; die getreue Stadt hatte sich als Zeichen der neuerlangten kaiserlichen Huld die Ehre ausgeben, die prächtige Hochzeitsfeier in ihren Mauern zuzurüsten. Es war wiederum ein Tag der Herrlichkeit und Größe, den nur der einzige Schatten trübte, daß die Kaiserin Beatrig ihn nicht mehr mitzufeiern vermochte. Im November 1185 war die treue Lebensgefährtin des Kaisers fast gleichzeitig mit ihrer jüngsten Tochter dahingeshieden. Fünf blühende Söhne hatte sie ihrem Gemahl geschenkt: König Heinrich, den Erben der deutschen Krone, Friedrich, Herzog von Schwaben, Konrad, Herzog von Rotenburg, Otto, Pfalzgraf von Burgund, und Philipp, den Jüngstgeborenen, der nach Heinrichs Tode die Kaiserkrone trug.

Mittlerweile war die königliche Braut von Palermo aufgebrochen und bis Salerno von ihrem Neffen König Wilhelm feierlich geleitet worden. An der Grenze des Normannengebietes von Fürsten und Edlen empfangen, zog sie über Piacenza nach Mailand, wo ein festlicher Empfang der Bürgerschaft ihrer harrte. Mit prächtiger Ausstattung erschien die Fürstin; 150 Saumtiere führten den Brautschmuck an Gold und Silber, Edelgesteinen und köstlichen Gewändern. Der Kaiser selber gedachte den frohen Tag aufs glänzendste zu feiern und hatte alle Fürsten diesseits und jenseits der Alpen als Gäste geladen; es war wie eine Erneuerung des Mainzer Festes, jezt auf italischem Boden. In großer Zahl erschienen die hohen Würdenträger des Reiches, vermißt aber wurde der noch immer grollende Erzbischof Philipp von Köln. Und wie sich die Fürsten zur Festesfeier um ihr Oberhaupt reiheten, so bemühte sich auch das Volk durch mancherlei Geschenke den Ehrentag seines künftigen Kaisers zu verherrlichen; eine sinnige Gabe brachte die Stadt Schwäbisch-Gmünd, welche dem Königspaar eine



silberne Wiege darbot. In der Ambrosiuskirche, der Hauptkirche Mailands, in welcher der Estrich und der goldene Altar mit köstlich gewirkten Teppichen bedeckt war, vollzog der Patriarch von Aquileja die Trauung; nach der Einsegnung ließen sich der Kaiser und das Brautpaar die Kronen aufs Haupt setzen. Den Kaiser krönte mit der Burgunderkrone der Erzbischof Aynard von Vienne, die Fürstin Constanze ein deutscher Bischof zur Königin von Deutschland, der Patriarch von Aquileja Heinrich zum König von Italien und zum Cäsar. Wie durch diese dreifache Krönung die sinnbildliche Verschmelzung der drei Länder bezeichnet werden sollte, so war die Ernennung Heinrichs zum Cäsar ein deutlicher Hinweis auf das kaiserliche Rom. Auch die römischen Imperatoren hatten seit Kaiser Nerva ihre Nachfolger unter dem Namen der Cäsaren zu Mitregenten genommen. So hatte Kaiser Friedrich das, was der Papst ihm hartnäckig geweigert, aus eigener Machtvollkommenheit sich zu verschaffen gesucht; denn seit dieser Krönung führte König Heinrich in Friedrichs Abwesenheit selbständig das Regiment in Italien und nannte sich in seinen Urkunden mit dem sonst nur dem gekrönten Kaiser zukommenden Namen Augustus.

Nach der kirchlichen Feier war ein festliches Gelage außerhalb der Stadt in einer großen hölzernen Halle, wo Deutsche, Italiener, Normannen und Burgunder im bunten Wechsel und in einträchtiger Gemeinschaft mit einander tafelten, als gäbe es keine Trennung der Nationen mehr, während ritterliche Spiele, Gesang und Saitenspiel und Lustbarkeiten aller Art die Herrlichkeit des schönen Tages erhöhten.

Mit steigendem Unwillen hatte Papst Urban auf die Festesfeier geblickt; denn seine Weigerung Heinrich zum Kaiser zu krönen war ja so gut wie nichtig geworden, da die eben vollzogene Feierlichkeit einer Kaiserkrönung gleich kam. So gab er sich rücksichtslos seinem Zorne hin. Freilich die Lombarden

gegen Friedrich aufzureizen mißlang, die Zeiten Alexanders waren vorüber; aber jetzt weihte er Folmar zum Erzbischof von Trier und verwarf den vom Kaiser Belehnten; er forderte die mathildischen Güter als einen an der Kirche begangenen Raub zurück; er ernannte den dem Kaiser abgeneigten Philipp von Köln zum päpstlichen Legaten in Deutschland, um jenseits der Alpen die Spaltung zu schaffen, welche ihm in Italien nicht gelungen war. Der Kaiser schritt nun auch seinerseits zu schärferen Maßregeln; er ließ Verona eng umstellen, so daß dem päpstlichen Hofe jeder Verkehr nach außen gesperrt war; dann erhielt König Heinrich den Befehl den Kirchenstaat zu unterwerfen, und der König erfüllte bei seiner Neigung zum rücksichtslosen Dazwischenschlagen mit Freuden den Auftrag seines Vaters. Bei der großen Milde und Langmut, die der Kaiser in diesen Jahren besonders gegen die Kirche zeigte, trat die Härte des jungen Königs nur um so schroffer hervor. In der Lombardei ließ er einen Bischof zu sich rufen und sagte zu ihm: „Sage, Pfaffe, von wem bist du mit Ring und Stab belehnt?“ Jener antwortete: „Vom Papste, meinem Herrn.“ Darauf fragte der König wiederum: „Sage, von wem hast du die bischöfliche Einkleidung empfangen?“ Dieselbe Antwort. Und als er ihm zum dritten Male dieselbe Frage vorlegte, sagte der Bischof: „Herr, ich besitze keine Regalien, keine Dienstmannen und königlichen Höfe; folglich habe ich den Sprengel, dem ich vorstehe, aus den Händen des Papstes, meines Herrn, empfangen. Da befahl der König voll Unwillens seinen Dienern ihn mit Fäusten zu schlagen und mit Füßen zu treten.“ Diese unnötige Härte steigerte nur noch die Erbitterung des Papstes, der sich damals mit dem Gedanken trug den Bannfluch gegen den Kaiser zu schleudern.

Während Friedrich seinen Sohn Heinrich in Italien ließ, kehrte er selber im Juni 1186 nach Deutschland zurück.

Eine schwere Aufgabe erwartete ihn, es galt den widerspenstigen Kölner Erzbischof zu seiner Pflicht gegen den Kaiser zurückzuführen. Der mächtige Reichsfürst, welcher einst den Welfen mit bekämpft hatte, war nahe daran die Rolle des niedergeworfenen Herzogs zu spielen und sich offen gegen die kaiserliche Oberhoheit aufzulehnen.

### Sechzehntes Kapitel.

#### Kaiser und Erzbischof.

Unter den Männern, welche Kaiser Friedrichs großes Werk gefördert haben, ist Erzbischof Philipp einer der thätigsten und bedeutendsten. Aus dem alten Grafenhanse der Heinsberg abstammend, hatte er die Laufbahn eines Geistlichen eingeschlagen, obgleich alle seine Neigungen und Anlagen ihn ins weltliche Leben zogen. Auch er war, wie der ihm ähnlich geartete Erzbischof Christian von Mainz, ein Soldat im Priestergewande, und seinen kriegerischen Vorzügen verdankte er auch später seine hohe geistliche Stellung. Die Schlacht bei Tusculum, in welcher Reinald die Römer besiegte, wurde hauptsächlich durch seine Tapferkeit mit zu Gunsten der Kaiserlichen entschieden, und als Reinald in Italien starb, erhob der dankbare Kaiser den tapferen Mann zum Nachfolger im Kölner Erzbistum. Nachdem Philipp im Jahre 1168 seinen Einzug in Köln gehalten hatte, wurde er am Feste des heiligen Michael in Gegenwart von acht Bischöfen durch den Bischof von Utrecht zum Erzbischof geweiht. Seitdem hatte er als treuer Lehnsmann des Kaisers an allen Feldzügen desselben teilgenommen, hatte gegen die Lombarden und Alexander III. gekämpft und

an dem Sturze des Welfen mehr als ein anderer gearbeitet. Mit Recht konnte er am Mainzer Tage auf seine Verdienste um Kaiser und Reich hinweisen, freilich waren auch keinem wie ihm kaiserliche Huldbezeugungen zu theil geworden. Durch die Belehnung mit dem Herzogtum Westfalen ward er der mächtigste Fürst des Reiches, und nun geschah ihm, was manchem begegnet ist: von der Fülle seiner Macht geblendet, wurde es ihm unbequem einen Höheren über sich anzuerkennen; der ehrgeizige Reichsfürst trat mehr und mehr in Widerspruch gegen den Kaiser und dieser Widerspruch entwickelte sich allgemach zu offenem Widerstande.

Der glänzende Aufzug am Mainzer Tage mit 4000 Rittern und der von ihm schroff hervorgerufene Rangstreit mit dem Abte von Fulda zeigt den übermütigen Stolz des Mannes. Und wie es ihm schon schwer wurde sich dem kaiserlichen Oberhaupte zu fügen, so war eine Unterordnung unter den Kaisersohn Heinrich ihm geradezu eine Unmöglichkeit. Heinrich, dem die hohenstaufische Leutseligkeit und Milde fehlte, war schroff und unbiegsam wie der Erzbischof und so genügte auch ein geringer Anlaß, die beiden Männer einander zu verfeinden. Erzbischöfliche Mannen hatten einige Kaufleute von Duisburg, welche angeblich den Erzbischof beleidigt hatten, angehalten und ihnen alles was sie mit sich führten abgenommen; die Beraubten wandten sich klagend an König Heinrich, den Stellvertreter seines Vaters in Deutschland, der sofort an den Erzbischof den Befehl sandte ihnen das Ihrige wieder zuzustellen. Dessen aber weigerte er sich, wenn sie nicht vorher die von ihm geforderte Genugthuung geleistet hätten. So kehrten sie mit leeren Händen zu ihrem Herrn zurück. Dieser schickte zum zweiten Male, dann zum dritten Mal und befahl dem Erzbischof bei Verlust seiner Gnade den Kaufleuten das Abgenommene zurückzugeben. Das nahm der Erzbischof gar übel

und erklärte, niemand könne zween Herren dienen und darum könnten nicht zwei Herrscher zugleich regieren, mit deutlicher Anspielung auf Friedrichs Plan seinen Sohn zum Kaiser krönen zu lassen. Als diese Worte dem König hinterbracht wurden, ward er sehr zornig, setzte einen Hoftag an und lud den Erzbischof vor sich. Als er nicht kam, setzte er ihm einen zweiten Hoftag an und, als er auch da nicht erschien, ließ er ihm einen dritten in Mainz ansagen. Nun kam der Erzbischof, dem Räte seiner Freunde folgend, doch mit großem bewaffneten Gefolge. Der schlaue König aber ließ heimlich in der Nacht die erzbischöflichen Edlen einzeln zu sich kommen und sich den Eid der Treue leisten. So mußte sich denn der überlistete Erzbischof fügen und dem König in allem zu Willen sein. Er schwur, daß er sein Wort von den zwei Herrschern nicht in dem Sinne gesprochen habe als verwerfe er den König; ferner schwur er, daß er auf seiner im Herbst 1184 unternommenen Reise nach England, wohin er als Gesandter des Kaisers gegangen war, keine hochverräterischen Pläne mit Heinrich dem Löwen angeknüpft habe. Endlich zahlte er die ihm auferlegte Buße von 300 Mark.

Seitdem steigerte sich seine Abneigung gegen den Kaiser und den König Heinrich, und schon damals begann er Köln mit Wall und Türmen zu befestigen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Von der Vermählungsfeier des Königs in Mailand hielt er sich fern, trotz dringlicher Einladungen; immer mehr lockerte er selber das Band, das ihn an seinen Lehnsherrn knüpfte. Erwünscht kam ihm der Streit zwischen Kaiser und Papst, in welchem er sich offen für die päpstlichen Forderungen aussprach, und während er unter dem Scheine kirchlicher Bedenken seine feindliche Gesinnung gegen das Kaiserhaus äußerte, setzte er sich gleichzeitig heimlich mit Unzufriedenen im Reich und außerhalb desselben in Verbindung.

Der Kaiser, der für geleistete Dienste ein dankbares Herz hatte und den langjährigen Waffengefährten nur mit Schmerz aufgab, versuchte nach seiner Rückkehr nach Deutschland in persönlicher Begegnung den Erzbischof umzustimmen; aber es war ein vergebliches Bemühen. Das Gespräch nahm eine so erbitterte Wendung, daß der Kaiser schließlich den Erzbischof ersuchte, auf dem von ihm ausgeschriebenen Reichstage zu Gelnhausen nicht zu erscheinen. Hier nämlich wollte er den deutschen Geistlichen seinen Streit mit dem Papste vorlegen und dabei mußte ihm der unversöhnliche Prälat, der auf kaiserfeindlicher Seite stand, im Wege sein. Erzbischof Philipp, der als päpstlicher Legat auf dem Reichstage die Sache Roms hätte führen sollen, ließ sich von seiner persönlichen Stimmung leiten; als er die Forderung des Kaisers vernahm, verbeugte er sich anscheinend ruhig und antwortete kühl und gelassen: Ganz nach eurem Gefallen.

In Gelnhausen sammelten sich im November 1186 die meisten deutschen geistlichen Würdenträger, von den Erzbischöfen fehlten nur Philipp von Köln und der vom Kaiser nicht anerkannte Trierer Folmar. Friedrich eröffnete die Versammlung mit einer würdigen und sachgemäßen Ansprache, in welcher die volle kaiserliche Hoheit durchklang. Er habe den Papst nie erzürnen wollen, auch nie etwas Ungebührliches und Unrechtes von ihm verlangt; wenn es jenem gefalle, ihn wie einen geliebten Sohn zu halten, so werde auch er aus Ehrfurcht vor dem apostolischen Stuhl ihn wie einen geliebten und ehrwürdigen Vater behandeln; wenn aber der Papst Maßregeln ergreife, die ungerechter, ja sinnloser Weise auf seine Erniedrigung abzielten, so hoffe er, von Gottes Gnade begünstigt und von den Anwesenden mit Rat und That unterstützt, unerschrocken auf alles antworten zu können. Nach einer sehr eingehenden Widerlegung der päpstlichen Forderungen schloß er

mit den kraftvollen Worten: „Nun frage ich euch, ihr Kirchenhäupter, wessen ich mich in dieser Lage der Dinge zu euch zu versehen, was ich zu fürchten oder was ich von eurer Treue zu hoffen habe? Weil euch der Herr gebeut, Gott zu geben was Gottes ist und dem Kaiser was des Kaisers ist, so bitte ich euch, zollet dem Papst als Christi Stellvertreter den schuldigen Gehorsam, versäumt aber auch nicht andernteils die von Gott eingesezte Gerechtigkeit zu beachten.“

Dem Kaiser antwortete im Namen der Versammelten der erste Geistliche des Reiches, Erzbischof Konrad von Mainz, derselbe, der sich stets als treuen Anhänger Roms gezeigt hatte. Seine Worte waren von patriotischem Feuer angefacht und entzündeten in den Herzen aller dieselbe schöne Glut. „Wir sind in einer schwierigen Lage“, sprach der würdige Geistliche, „da wir gehalten sind Gott zu geben was Gottes ist, anderntheils aber dem Kaiser was des Kaisers ist. So sind wir dem Papst als unserm geistlichen Vater Gehorsam schuldig; euch aber, den Gott uns zum Fürsten und Kaiser des römischen Reiches erhöht hat, dem wir gehuldigt, von dem wir unsere weltlichen Besiztümer haben, sind wir verpflichtet, in alle dem, was ihr um eures Rechtes willen thut, zu unterstützen. So möchte ich denn, ohne einem andern bessern Räte vorzugreifen, vorschlagen, daß an den Papst im Namen der Bischöfe ein Sendschreiben gerichtet würde, in welchem man ihn ermahnte mit euch in Frieden zu leben und in Bezug auf eure billigen Forderungen euch Gerechtigkeit zu gewähren.“ Der Vorschlag gefiel dem Kaiser und sämtlichen Bischöfen. So ward das Sendschreiben dem Wunsche des Kaisers gemäß abgefaßt, mit den Insignen aller Bischöfe versehen und an den päpstlichen Hof zu Verona abgesandt. Als der Papst den Brief las, erstaunte er ob der Sinnesänderung der Bischöfe, da er doch ihre Sache ergriffen zu haben, sie aber von derselben abgefallen zu sein schienen.“

Der alte Chronist, dem wir die Darstellung der Gelnhauser Verhandlungen entlehnen, weist mit Recht auf die Verwunderung des Papstes hin, als er das Schreiben der deutschen Bischöfe in den Händen hielt; denn seine Forderungen, daß nur Geistliche die Zehnten haben sollten und daß den Weltlichen die Voigtei über geistliche Güter zu nehmen sei, waren ja gewinnbringend für alle Würdenträger der Kirche; und nun geschah das Unerhörte, daß die deutschen hohen Prälaten gegen ihren eigenen Vorteil sprachen. Aber so gerechtfertigt auch die Verwunderung des heiligen Vaters von seinem Standpunkt aus sein mochte, so überfah er doch das Eine, daß Deutschland während eines langen kraftvollen Kaiserregiments ein anderes geworden war. Schon einmal im Beginne der Regierung Friedrichs war die patriotische Gesinnung der deutschen Bischöfe glänzend hervorgetreten, als sie nach dem Streite zu Besançon sich einmütig um den Kaiser geschart hatten; seitdem war ein Menschenalter vergangen, Deutschland wieder zur führenden Macht Europas emporgestiegen und als edelste Frucht des erstarkten Vaterlandes das Nationalgefühl erwachsen. Diese mittelalterlichen Bischöfe vom Reichstage zu Gelnhausen sahen nicht liebäugelnd nach Rom und setzten ihren eigenen Vorteil hintenan, wo es galt die Würde und Ehre des Reiches zu wahren und dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist. Welch ein Vorbild insbesondere für unsere Tage, wo Reich und Kirche in demselben Streit um Mein und Dein, den schon die Hohenstaufen auszusechten hatten, begriffen sind.

Die einmütige patriotische Erklärung der deutschen Bischöfe war um so erfreulicher, als gerade damals Philipp von Köln hochverräterische Pläne spann. Mit allen geheimen und offenen Gegnern des Reiches — und Deutschland hat deren ja zu allen Zeiten gehabt — stand er in Verbindung; großend sah Heinrich der Löwe nach seiner Rückkehr aus der Verbannung



auf seiner Burg in Braunschweig und wartete der kommenden Dinge; König Knud von Dänemark hatte sich mit dem Kaiser überworfen; Frankreich sah lüstern auf die westlichen Teile des Reiches, die es bei günstiger Gelegenheit für sich zu gewinnen hoffte; jetzt erklärte sich auch Heinrich II. von England, der schon einmal für seinen Schwiegersohn Heinrich den Löwen die Waffen zu ziehen im Begriffe gewesen war, zum Bunde gegen den Staufen bereit. Philipp sammelte hinter den Mauern des befestigten Köln die Scharen seiner mächtigen Lehnsleute, 4000 Ritter an der Zahl. Fast schien es, als sollte der Kaiser am Ende einer langen glorreichen Laufbahn für den Bestand seiner Herrschaft zu den Waffen greifen.

Aber der Bund zerfiel urplötzlich. Frankreich, welches sich dem verfeindeten England nicht verbünden mochte, bot dem Kaiser die Hand zu einer Verbindung Deutschlands und Frankreichs gegen alle gemeinsamen Feinde und Friedrich ging bereitwillig auf das Anerbieten ein. Bald fand sich auch eine Gelegenheit die Bundes-treue zu zeigen, als Prinz Richard von England ins französische Gebiet einfiel und König Philipp II. den Kaiser zur Hilfe auf-forderte. Friedrich brach sofort mit einem Heer nach Westen auf; aber sein Zug nahm eine unerwartete Wendung. Bei der Nachricht von des Kaisers Herannahen entstand im Kölner Erz-bistum ein großer Schrecken; es verbreitete sich das Gerücht, daß Friedrich nur scheinbar dem französischen König ein Heer zu Hilfe führen wolle, in Wahrheit sich aber gegen Köln zu wen-den beabsichtige. Nur das Schuldbewußtsein des Erzbischofs sprach sich in diesen Befürchtungen aus; selbst die dem Kaiser abgeneigten Kölner Annalen versichern, daß Friedrich nichts Feindliches gegen die Stadt im Schilde geführt habe. Mit aller Macht rüstete Philipp gegen den vermeinten Angriff; in Köln wurde der Stadtgraben vertieft, die Befestigung der Thore fortgesetzt, die Schiffbrücke über die Mosel abgebrochen,

so daß der Kaiser am Weiterzug gehindert war. Voll Ent-  
rüstung kehrte Friedrich um, fest entschlossen den Widerspenstigen  
zur Verantwortung zu ziehen; er sperrte den Kölnern den  
Rhein und hemmte dadurch jeden Schiffsverkehr mit der mäch-  
tigen Handelsstadt, den Erzbischof aber lud er zur Verantwor-  
tung nach Worms, wohin er einen Reichstag berief. Als der  
Trogige nicht erschien und ebenso wenig sein Ausbleiben ent-  
schuldigte, hing, wie einst über Heinrich dem Löwen, jetzt über  
dem Haupte seines Kölner Gegners drohend die Reichsacht.

Des Kaisers Festigkeit verfehlte ihre Wirkung nicht. Die  
Bundesgenossen des Erzbischofs verließen ihn und suchten ihren  
Ausgleich mit dem Kaiser; selbst mit der Kirche ebneten sich die  
Verhandlungen, freilich nicht durch die Nachgiebigkeit des Pap-  
stes, der alle Vermittlungsvorschläge verworfen hatte und zuletzt  
entschlossen war den Bann über den Kaiser auszusprechen. Die  
Zeiten Alexanders schienen wiederzukehren und die Kämpfe mit  
der Kirche, die Friedrichs beste Lebensjahre verbittert hatten,  
neu zu erstehen; aber bei der Stimmung der deutschen Geist-  
lichkeit und des italienischen Bürgertums verlor diese furchtbare  
Waffe der Kirche ihre Macht. Dies zeigte sich in Verona,  
wo der Papst damals verweilte. Als die Bürger der Stadt  
von Urbans Entschluß hörten, erschienen sie vor ihm und  
sprachen: „Wir sind Dienstmannen des Kaisers, deshalb bitten  
wir eure Heiligkeit ihn in unserer Stadt nicht bannen zu wol-  
len, sondern das Urtheil für den Augenblick zu verschieben.“  
Der Papst verließ die ungehorsame Stadt und wandte sich nach  
Ferrara, wo ihn am 20. Oktober 1187 der Tod ereilte; so  
entrannt der Kaiser dem Bannstrahl, den ein Höherer aus den  
Händen des Priesters nahm. Zwei Tage vor seinem Hinschei-  
den hatte ihn noch die furchtbare Nachricht von der Einnahme  
Jerusalems durch Saladin erreicht, die den ohnehin fränklichen  
Mann zu Boden warf. Sein Nachfolger Gregor VIII., vor-

her römischer Kanzler, war versöhnlich gestimmt und zum Ausgleich mit dem Kaiser geneigt; durch seine Schuld, sprach der milde gesinnte Kirchenfürst, solle nicht länger ein Ärgernis in der Kirche verbleiben. Ihn bewegte nur ein Gedanke, für den er Europas Fürsten und Edle zu gewinnen hoffte, die heilige Stadt Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien; Kaiser Friedrich aber erschien ihm als der eigentliche Schirmherr der Christenheit, ohne dessen Beteiligung der Not im Morgenlande nicht gesteuert werden könne.

Der Kaiser selber wurde von der mächtigen Bewegung, die damals durch Europa flutete, allgemach ergriffen und auch ihm dünkte die Wiedereroberung des heiligen Landes ein würdiger Abschluß seines thatenreichen Lebens zu sein.

### Siebzehntes Kapitel.

#### Das Morgenland.

Das Königreich Jerusalem, im Jahre 1100 im ersten Drange religiöser Begeisterung gestiftet, trug von seiner Gründung an den Keim des Unterganges in sich. Unter einer buntgemischten, nach Glauben und Nationalität vielfach getheilten Bevölkerung erhob sich im Morgenland ein Staat, der die abendländischen Einrichtungen unter völlig veränderten Verhältnissen durchzuführen versuchte. Das langgestreckte Königreich, welches von Beirut im Norden bis über Gaza nach Darun und dann südöstlich ausbiegend bis ans rote Meer reichte, zersplitterte sich in eine Menge kleiner Vasallenstaaten; nördlich daran lehnten die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Odeffa

und an die armenischen Berge stoßend in nordöstlicher Richtung das Fürstentum Antiochien, alle drei in losem Lehnverbande zum Königreiche. So zerbröckelte die Einheit des Reiches in den selbständigen Beschlüssen kleiner Gebieter. Auch wurde die königliche Macht nicht gefördert, als im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts die beiden geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer sich bildeten; zwar zeigten beide im Kampfe wider die Ungläubigen preiswürdige Thaten ritterlicher Tapferkeit, aber als die Orden zu Macht und Reichtum emporstiegen, bildeten sie zwei Staaten im Staate, welche sich in unrühmlicher Eifersucht gegen einander fehrten und bei den großen ihnen verliehenen Vorrechten häufig des Königs Willen banden. Ferner hatte die Geistlichkeit in einem Reiche, welches religiöser Eifer geschaffen hatte, einen überwiegenden Einfluß; in dem Lande, „wo die Füße des Erlösers gestanden“, war der Patriarch von Jerusalem eine wichtige Persönlichkeit und um ihn stellte sich ein Kreis von Erzbischöfen und Bischöfen. So stand ein König an der Spitze, nach allen Seiten hin gebunden und abhängig von dem Rat des geistlichen und weltlichen Adels; dazu saßen in dem gebirgigen wilbzerklüfteten Lande viele geheime Anhänger Muhammeds, die sich nur widerwillig der Herrschaft des Kreuzes fügten, und um die Grenzen des Reiches lauerten die beutelustigen Scharen der Araber und Türken, so daß den Christen in unaufhörlichen Kämpfen und Kriegszügen das Tagewerk verging. Wenn irgendwo, so bedurfte es hier einer starken leitenden Hand, und die ersten Könige des Reiches sind auch kräftige Schirmer des gelobten Landes gewesen.

Nach dem Tode des trefflichen Gottfried von Bouillon war sein Bruder Balduin im Jahre 1100 der erste König Jerusalems geworden, „die Blume der Könige“, wie ein Zeitgenosse ihn nennt. Er ist der eigentliche Gründer des Reiches,

von dessen verdienstlichem Wirken noch die ehrende Inschrift seines Grabes auf dem Kalvarienberge zeugt, die ihn als einen zweiten Maccabäus preist. Auch sein Nachfolger Balduin II. war ein tüchtiger Regent, der sein Königreich über die ganze Seeküste bis in die Nähe von Ascalon ausdehnte; aber schon unter seinem zweiten Nachfolger Balduin III. ging Edeffa, der wichtige Mittelpunkt der christlichen Macht in Mesopotamien, verloren (1144) und wurde auch durch die Anstrengungen des zweiten Kreuzzuges nicht wieder gewonnen. Mühsam kämpften Balduin und sein Bruder Amalrich, der nach ihm die Königskrone trug, gegen die heftiger andrängende muselmännische Macht; das Verderben begann, als Amalrich bei seinem Sterben einen 13jährigen Sohn Balduin hinterließ, der, zum Jüngling erwachsen, von einem furchtbaren Siechtum befallen wurde und weder Lust noch Kraft besaß, sein Reich gegen die unter einem kraftvollen Herrscher sich zusammenschließende morgenländische Welt zu schützen.

Daß das Ende des seltsamen Staates nicht schneller herbeigeführt wurde, lag hauptsächlich in zwei Ursachen. Zunächst in dem unaufhörlichen Zufließen neuer Kräfte aus dem Abendlande. Seit der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon ist ein ununterbrochenes Hinüberwandern nach dem gelobten Lande aus allen Gegenden Europas bemerkbar, in stärkeren oder schwächeren Scharen, wie gerade der Strom der religiösen Begeisterung durch das erregte Abendland hinflutete. Meistens waren es gottselige Streiter, die im Kampfe für den Glauben sich die verheißene ewige Seligkeit zu erringen hofften und etwaige Gebrechen, die sie durch ihre Sündhaftigkeit auf ihr Gemüt geladen hatten, im Blute der Heiden abzuwaschen gedachten. So füllten sich beständig die Lücken, welche der Krieg gegen die Muselmänner in den Reihen der christlichen Kämpfer riß. Aber bald mischten sich der reinen Begeisterung

unlautere Absichten bei; immer mehr trat das Weltliche hervor, je mehr im Laufe der Zeit der Fanatismus des Glaubenskampfes sich verlor. Der Drang ritterlicher Tapferkeit, Abenteuerlust, Gewinnsucht zog die Scharen in das fabelhafte Morgenland, von dessen ungeahnter Pracht und Fülle die Heimkehrenden oft übertreibend erzählten, so daß ein unwiderstehliches Verlangen das Wunderbare zu schauen die Hörer ergriff. Und drüben lockte Gewinn und gesichertes Leben manchen, der daheim darben oder wohl gar für begangene Missethaten die Strafe des Gerichtes zu fürchten hatte. So kam bald ein seltsames Gemisch von Menschen hinüber, die mit dem Kreuze die verschiedensten Stimmungen und Absichten bedeckten. Kein Fleck der Erde hat vielleicht so mancherlei Nationalitäten und Bewohner gesehen als das heilige Land; denn zu den schon ansässigen Muhammedanern, Juden, Beduinen, Armeniern, Syrern und Griechen kamen nach und nach Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer, Spanier und Bewohner aus allen Theilen der bewohnten Welt hinzu, Gerechte und Ungerechte, Glaubensstreiter und Missethäter, Mörder und gesinnungslose Abenteuerer, die wohl den Himmelsstrich, aber nicht ihre Gemüthsart tauschten. Und da die im Lande selber Geborenen — die sogenannten Pullanen — durch ihre Treulosigkeit verrufen waren und sich aus dem formlosen Gemisch der Zuziehenden eine selbständige Nationalität nicht entwickeln konnte, so war auch schon dadurch der künstlich aufgebaute Staat dem Verderben geweiht.

Dennoch hat die christliche Herrschaft 87 Jahre bestanden und es war dies auch nur möglich, weil die sie umgebende muhammedanische Welt in sich zerbröckelt und nach Völkerschaften und Glaubensparteien gespalten war.

Ein tiefer Spalt trennte die Anhänger der Propheten, seitdem Ali, der Gemahl der Tochter Muhammeds Fatime, im

Jahre 656 durch Muawijah aus dem Geschlechte der Omejaden gefallen war; denn während die Schiiten, d. h. die Getrennten, Keger, Ali und seine Nachkommen als die rechtmäßigen Kalifen anerkannten, verehrten die Sunniten (Türken und Araber) Muawijah und seine Nachfolger als des Propheten Statthalter. Sunniten aber hießen sie, weil sie neben dem Koran auch die Sunnah, d. h. die mündlichen Überlieferungen Muhammeds als Glaubenssagung ansahen. Hundert Jahre später erlagen die Omejaden in gräßlichem Gemetzel den Abbassiden, die ihren Ursprung von Abbas, einem Oheim des Propheten, herleiteten; nicht mehr in Damaskus, sondern in dem neugegründeten Herrscherstze Bagdad flatterte von jetzt an die schwarze Fahne des sunnitischen Kalifen. Abgesondert bildete sich ein zweites Kalifat zu Cordova in Spanien, und ein drittes keiserliches in Aegypten, wo die Fatimiden in Kairo, d. h. Siegestadt, nahe den Ruinen des alten Memphis ihre Residenz aufschlugen. Siegreich dehnten sie ihre Herrschaft über die syrischen Küstenstädte aus, unterwarfen die alte Omejadenstadt Damaskus und gewannen selbst das arabische Küstenland mit den heiligen Städten Mekka und Medina. Auch der ganze afrikanische Nordrand bis Marokko hin und die Sarazenen auf Sicilien und in Unteritalien verehrten die weiße Prophetenfahne in Kairo. Das einzige Band, welches die drei Kalifate zusammenhielt, war der Glaube an Allah und seinen Propheten Muhammed; sonst fiel bald die muhammedanische Welt in eine große Menge selbständiger Herrschaften auseinander, die in beständigem Wechsel schnell entstanden und schnell wieder vergingen.

Im Kalifat zu Bagdad traten im 11. Jahrhundert die Türken oder Turkmannen hervor, ein streitbares Reitervolk, das seit Jahrhunderten im Osten des kaspischen Meeres seine Herden geweidet hatte. Ein kühner Mann Selbshud sammelte

die weitverstreuten Stämme und vereinigte eine so gewaltige Macht — wie sie denn im Morgenlande laminenartig zu wachsen pflegt — daß er rühmend sagen konnte, wenn er seinen Bogen herumsende, würden 200,000 Reiter seinem Kriegsrufe folgen. Unter seinen Nachfolgern dehnte sich die türkische Herrschaft immer weiter aus und wurde zuletzt auch für den Kalifen von Bagdad verhängnisvoll; denn dieser rief gegen räuberische Empörer den türkischen Sultan Togrul Beg zu Hilfe, und Togrul, der ein strenggläubiger Mann war, täglich die fünf vorgeschriebenen Gebete verrichtete und zweimal in der Woche fastete, brachte auch bereitwillig die erbetene Unterstützung, ließ sich aber von dem schwarzverschleierten Kalifen in feierlicher Sitzung mit der höchsten weltlichen Macht bekleiden. Er wurde Emir al Omra und hatte damit, ähnlich dem Majordomus bei den Merovingern, unumschränkte Gewalt über Heer und Staat, während dem Kalifen selber nur die ohnmächtige Würde eines geistlichen Oberhauptes verblieb. Nun breitete sich die Türkenmacht über ganz Vorderasien aus, besonders als der kräftige Malek Schah Sultan der Seldschuken war. Unter den vielen neuentstehenden Herrschaften, die alle Malek Schah als Oberherrn und den Kalifen von Bagdad als Statthalter des Propheten verehrten, von großer Bedeutung war das türkische Iconium; der Herrscher dieses Gebietes, welches sich bis an die Grenzen Syriens erstreckte, residierte in Nicäa, also in der Stadt, in welcher einst die Väter des Concils die christliche Dreieinigkeitslehre festgestellt hatten; auch Jerusalem war in die Hände eines Turkmannenhäuptlings Ortol gefallen. Aber mit dem Tode Malek Schahs zerfiel das gewaltige Reich, und zu der Zeit als die Kreuzfahrer nach dem Morgenlande kamen, kämpften die Brüder und Söhne des dahingeshiedenen Sultans um das große Erbe.

Auch das ägyptische Kalifat der Fatimiden verlor bald an seiner Bedeutung, als die weltliche Gewalt in die Hände



des Anführers der türkischen Leibwache kam, der den ohnmächtigen Kalifen nur als geistliches Oberhaupt fortbestehen ließ, sich selber aber den Titel eines Sultans beilegte. Während das unglückliche Land unter den blutigen Kämpfen litt, in welchen sich ehrgeizige Männer diese weltliche Würde streitig machten, verträumte der Kalif in seinem mit feenhafter Pracht ausgestatteten Palast in Kairo, fast unnahbar den Augen der Gläubigen, sein thatenloses Leben. Wie ein Wunder erschien den christlichen Gesandten, denen verstattet war den geheiligten Sitz zu betreten, der Palast des geistlichen Oberhauptes. Durch lange gewundene Gänge, an welchen die mohrische Leibwache in seltsamer Rüstung und Bewaffnung die Hut hatte, gelangten sie auf einen innern Hof mit kunstvollem Mosaikboden und rings umschlossen von marmornen Säulengängen; in der Mitte des Raumes bemerkten sie Teiche und Springbrunnen klaren Wassers und Vögel von dem schönsten Gefieder und dem lieblichsten Gesange. Von dort kamen sie in einen noch schöneren Hof, wo sie vierfüßige Tiere erblickten, die sie nie früher gesehen hatten; alles aber übertraf der große Saal in dem prächtigen Hauptbau, den sie nach der Wanderung durch verschiedene Gebäude und Plätze erreichten. Die Mitte des herrlich geschmückten Saales theilte ein seidener Vorhang, mit Perlen und Gold auf das köstlichste durchwirkt; und als die Christen hierher gelangt waren, warf sich der Sultan, der sie begleitete, dreimal auf den Boden, alsdann rollte der Vorhang auseinander und vor ihnen saß auf goldenem Throne mit verhülltem Angesicht, in reicher Kleidung, der Kalif, dem der Sultan knieend die Füße küßte, als er das Gesuch der Gesandten vorbrachte. Und weiter erzählt der alte Geschichtschreiber Wilhelm von Tyrus, wie der Kalif nur zögernd den Christen die Hand gereicht und zwar verhüllt, und nur nach dem größten Widerstreben sich dazu habe bequemen können seine

Rechte zu entblößen, da er dies als eine Schmälerung seiner Hoheit angesehen habe. Und dies alles zu einer Zeit, wo das Kalifat bereits zu einem Puppenspiel geworden war und eine mächtige Hand eingriff in die Geschicke Ägyptens.

Kenfi, der Sultan von Aleppo und Atabek, d. h. Statthalter von Mosul, hatte nach und nach die kleineren türkischen Herrschaften unter seine Botmäßigkeit gebracht und 1144 auch das christliche Odeffa erobert; sein Sohn Nureddin versuchte die Selbstherrschaft nach Ägypten auszu dehnen, indem er ein großes Heer unter dem tapfern Kurdenhäuptling Schirkuh dahin entsandte, zum Schein, um dem bedrängten Sultan Schawer zu helfen, in Wirklichkeit aber um sich in der ägyptischen Hauptstadt festzusetzen. Schirkuh bemächtigte sich Kairos, beseitigte den Sultan und nahm dessen Herrscheramt in Besitz; und als der kühne Kurde bald nachher starb, wurde sein Neffe Saladin der Erbe seiner Macht und seiner Entwürfe. Dieser trug sich mit hohen Gedanken; beim Tode des Kalifen Aladhid 1171 — nach christlichen Berichten soll er von Saladin ermordet sein — ließ er alle Nachkommen desselben töten und als so das kaiserliche Kalifat vernichtet war, gebot der strenggläubige Sunnite als unumschränkter Herrscher über Ägypten. Und da das große Reich Nureddins nach dessen Hinscheiden in Stücke zu brechen drohte, bemächtigte sich Saladin auch des ganzen muhammedanischen Syriens, nahm den Titel Sultan an und erließ das stolze Gebot, daß bei den Gebeten in der Moschee nur der Kalif von Bagdad und sein Name genannt werde.

Der außerordentliche Mann, der jetzt in den Vordergrund der morgenländischen Geschichte tritt, war aus niederem Stand entsprossen. Sein Vater Ejub (Hiob) und sein Oheim Schirkuh, aus dem kriegslustigen Stamme der Kurden, verdankten ihre spätere hohe Stellung allein ihrem Schwerte, das sie im

Dienste Zenkis und Nureddins gebrauchten; besonders Schirkuh zeichnete sich in den vielen Kämpfen Nureddins gegen die Christen aus und rühmend erzählte man von ihm, wie er in siegreicher Schlacht mit eigener Hand den fränkischen Mann erschlugen, welcher den Christen das heilige Kreuz vortrug. Die tapfern Kurden überhäufte ihr dankbarer Herrscher mit Geschenken und Würden und machte sie zu Statthaltern großer Gebiete; und in dieser Zeit des aufsteigenden Glanzes wurde dem Statthalter Ejub im Jahre 1137 ein Sohn Jusuf (Joseph) geboren, der später unter dem Namen Saladin alle seine Vorfahren überstrahlen sollte. Seine Jugendzeit verriet den künftigen großen Mann nicht; in Mosul und Damaskus erzogen, in allen Wissenschaften der Araber gebildet und sorgfältig in den Lehren des Islam unterwiesen, vergingen ihm die ersten Jahre, ohne daß das Verlangen sich wie seine Ahnen kriegerisch hervorzuthun in ihm bemerkbar wurde. Mit Widerwillen, und nur weil Nureddin es gebot, folgte er seinem Oheim Schirkuh nach Aegypten; losgerissen aus den Freuden der großen geistig erregten Stadt erschien ihm dieser Kriegszug nach seinen eigenen Worten „wie ein Gang zum Tode.“ Nun aber entfaltete sich rasch das außerordentliche Herrschertalent Saladins, das ihn bald zum Abgott seines Volkes machte. Einstimmig priesen ihn die Muselmänner als den tapfersten Vorkämpfer ihrer bedrohten Religion; bei seinem strenggläubigen Eifer für die echte Lehre des Propheten und seinem frommen Sinn in Befolgung aller vorgeschriebenen Gebote war sein Herrschernamen Salaheddin oder nach abendländischer Aussprache Saladin, der „das Heil des Glaubens“ bedeutet, kein inhaltsloser Ehrentitel; er selber sah die Bekämpfung der Christen und den Sieg des Islams als seine Lebensaufgabe an und in den jahrelangen Vorbereitungen sammelte er die muhammedanische Macht und umspannte zum vernichtenden Stoße die christlichen Reiche in

Vorderasien. Größer als die vielgepriesenen Selbstschußdenfürsten Zengi und Rureddin entfaltete er eine Fülle menschlich schöner Eigenschaften, und nur zuweilen, wenn er auf unerwarteten Widerstand stieß oder ein Nebenbuhler zu bekämpfen war, brach durch seine Milde und Heiterkeit ein Zug wilder Grausamkeit hindurch, der an den orientalischen Herrscher erinnerte. Sein Volk rühmte an ihm die echten Tugenden des Morgenländers: seine Freigebigkeit, die mit so vollen Händen ausstreute, daß sein Schatz immer leer war, seine Gastlichkeit, seine Leutseligkeit gegen arm und niedrig, seine ritterliche Tapferkeit, die auch an dem Feinde die Vorzüge zu schätzen wußte, seine durch nichts zu trübende Gerechtigkeit und Unparteilichkeit im Sprechen des Urtheils. Saladin ist das vollendete Abbild eines Orientalen mit vielem Licht und wenig Schatten; und gerade deshalb wußte auch das Volk so viel von seinem großen Herrscher zu erzählen. Bewundernd berichtete man, wie der mächtige Sultan einst eine Frau, die zu klagen kam, für später wieder beschied, weil er augenblicklich keine Zeit habe, und wie sie, im Vertrauen auf das Gefühl von seiner Herrscherpflicht, ihm zugerufen: Warum bist du denn unser König, wenn du nicht unser Richter sein willst? worauf Saladin, ohne erzürnt zu werden, sofort ihre Klage entschied. Allmählich spann die lebhafteste Phantasie des Morgenländers um ihn einen Sagenschleier, der das Bild des Mannes verschönert haben mag; aber von seiner Größe zeugt doch das übereinstimmende Urtheil der christlichen Geschichtschreiber, die noch dazu vorwiegend Geistliche waren. Sie alle preisen an dem großen Gegner ihres Glaubens seine Redlichkeit, sein Festhalten an dem gegebenen Wort, seine Milde gegen die Gefangenen, die er nicht selten mit seinem Gelde großherzig loskaufte, seinen ritterlichen Sinn, der König Richard Löwenherz selber das Geständnis abzwang, daß Saladin des Rittertums würdig wäre.

Während sich die muhamedanische Welt unter einem großen Fürsten zum Kampfe gegen das Christentum zuschloß, waren die Verhältnisse des Königreiches Jerusalem so trübselig geworden, daß der Geschichtschreiber jener Zeit, Wilhelm von Tyrus, mit den Worten des Psalms ausrufen konnte: Der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen.

König Balduin litt an unheilbarem Siechtum und der von dem kranken König erwählte Nachfolger Balduin, der Sohn seiner Schwester Sibylla und des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, war erst fünf Jahre alt, so daß man mit Recht klagte, man habe zwei Könige, von denen der eine todkrank, der andere ein unmündiges Kind sei. Das innere Zerwürfniß stieg noch, als Sibylla nach dem Tode des Markgrafen Wilhelm dem schönen, längstgeliebten Ritter Guido von Lusignan ihre Hand reichte und bei dem raschen Hinsterben der beiden Könige ihrem Gemahl die Krone zuzuwenden suchte. Es gelang ihr, den tapfern und entschlossenen Reichsverweser, Graf Raimund von Tripolis, bei Seite zu drängen und damit den einzigen Mann zu entfernen, der in dieser Zeit der Not den gefährdeten Staat hätte leiten können. Die nun folgende Krönung Guidos war ein klägliches Puppenspiel in ernstester Zeit. Der mitverschworene Patriarch von Jerusalem holte die im Schatze der heiligen Grabeskirche aufbewahrte Königskrone hervor und überreichte sie der Gräfin Sibylla mit den Worten: „Ihr seid eine Frau und bedürft eines Mannes, der euer Reich regiere. Nehmet deshalb diese Krone und setzet sie auf dessen Haupt ihr wollt. Alsdann rief Sibylla ihren Gemahl Guido zu sich und dieser empfing knieend die Krone aus ihren Händen. So wurde der letzte König von Jerusalem gekrönt, am 19. September 1186. Graf Raimund, der vielleicht selber an die Königswürde gedacht hatte, sammelte seine Scharen und versuchte zuerst Widerstand zu leisten; dann

aber, als sein Anhang von ihm abfiel, schloß er ein Bündnis mit dem Erzfeind Saladin ab.

Noch wurde eine Zeitlang das Verderben abgewehrt, als König Guido einen dreijährigen Waffenstillstand von Saladin erlangte. Aber das Reich war der Vernichtung geweiht. Ohne sich um die Waffenruhe zu kümmern, überfiel der ritterliche, aber leichtfertige Fürst Reinald von Chatillon, ein Vasall des Königs, von seiner festen Burg Krak aus eine Karawane muselmännischer Kaufleute, die von Damaskus nach Arabien zog, plünderte ihre Güter und warf die Reisenden in Ketten. Vergebens forderte Saladin Bestrafung des frechen Räubers; Guido wagte den mächtigen Lehnsmann nicht anzutasten. Da schwur der Sultan sich selber Genugthuung zu verschaffen und den Fürsten Reinald, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme, eigenhändig niederzuhauen. Zugleich entbot er in seinem weiten Reiche die Heerscharen zum heiligen Kriege wider die meineidigen Christen.

Um der drohenden Gefahr zu begegnen, versuchte der König zunächst eine Versöhnung mit dem noch immer grossen Grafen Raimund herbeizuführen; zu dem Zwecke brach eine glänzende Gesandtschaft, an der sich auch die beiden Großmeister der Templer und Johanniter beteiligten, zu ihm nach Tiberias auf. Um dieselbe Zeit aber war ein türkischer Heerhaufe zu Roß und zu Fuß unter des Sultans Sohn im Gebiete von Akkon erschienen und forderte Durchzug durch des Grafen Gebiet um ins Land der Christen einzurücken. Raimund wagte nach seinen eben vorhergegangenen Verhandlungen mit Saladin nicht den Vormarsch zu verweigern, warnte aber die königlichen Gesandten ihre Reise zu ihm fortzusetzen. Kaum hatte der ungestüme Großmeister der Templer die Kunde von den Türken vernommen, als er die Templer der benachbarten Burgen zum Kampf entbot und auch den Großmeister des

Hospitals Roger du Moulin zur Waffenthat aufforderte. So warfen sich 140 Ritter und 500 Fußknechte am 1. Mai 1187 am Bache Rischon auf die Ungläubigen; aber die Christen erlagen trotz ihrer Tapferkeit der zehnfachen Übermacht, nur der Großmeister der Templer mit drei Brüdern und einzelnen Knappen entkam dem blutigen Gemetzel, alle übrigen wurden erschlagen oder gefangen, auch der Meister des Hospitals war unter den Toten. Mit den Köpfen der erlegten Feinde auf den Lanzen zogen die siegreichen Türken über den Jordan zurück. Unter dem Schrecken dieser Niederlage erfolgte die Versöhnung Raimunds mit dem Könige Guido am Josephsbrunnen in der Ebene von Dotaim. Beide zogen nach Jerusalem zurück um das heilige Kreuz anzubeten und Anstalten zur Verteidigung des Landes zu treffen.

Auf Raimunds Vorschlag vereinigte sich das Christenheer an der Quelle Saffuria, westlich von Tiberias, um abzuwarten was Saladin unternehmen werde. An diesem altgewohnten Sammelplatze, von wo so manches Mal die Ritter des Reiches zur Kriegsfahrt aufgebrochen waren, kamen die christlichen Streiter zum letzten Kampfe zusammen. Es erschienen die Templer und Hospitaliter mit ihren Großmeistern, ferner Graf Raimund von Tripolis, Fürst Reinald von Chatillon, Balian von Naplus, Walther von Cäsarea, aus Antiochien der Sohn Bohemunds Raimund mit 50 Rittern; im ganzen 2000 Ritter, 18000 Fußknechte und eine große Schar leichtbewaffneter Bogenschützen; ein größeres Heer hatte das heilige Land selten aufgeboten. Auch der Patriarch von Jerusalem Heraclius war zum Streit aufgefordert worden und eingeladen mit dem heiligen Kreuze zu den Kämpfen Christi zu kommen. Er aber fürchtete den Märtyrertod, denn das Licht des Glaubens war in seinem Herzen erloschen; deshalb erschien er nicht und schickte die Bischöfe von Ptolemais und Sidon als Träger des Marter-

holzes. Spottend sagte man ihm nach, es wäre ihm lästig zum Heere zu reiten und seine Geliebte zu verlassen; zugleich knüpfte man die trübselige Prophezeiung an seinen Namen, wie durch einen Heraclius das heilige Kreuz gewonnen sei, so werde es auch unter einem Heraclius wieder verloren gehen.

Fünf Wochen hatten die christlichen Ritter im Lager von Saffuria gestanden, als der Einbruch der Türken erfolgte. Nach einer Musterung seines Heeres zu Damascus war Saladin an einem Freitage, dem heiligen Tage der Muselmänner, den er vorzugsweise gern zum Beginn wichtiger Unternehmungen zu wählen pflegte, ins Gebiet der Christen eingerückt und hatte sich am nördlichen Ende des Sees von Tiberias gelagert; weithin von Tiberias bis Nazareth trugen seine Scharen die Verwüstung und das ganze Land brannte vor ihrem Angesicht wie ein Feuermeer; er selbst griff die Stadt Tiberias an, die widerstandslös in seine Hände fiel, nur in der Burg der Stadt hielt sich die Gemahlin Raimunds mit ihren Söhnen. Eilboten trugen die Nachricht ins Lager der Christen.

Es war am Tage der Heimsuchung Mariä — am 3. Juli — als der König bei der Kunde von der nahenden Gefahr die Fürsten zum Kriegsrathe berief. Graf Raimund sprach mit überzeugender Gewalt sich dahin aus, den Angriff Saladins in der festen Stellung an der Saffuria zu erwarten. Die Strecke von Saffuria bis Tiberias sei steil und schwierig, auf dem sonnenheißen Wege kein Wasser als der Bach Rischon; in der gegenwärtigen Stellung dagegen hätten sie reichlich Wasser und unbehinderte Zufuhr an Lebensmitteln, im Fall einer Niederlage einen sichern Rückzug ins Gebirge. Man möge deshalb nicht zum Entsatze von Tiberias ausziehen; lieber wolle er, daß die ihm gehörende Burg und seine Gemahlin in die Gewalt der Heiden falle als daß das ganze heilige Land verloren ginge. Trotz des Widerspruches, den der Großmeister



des Tempels erhob, drang seine Ansicht durch und um Mitternacht trennte sich die Versammlung. Doch der Großmeister konnte sich nicht beruhigen; noch in derselben Nacht begab er sich zum König und stachelte den Unschlüssigen zum Handeln. Ob er denn eine christliche Stadt vor seinen Augen in der Gewalt des Feindes sehen wolle, da er doch an der Spitze eines so großen Heeres stehe. Wenn er sich zurückhalte, möge er wenigstens dem Großmeister gestatten mit seinen Brüdern zum Kampf auszuziehen, denn lieber wollten die Templer ihre weißen Mäntel ablegen als an den Heiden die Schmach ungerächt lassen, die ihnen am Bache Rischon widerfahren. Der König in seiner Schwäche gab nach, die Trompeten im Lager riefen zum Aufbruch, umsonst mahnten die unmutigen Barone ab. Noch in derselben Nacht waffnete sich das Heer zum Kampfe.

Am frühen Morgen erfolgte der Ausmarsch, in der Vorhut Graf Raimund, weil der Zug durch sein Gebiet ging, dann der König und das heilige Kreuz in der Mitte, die Templer und Balian von Ibelin mit seinen Rittern deckten den Rücken, zu beiden Seiten die übrigen Scharen. Es war ein beschwerlicher Marsch; immer umschwärmt von türkischen Reitern, das glühende Land bergauf, bergab; auf halbem Wege bei Marescallia rastete das vom Durst gequälte Heer, nicht nur die Mühsal des Zuges, auch unglückverheißende Zeichen brachen die Kraft der Streiter. Noch als man bei Saffuria stand, hatte eine alte Frau bereits zweimal das Lager umwandelt und mit ihren geheimnisvollen Sprüchen das Christenheer verstrickt, bis man sie glücklicher Weise vor vollendetem Zauber ergriff und ins Feuer warf; aber mit Schauder erzählte man sich, daß sie unverletzt auf den brennenden Scheitern geblieben sei, bis endlich ein Knecht sie mit der Lanze durchbohrt habe. Nun bei Marescallia wiederholten sich die erschreckenden Zeichen. Ein

Kammerherr des Königs wollte einen Adler bemerkt haben, der mit dem Rufe: Wehe, wehe Jerusalem! über das Heer wegflog und in seinen Klauen sieben Pfeile trug, um die Strafen anzudeuten für die sieben Todsünden unter den Christen. So war das Heer in banger, gebrückter Stimmung, als man im Laufe des Vormittags bei Lubia auf die von Saladin geführte Hauptmasse der Feinde stieß. Und doch handelte es sich um Sein und Nichtsein des Reiches und gerade hier mußte die ganze umgebende Natur die Christenstreiter zur nachhaltigsten Tapferkeit entflammen.

Die Gegend ringsum lebte von geweihten Erinnerungen, es war die hochgelegene Hügellandschaft Galiläa, durch die man zog, wo einst dem Volke, das da saß im Schatten des Todes, das Licht aufgegangen war und der Heiland vom Himmelreich gepredigt und die Siechen und Kranken geheilt hatte. Seitwärts von den Dahinziehenden nach Süden lag Nazareth, abgeschieden vom irdischen Treiben in tiefem Frieden zwischen grünen Hügeln; nicht weit davon hob der 1700 Fuß hohe Tabor sein schönes Haupt mit rauschender Waldung hervor, wo der Herr verklärt wurde vor seinen Jüngern und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. Vor ihnen, hinter den Höhenzügen von Hittin und Bethulia, senkte sich die Landschaft steil zum Jordan und eröffnete den Blick auf den sechs Stunden, langen und drei Stunden breiten, klaren und fischreichen See Tiberias oder Genesareth, der tief eingesenkt zwischen edelgeformten Bergwänden und Hügeln 700 Fuß unter dem Spiegel des Meeres liegt. Von zauberischer Schönheit hat man den See vielfach mit dem Genfersee und dem Lago Maggiore verglichen; was ihn aber vor beiden auszeichnet, ist die Weihe heiliger Erinnerungen, die über das galiläische Meer und seine Ufer ausgegossen ist. Noch wird auf dem Wege von Hittin an den See der abschüssige Platz auf den Höhen gezeigt, wo das

Wunder der Speisung der Fünftausend geschah; am Rande des Sees liegt der Berg der Seligkeiten, auf dem die Bergpredigt gehalten sein soll. Am Nordende ragen die Trümmer von Kapernaum, der Stadt, die nach den Worten des Erlösers zum Himmel erhoben, wegen ihrer Ungläubigkeit in die Hölle hinabgestoßen werden sollte. Am galiläischen Meere warfen die Jünger des Heilands als Fischer die Netze aus, er aber sprach zu ihnen: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. So ist das ganze Land Galiläa und der See ein unvergänglicher Zeuge von den Wundern und Lehren des Herrn.

Auf diesem geweihten Boden wurde die entscheidende Schlacht zwischen den Christen und Muhammedanern geschlagen. Der Zusammenstoß erfolgte beim Dorfe Lobia, westlich von den Höhen von Hittin. Umsonst war alle Tapferkeit der christlichen Ritter; am Nachmittage hatten sie noch immer nicht den Gegner zum Weichen zu bringen vermocht, der wohl vor dem stürmischen Anrennen der Gepanzerten ausbog, doch sofort wieder die Glieder schloß. Erschöpft und mutlos hielt man im Kampf inne; während die Entschlossensten die Erneuerung der Schlacht wollten und nach Tiberias durchzubrechen gedachten, riet Graf Raimund auf den nördlich gelegenen Höhen von Hittin zu lagern und erst am folgenden Tage mit frischen Kräften den Kampf fortzusetzen. Es war der Beginn des Verderbens, als der König dem Räte zu folgen beschloß; denn auf den kahlen Höhen fand das verschmachtende Heer keine Labung, gleichzeitig drängten die Heiden dicht um das Christenlager herum, so nahe, daß man mit einander sprechen konnte. Die Not stieg, als auf Salabins Geheiß alles Gesträuch in Brand gesteckt wurde und der qualmende Rauch die Christen belästigte. Die Söhne Esaus, sagt ein alter Bericht, umgaben das Volk Gottes und steckten die Wüste umher in Brand und quälten

die von Hunger und Durst Gepeinigten. Man verbrachte eine fürchtbare Nacht unter den Waffen, in jeder Stunde des Angriffes gewärtig; aber er erfolgte nicht, denn auch die Feinde hielt die Müdigkeit so nieder, daß sie sich kaum zu erheben vermochten. So kam der Tag, es war ein Sonnabend, der 5. Juli, mit ihm die Entscheidung. Man brach in der Richtung nach Tiberias auf, ohne daß es zum stehenden Gefechte kam; aber auch jetzt steckten die weichenden Türken alles Gesträuch auf dem Wege in Brand und der Rauch wehte den Dahinziehenden ins Gesicht. Als man dann um die dritte Tagesstunde auf einem felsigen und schwer zu beschreitenden Boden sich befand — schon lag Tiberias und der See Genesareth vor den Blicken des Heeres — begannen die Türken ernsthafter das Gefecht. Noch kämpften die Ritter mit erprobter Tapferkeit, bald im gemeinsamen Rennen, bald im Einzelgefecht, wie Ort und Gelegenheit es fügte. Ein christlicher Ritter focht mit einem Mamelucken Mangures, den er besiegte und zu seiner Schar führte, wo er ihm den Kopf abschlug. Große Freude war darob unter den Christen, denn sie waren der Meinung, daß der Getötete ein Sohn des Sultans wäre. Endlich erlahmte die Kraft der Ritter und der König forderte jetzt die Fußknechte, die sich auf die Höhen zusammengedrängt hatten, zur Unterstützung auf; sie aber erklärten, sie vermöchten nichts mehr, da sie vor Hitze und Durst verschnachteten. So wichen auch die Ritter; schon war der Bischof von Ptolemais, der das heilige Kreuz trug, von einem Pfeile durchbohrt, niedergefunken und hatte sterbend das Marterholz dem Bischofe von Libba übergeben.

In dieser äußersten Not rief der König den Grafen Raimund auf, mit seiner Schar wider die Heiden zu reiten; er solle das erste Stechen haben, da in seinem Lande die Schlacht geliefert würde. So sprengte denn Raimund und der

Fürst von Antiochien mit einer kleinen Ritterschar in fluchtähnlicher Eile über die Leichen der Erschlagenen auf die Türken los, welche ihre Reihen öffneten und die Anstürmenden durchließen; sie mochten vielleicht den ehemaligen Bundesgenossen ihres Sultans nicht schädigen. Wie ein Hochverrat an der gemeinsamen Sache erschien es, als in diesem wichtigen Moment der Graf mit seinem Anhang vom Schlachtfeld verschwand und auf Tyrus zuritt; jedenfalls war mit seinem Davonsprengen alle Hoffnung dahin. Reiter und Fußknechte drängten sich auf den Höhen zusammen, ihnen nach die Türken, welche Tausende niederschlugen oder in die Abgründe stürzten, den Rest der Verzweifelnden gefangen nahmen. Es ergaben sich der König Guido, des Königs Bruder Amalrich, der Fürst Reinald von Chatillon, der Seneschall Joscelin, der Großmeister des Tempels Gerhard, der Bischof Gotfried von Lidda und viele Ritter, Templer und Hospitaliter. Auch das heilige Kreuz erbeuteten die Sieger. „Das Kreuz“, schrieb Saladin den Seinigen, „ist in unsere Hände gefallen, um welches sie statterten, wie Schmetterlinge um das Licht, dem sie vertrauten wie einem Ball, das Kreuz, der Mittelpunkt und der Leitstern ihres Stolzes, ihres Aberglaubens und ihrer Tyrannei.“

Noch an demselben Tage ließ Saladin die gefangenen Fürsten vor sich führen. Wie er nicht zu maßloser Überhebung sich fortreißen ließ, sondern auf dem Schlachtfelde mit erhobenen Händen Gott für den Sieg gedankt hatte: so empfing er auch die Gefangenen voll Milde und Freundlichkeit, nur auf den Fürsten Reinald von Chatillon, dem er den Tod von seiner Hand geschworen hatte, warf er einen furchtbaren Blick. Dem Könige, der von heftigem Durste gequält wurde, ließ er zum Zeichen seiner Gastfreundschaft einen mit Schnee gekühlten Zuckertrank reichen. Als aber der König getrunken und den Becher auch dem Fürsten Reinald darbot, sprach der Sultan:

„Du giebst ihm zu trinken, nicht ich.“ Denn es ist eine schöne Sitte der Araber und ein Beweis ihres gastlichen Sinnes, daß der Gefangene, sobald er von der Speise oder dem Tranke dessen, der ihn in seine Gewalt gebracht, genossen, dadurch seines Lebens sicher wird. Hierauf ließ er die Gefangenen an den Ort führen, welchen er ihnen angewiesen, und sie mit Speise erfrischen, nach einiger Zeit aber auf den Vorplatz seines Zeltes zurückbringen. Dann rief er den Fürsten Reinald zu sich und forderte ihn auf zum Islam sich zu wenden; als dieser sich weigerte, zog der Sultan sein Schwert und gab ihm einen solchen Hieb, daß er ihm die Schulter ablöste, worauf die Begleiter Saladins das Übrige thaten und den Leichnam vor den Eingang des Zeltes warfen. Den erschrocken König beruhigte Saladin und sicherte seinen fürstlichen Gefangenen das Leben zu; dagegen ließ er alle Hospitaliter und Templer, welche die Sarazenen nicht verschont hatten, wieder töten. „Ist Menschenmord ihr Gelübde“, sagte er, „so mögen auch sie sterben.“ In ritterlichem Stolze verschmähten sie es, ihr Leben durch Annahme des Islam zu erkaufen; auch nicht Einer wurde wankend, sie bewahrheiteten das Wort, das ein früherer Großmeister der Templer gesprochen: der Templer giebt für seine Auslösung nicht mehr als seine Schärpe oder sein Schwert. Wegen dieser Bereitwilligkeit für den Heiland ihr Leben zu opfern, sah man — so erzählt eine Sage aus dieser Zeit — während drei Nächte über den unbegrabenen Leichnamen der Märtyrer ein himmlisches Licht schweben.

Wie Heuschreckenschwärme überzogen nun die Türken das heilige Land vom Berge Carmel bis nach Joppe und Libba und vom Berge Tabor bis nach Jericho und in die Wüste, in welcher der Heiland vierzig Tage und Nächte gefastet hatte. Überall schändeten sie die geweihten Stätten, besleckten in Nazareth die Kirche der Jungfrau Maria mit dem Blute der

Christen, verwüsteten die Stadt Naplus und den Brunnen, an welchem Christus mit der Samariterin geweilt hatte; bis in die Nähe Jerusalems streiften die Scharen, plünderten Bethania, wo der Heiland den Lazarus vom Tode erweckte, selbst die Kirche auf dem Ölberge, in deren Mitte den Gläubigen die Fußstapfen des Erlösers gezeigt wurden, verschonten sie nicht. Im ersten Schrecken fielen Städte und Burgen in die Hände der Sieger: Beirut, Sidon, Ptolemais oder Accon, die reichste Handelsstadt der Christen, Cäsarea, Joppe. Ascalon wurde noch eine Zeitlang von wenigen tapfern Rittern gehalten, dann gegen die Freilassung des Königs Guido dem Sultan übergeben. Es fehlte an einem entschlossenen Führer, der in dem auseinanderfallenden Königreiche sich hätte an die Spitze stellen können; Graf Raimund, seit seiner hochverrätherischen Flucht von Christ und Türk verachtet, war nach Tripolis entwichen und hier eines plötzlichen Todes gestorben. Rühmlich hielt sich von den Städten Tyrus, wo so eben der kühne Markgraf Konrad von Montferrat eingetroffen war und alle Angriffe Saladins abgeschlagen hatte; der Sultan ließ auch bald von Tyrus ab, ihn lockte als höchster Kampfpreis Jerusalem.

Gern hätte er die auch den Muhammedanern heilige Stadt ohne Schwertstreich genommen; aber alle seine milden Bedingungen waren von den Bewohnern zurückgewiesen worden, so daß der Sultan, der Verhandlungen müde, endlich schwur, der Stadt mit offener Gewalt Herr werden zu wollen.

Jerusalem war auf eine nachhaltige Verteidigung keineswegs gerüstet. Von allen Seiten hatte sich das arme wehrlose Volk dahin geflüchtet und die Stadt überfüllt; dazu fehlte es an hinreichendem Lebensvorrat und an Verteidigern, lag doch die ganze Ritterschaft auf dem Schlachtfelde von Hittin oder in den Fesseln der Türken; auch war kein Mann da, der mit

Umsicht und Entschlossenheit die Leitung hätte übernehmen können. So mußte man es denn als ein Glück ansehen, als Balian von Ibelin, aus türkischer Gefangenschaft befreit, in Jerusalem eintraf. Er war bei der Eroberung von Beirut gefangen worden, hatte aber gegen Übergabe seiner Burg Ibelin seine und der Seinigen Befreiung erlangt und dabei geloben müssen, fürderhin nicht mehr die Waffen gegen die Muselmänner zu tragen. Nun aber bestürmten ihn die Bürger, den Oberbefehl in der Stadt zu übernehmen; der Patriarch Heraclius ermahnte ihn, nicht die heilige Sache zu verlassen und dadurch auf sich und sein ganzes Geschlecht eine unverilgbare Schmach zu laden; denn das wäre eine größere Sünde als wenn er den einem Ungläubigen geleisteten Eid bräche. Balian gab diesen Vorstellungen nach und übernahm den Befehl; zugleich aber meldete er es dem Saladin, der damals vor Ascalon lag, fügte die Gründe hinzu, weshalb er sein dem Sultan gegebenes Wort gebrochen habe, und bat schließlich um sicheres Geleite für seine Gattin und Kinder nach Tripolis. Großherzig gewährte Saladin seine Bitte und ließ die Angehörigen Balian's nach Tripolis geleiten.

Am 19. September erschien Saladin vor den Mauern Jerusalems und schlug sein Lager im Westen und Norden der Stadt auf vom Thore Davids bis zum Thore des heiligen Stephan. Nach achttägigen erfolglosen Kämpfen zog er sein Heer ganz nach der Nordseite, jenseits des Stephansthores bis ans Thal Josaphat und den Ölberg, von wo einst auch Gottfried von Bouillon den Sturm auf die heilige Stadt gerichtet hatte. Nach einem mißlungenen Ausfall steigerte sich Verwirrung und Schrecken in der Stadt und mit dem Rufe: heilige Mutter, hilf uns! rannten die Flüchtigen durch die Straßen; bald nachher gelang es den Türken in der Nordostecke der Mauer eine große Bresche zu legen. Die Lage wurde immer



mißlicher, als nun die Knechte sich weigerten, selbst gegen eine Belohnung von 5000 Byzantinern, die wenigen Ritter während der folgenden Nacht in der Verteidigung der gebrochenen Mauer zu unterstützen. Da blieb freilich Balian nichts anderes übrig als mit Saladin Unterhandlungen anzuknüpfen; aber diese verliefen zunächst erfolglos, denn der Sultan stellte jetzt harte Bedingungen, auch war es seinen Sarazenen gelungen, während der christliche Abgeordnete im Türkenlager verhandelte, die Mauer zu ersteigen und die Fahne Saladins aufzupflanzen. Es ist zu spät zum Unterhandeln, sprach der Sultan; siehe, die Fahne des Propheten weht auf Jerusalems Mauern. Voll Schrecken wandte sich Balian, er sah die gefürchtete Fahne auf einem Mauerturm, doch nur eine Weile, ein deutscher Ritter mit wenigen Gefährten hatte die Türken zurückgedrängt und das Banner Saladins auf die Erde hinabgestürzt. Am folgenden Tage begannen die Besprechungen aufs neue; der milder gestimmte Sultan ließ mehr und mehr von seinen Forderungen nach, bis man sich endlich dahin einigte, daß die Einwohner für ein Lösegeld die Stadt frei sollten verlassen dürfen, und zwar für jeden Mann 10 Goldstücke, jede Frau 5, Kinder 2 und 1 nach dem verschiedenen Alter; 7000 arme Männer oder die entsprechende Zahl von Frauen und Kindern sollten für 30000 Goldstücke gelöst werden. Am Freitag den 2. Oktober wurden die Schlüssel der Stadt überliefert, am 3. Oktober 1187 hielt Saladin seinen feierlichen Einzug in Jerusalem.

Daß sie es mit einem großmütigen Sieger zu thun hatten, erkannten die ängstlichen Bewohner sofort. Einst waren Ströme Blutes geflossen, als die Christenritter in das besiegte Jerusalem einzogen und wilde Mordlust entweichte die Stätte, wo der Erlöser das Wort der Barmherzigkeit und Bruderliebe gelehrt hatte. Der türkische Sultan dagegen hielt seine Hände

rein vom Verbrechen. Freilich wurde von ihm, dem eifrigen Bekenner Muhammeds, alles möglichst entfernt, was an das Christentum erinnerte; er ließ den Tempel Salomonis mit Rosenwasser säubern, die Kirchen zu Moscheen weihen, die Glocken, den Christen Ruferinnen zum Gebet, den Muhammedanern ein Greuel, zerbrechen, die Kreuze niederwerfen; auch das goldene Kreuz auf dem Tempel Salomonis wurde in den Staub gerissen und als es in voller Wucht zu Boden stürzte und zerbrach, da erhob sich ein so lauter Schmerzensschrei unter den Christen, daß „die Erde bebt.“ Ein Imam verkündete auf dem Salvarienberg, auf der Leidensstätte des Heilands, den Glauben an den Propheten Muhammed und verfluchte die Irrlehre der Christen; dem ganzen Morgenlande sollte der Sieg des Islam sichtbarlich gezeigt werden. Auch daß des Sultans Bruder Malek al Adel an dem Orte, wo Christus das heilige Abendmahl eingesetzt hatte, mit seinen Emirs ein lärmendes Gelage abhielt, war sicher nicht ohne Absicht geschehen. Im übrigen bewahrte Saladin das Maß, das ihn vor Überhebung schützte; er empfing, wie sein Kanzler erzählt, die Glückwünsche seiner Großen in seinem Zelte, „mit bescheidener Miene und in würdevoller Haltung, strahlende Freude auf seinem Angesicht. Die Thüren seines Zeltes blieben jedermann offen und er machte reiche Geschenke. Man las die Briefe des Fürsten, welche das glückliche Ereignis verkündeten; die Trompeten zeigten es an, alle Augen vergossen Freudenthränen, alle Herzen schrieben demütig diese Erfolge Allah zu; aller Mund feierte das Lob des Herrn.“

Seine Menschlichkeit zeigte er sofort nach seinem Einzuge, indem er in jeder Straße zwei Edle und zehn Knechte aufstellen ließ, um der Wildheit seiner Türken zu wehren und die Ruhe in der Stadt zu erhalten. Noch schöner strahlte sie nachher, als es sich um die Lösung der gefangenen Christen

handelte. Sein Bruder Malek al Abel hatte sich vom Sultan tausend Gefangene erbeten und diese ohne Lösegeld freigegeben; Saladin, der sich nicht gern an Großmut übertreffen ließ, sprach: „Weil mein Bruder Milbthätigkeit gezeigt hat, so will auch ich solche üben.“ Er gab sogleich 1400 Armen die Freiheit und entließ auch die in der Schlacht bei Hittin gefangenen Ritter und Bürger, als die Frauen und Angehörigen derselben unter Wehklagen und Thränen seine Gnade anflehten. Bei solcher Milde brachte das Lösegeld dem Sultan nur 220 000 Byzantiner und auch diese schenkte er theils an seine Emirs, theils verwandte er sie zur Unterstützung der fortziehenden Christen. Nachdem alles geordnet war, verließen die Bewohner aus dem Thore des heiligen Lazarus die Stadt, die Königin, der Patriarch, die Ritter und viel Volk unter dem Geleite muselmännischer Reiter, welche im Auftrage ihres Herrn die Auswanderer auf dem Wege vor allen Fährlichkeiten schützen sollten. Auch begann ihre Not erst, als sie den christlichen Boden betraten; sie hatten vielfach von Plünderungen und Mißhandlungen zu leiden, der Graf von Tripolis verschloß ihnen sogar die Thore der Stadt. Besser erging es der Schar, welche nach Alexandria wanderte. Als sich hier die pisaniſchen, genuesiſchen und venetianiſchen Schiffer weigerten, die Unglücklichen, welche die Überfahrt nach Europa nicht bezahlen konnten, in ihre Schiffe aufzunehmen, erklärte Saladins Statthalter: „Das sei ferne, daß durch die Harttherzigkeit ihrer Brüder die zu Grunde gehen, welche mein großer Sultan retten wollte.“ Und er hielt die Schiffe im Hafen zurück, bis die Seeleute mit einem feierlichen Eide das Geleite der Armen nach Europa gelobt hatten.

So verging das Königreich Jerusalem; nur Tyrus und die nordſyriſchen Städte Tripolis und Antiochien waren noch im Besitze der Christen. Aber schon rüstete sich das Abend-

land und als erster der mächtige Schirmherr der Christenheit Kaiser Friedrich, um mit dem siegreichen Sultan den Kampf um die heiligen Stätten zu beginnen.

### Achtzehntes Kapitel.

#### Rüstungen zum Kreuzzug.

Als die Kunde vom Falle Jerusalems nach Europa kam, wurde das Abendland aufs heftigste erregt; die Zeiten Gottfrieds von Bouillon schienen wiederzukehren und besonders durch Frankreich und England ging eine mächtige Bewegung. Gleich bei der ersten Nachricht hatte der älteste Sohn des Königs Heinrich Herzog Richard das Kreuzzugsgelübde abgelegt; bald darauf waren auch die Könige beider Länder an der Grenze Frankreichs und der damals zu England gehörenden Normandie zusammengekommen, wo seit undenklichen Zeiten die englischen und französischen Fürsten unter der uralten Ulme bei Gisors zu verhandeln pflegten, hatten sich die Hände zum Friedensbunde gereicht und einen gemeinsamen Kreuzzug gelobt. Groß war der Jubel und die Begeisterung zu der beabsichtigten Heeresfahrt; von allen aber, die nicht daran teilnahmen, erhob man den Saladinsechten, d. h. ein Zehntel der Einkünfte und beweglichen Habe. Eine Zeitlang freilich entzweiten sich die Könige auf neue und Philipp ließ sogar zum Zeichen seiner feindlichen Gesinnung die alte Ulme bei Gisors umhauen; doch wurde der Friede hergestellt, als Heinrich II. starb und sein Sohn Richard mit dem Beinamen Löwenherz die englische Krone trug. Nun nahm man die unterbrochenen Rüstungen wieder auf und im

Frühling 1190 war man zum Aufbruche bereit. Damals standen die Deutschen bereits auf asiatischem Boden.

Friedrich Barbarossa fühlte bei seiner Anschauung vom römischen Kaisertum aufs lebhafteste die Verpflichtung als Schirmherr des Abendlandes die Waffen zu ziehen; auch hatte er bei seiner Anwesenheit in Italien im Jahre 1184 dem Patriarchen Heraclius und den Großmeistern des Hospitals und vom Tempel, die hilfesuchend in Verona erschienen waren, seinen Schutz gegen Sultan Saladin zugesagt. Die innern Wirren des Reiches jedoch hatten ihn an der Ausführung des Planes gehindert; immer noch war ein trotziger Reichsfürst zu bekämpfen und auch der Friede mit der Kirche nicht abgeschlossen. Aber bei der wachsenden Kreuzzugsbewegung suchten Papst Gregor und nach ihm Clemens III. die Versöhnung mit dem Kaiser; der milde Clemens, dem als die höchste Aufgabe der Kirche die Befreiung des heiligen Grabes erschien, ließ den von Rom so lange aufrecht gehaltenen Folmar von Trier fallen und erklärte sich ebenfalls bereit König Heinrich mit der Kaiserkrone zu schmücken. Am Ende seiner Laufbahn hatte der Kaiser den Kampf mit der Kirche siegreich abgeschlossen; schwieriger wurde die innere Ordnung des Reiches.

Erzbischof Philipp von Köln hatte sich trotz kaiserlichen Gebotes nicht in Worms zur Verantwortung gestellt und erschien auch, zum zweiten Male vorgeladen, im Dezember 1187 auf dem Reichstage zu Straßburg nicht. Ehe nicht der widerspenstige Reichsfürst sich fügte, war für den Kaiser an eine in die Ferne gerichtete Unternehmung nicht zu denken; und doch brach damals auch in Deutschland das Feuer der Begeisterung in den Herzen durch. Der Bischof von Straßburg sprach auf dem Reichstage mit solcher Gewalt von der Trübsal im Morgenlande, daß selbst der Kaiser sich der Thränen nicht erwehren konnte und ein elsässischer Ritter Siegfried zuerst mit dem Kreuze sich

schmücken ließ; fünfzehnhundert Ritter und eine Menge niedern Volks folgten seinem Beispiel. Zum 27. März 1188, einem Sonntage, der den verheißungsvollen Namen Laetare Jerusalem (freue dich, Jerusalem) trug, wurde ein neuer Reichstag nach Mainz ausgeschrieben, wo über die Beteiligung des Reiches und des Kaisers an dem beabsichtigten Kreuzzuge beraten werden sollte. Inzwischen bemühte sich der Kaiser, den Trotz des Erzbischofs zu brechen und alle drohenden Verwicklungen mit dem Auslande zu beseitigen. In einer persönlichen Zusammenkunft Friedrichs und des französischen Königs zu Mousson an der Grenze beider Reiche erklärte sich Philipp II. bereit, den Trierer Erzbischof Folmar aus seinen Landen auszuweisen; ebenso wurde hier die langschwebende Frage über die Erbschaft von Navarr zu Gunsten Deutschlands entschieden, denn Graf Balduin von Hennegau, der vom Kaiser unterstützte Bewerber, wurde als rechtmäßiger Erbe anerkannt, der von Frankreich aufgestellte Graf von Champagne mit seinen Ansprüchen abgewiesen. Nun beschloß der Kaiser auch gegen den Kölner Erzbischof vorzugehen, dem durch die Ausgleichung Friedrichs mit Frankreich und durch den sich anbahnenden Frieden mit der Kirche die Hauptstützen seines Widerstandes entzogen waren. Als der Kaiser das Weihnachtsfest 1187 zu Trier feierte, beschwerte er sich vor den versammelten Fürsten, daß er im vorgerückten Alter noch von dem Kölner Erzbischof gezwungen werde ein Heer zu sammeln und gegen seinen Willen ein Reichsland zu verwüsten. Philipp, der immer mehr vereinsamte, verstand die Drohung, die in dieser Beschwerde lag; er erschien deshalb auf dem zu seiner Verantwortung angesetzten Reichstag zu Nürnberg, im Februar 1188; es war die dritte Vorladung gewesen, folgte er auch dieser nicht, mußte er die Reichsacht gewärtigen und er wußte es, daß der gereizte Kaiser alsdann seine Macht zerschlagen werde, wie er

es einst dem Welfenherzog gethan. Zu Ende wurde die Sache aber auch hier noch nicht geführt, sondern die Entscheidung auf den nahe bevorstehenden Reichstag zu Mainz verschoben.

Der glänzende Reichstag zu Mainz, „der Reichstag Christi“, wie man ihn nannte, machte allen Zweifeln ein Ende. Zunächst veranlaßte der in Deutschland erschienene Kardinal von Albano die Ausöhnung des Kaisers mit dem Erzbischof. Philipp von Köln beugte sich vor der kaiserlichen Majestät und reinigte sich durch dreifachen Eidschwur von der Anschulldigung, als ob er durch sein Ausbleiben auf den früheren Reichstagen der Hoheit des Kaisers habe troßen wollen. Die Kölner lösten sich durch eine Buße von 2260 Mark; auch mußten sie eins ihrer Thore niederreißen und den Stadtgraben an vier Stellen auf eine Länge von 400 Fuß ausfüllen, doch erhielten sie die Erlaubnis Thor und Graben gleich am folgenden Tage wieder herstellen zu dürfen. Nun wandte man sich zu der eigentlichen Aufgabe des Reichstages, dem beabsichtigten Zuge nach dem Morgenlande. Nannte man doch den Mainzer Tag den Reichstag Christi, weil man sich Christus als Leiter inmitten der Versammlung dachte und Friedrich hatte demüthigen Sinnes auf den Voratz in derselben verzichtet. Ein vom Kardinal von Albano verlesenes päpstliches Schreiben forderte die Gläubigen zur Befreiung Jerusalems auf; dann sprach insbesondere Bischof Gotfried von Würzburg in gewaltigen Worten, welche die Versammelten bis zum Stöhnen und Weinen erregten. „Friedrich saß mitten unter den Seinen und lauschte den begeisterten Kriegsrufen. Thränen rollten über seine Wangen, aber noch immer zauberte er im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten der Fahrt, bis er sich an seine Getreuen wandte mit der Frage, ob er das Kreuz gleich jetzt nehmen solle oder ob er es verschiebe auf eine spätere Zeit. Mit lautem Zurufe drängten sie sich um ihn und baten ihn stürmisch nicht mehr zu zögern.

Da konnte auch er nicht mehr dem Wehen des Geistes widerstehen und empfing das Zeichen der Gottesstreiter aus den Händen des Bischofs Gotfried; seinem Beispiele folgten Fürsten, Geistliche, Tausende von Rittern und unermesslich viel Volk.“ Damit inzwischen alle notwendigen Vorbereitungen getroffen werden könnten, wurde der Aufbruch des Heeres bis auf den 23. April 1189 verschoben, den Tag des heiligen Georg, der als der Schutzpatron der Wallfahrer galt.

Auch hatte der Kaiser zunächst mit der Ordnung des Reiches vollauf zu thun. War es doch bei dem hohen Lebensalter des Herrschers ein nahe liegender Gedanke, daß er von dem Zug ins ferne Morgenland möglicherweise nicht wieder in die Heimat zurückkehre, und so galt es sein Haus und sein Reich beim Weggange zu bestellen. Noch immer saß Heinrich der Löwe grollend in seiner Burg zu Braunschweig und der Kaiser wagte es nicht, den ehrgeizigen Welfen in Deutschland zurückzulassen, wenn er selber auf Jahre in die Weite zöge. Er lud ihn daher nach Goslar, wohin er gegangen war um die noch immer zerrütteten Zustände Sachsens zu ordnen. Heinrich erschien auch, dem Worte des Kaisers gehorsam, und hier ließ ihm Friedrich die Wahl zwischen drei Vorschlägen: entweder sollte er gegen Aufgabe aller weitem Ansprüche teilweis das Verlorene wieder erhalten oder auf Kosten des Kaisers den Kreuzzug mitmachen oder, wenn er keins von beiden wollte, für sich und seinen erstgeborenen Sohn Heinrich geloben, auf drei Jahre den Boden Deutschlands zu meiden. Heinrich wählte die dreijährige Verbannung; er wollte weder eine Verminderung und Verstümmelung seiner alten Ehren freiwillig zugeben, noch als Diensmann des Kaisers nach dem Morgenlande ziehen, wo er einst als mächtiger Fürst so ehrenvoll empfangen worden war. So begab er sich zum zweiten Mal in die Verbannung nach England.



Wichtig ferner erschien ein feierlich bestätigter Friede mit der Kirche. Clemens III. hatte sich allen Wünschen des Kaisers willfährig gezeigt und die Reichsgesandten Friedrich von Straßburg und den Protonotar Heinrich von Utrecht freundlich aufgenommen. Sie brachten dem Kaiser die Bereitwilligkeit des heiligen Vaters nach Hagenau im Elsaß, wo Friedrich im Ostern 1190 verweilte, und hier wurde auch der Friede zwischen Reich und Kirche in aller Form abgeschlossen. Daß der Papst sich ebenfalls bereit erklärte, König Heinrich zum Kaiser zu krönen, wenn dieser nach Rom komme, mußte dem scheidenden Herrscher um so wichtiger erscheinen, da er gerade den 21 jährigen Heinrich, schon seit längerer Zeit sein Stellvertreter, namentlich im Süden der Alpen, als Reichsverweser zurückließ. Jetzt erst, nachdem der Friede mit der Kirche gesichert war, betrachtete er sich gänzlich als Kreuzritter; noch in Hagenau empfing er Pilgerstab und Muschel, die Sinnbilder des Wallfahrers, und begab sich von da nach Regensburg, dem Sammelplatz des Kreuzheeres.

Auch schon in seinen Vorbereitungen ist der Kreuzzug Friedrichs eine ganz außerordentliche That, die uns den alten Kaiser in seiner vollen Größe zeigt. Wie er sich vorsichtig und nichts überstürzend zuerst den Rücken deckt durch die Sprengung des reichsfeindlichen Bundes, den ein ungetreuer Vasall mit den Unzufriedenen im Reich und mit dem Auslande zu knüpfen sich bemüht, so bahnt er sich auch vorwärts die Wege zu einer möglichst sichern Erreichung seines Zieles. Nicht in der wilden Sturmflut der früheren Züge gedachte er unversehens und ohne vorhergegangene Verhandlungen mit den befreundeten und verfeindeten Mächten in fremde Länder einzubrechen; dem Ausbruch ging ein diplomatischer Verkehr voran, welcher auswärtige Verbündete zu gewinnen und Erleichterungen auf dem langen Wege für das marschierende Heer zu verschaffen suchte. Gerade

daß man es hieran früher hatte fehlen lassen, war dem Erfolg der ersten Kreuzzüge so verderblich gewesen. Der Erzbischof von Mainz ging im kaiserlichen Auftrage nach Ungarn zum Könige Bela, um über freien Durchzug und wegen Lieferung des Proviantes zu einem mäßigen Preise zu verhandeln; zu gleichem Zwecke wurde eine Gesandtschaft nach Serbien geschickt. Die Verhandlungen hatten einen günstigen Erfolg; mit Ungarn einigte man sich über einen geringen Kaufpreis für Futter und Getreide, und von Serbien erschienen im Weihnacht 1188 Gesandte vor Friedrich zu Nürnberg, welche erklärten, ihr König sei in Hinblick auf die Ankunft des Kaisers von der größten Freude erfüllt und wisse in diesem Leben nichts Angenehmeres als daß er hoffen könne, den Beherrscher der Römer in Gestalt eines Pilgers durch sein Land ziehen zu sehen; seine Hauptstadt bereite sich darauf vor ihn mit der größten Feierlichkeit würdig zu empfangen. „Der Kaiser“, berichten die alten Annalen, „beschenkte diese Gesandten reichlich und lobte Gott, daß er von Königen, welche er kaum jemals hatte nennen hören, so hoch geachtet werde.“

Wichtig vor allem war eine Vereinbarung mit Griechenland; die früheren Kreuzzüge hatten hinlänglich gezeigt, wie sehr byzantinische Hinterlist und Begehrlichkeit den Fortgang der Pilgerwaffen gehemmt hatten und wie nur gegen Leistung des Lehnseides Gottfried von Bouillon mit seinen Kriegerscharen an die asiatische Küste gelangt war. Friedrich mußte sich möglichst bindende Versprechungen verschaffen, daß seinem Vormarsche keine Hindernisse bereitet würden; und selbst dann, wenn der griechische Kaiser es ehrlich meinte, waren die Zustände in Byzanz gerade um diese Zeit so trostlose und zerrüttete, daß noch Gefahren genug für die Durchziehenden übrig blieben. Nach dem Tode Manuels 1180 war das Reich in fortwährender innerer Bewegung. Sein Sohn Alexius, beim

Tode des Vaters dreizehn Jahre alt, war von dem Better des Toten, dem 67jährigen Andronikus Komnenus, ermordet worden und dieser hatte sich mit Hilfe des großstädtischen Pöbels die Kaiserkrone angeeignet. Aber nicht lange erntete er die Frucht des Verbrechens; von unzufriedenen Flüchtlingen aufgestachelt, brachen die sicilischen Normannen ins Land und drohten selbst Konstantinopel anzugreifen; da erhob sich die Masse des Volkes in der Hauptstadt gegen den Tyrannen, tötete ihn und setzte einen elenden Sproß des Kaiserhauses Isaak Angelus auf den griechischen Thron. Freilich gelang es dem tüchtigen Feldherrn Isaaks Alerius Branas die Normannen in einer großen Schlacht nahe bei Amphipolis zurückzuwerfen, aber Aufruhr und Verschwörung wucherten in dem verkommenen Reiche fort, und während der erbärmliche Schwächling mühsam sein Regiment behauptete, erhoben sich die Serben gegen die byzantinische Oberhoheit und die Walachen und Bulgaren sahen ebenfalls darauf ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Unter diesen Verhältnissen sah der griechische Kaiser dem Durchmarsch der deutschen Wallfahrer mit Schrecken entgegen.

Im Dezember 1188 erschien zu Nürnberg eine griechische Gesandtschaft; deren Führer, der schlaue und gewandte Kanzler Johannes Dukas, den Befürchtungen seines Kaisers Ausdruck gab, daß Friedrich möglicherweise feindliche Gesinnungen gegen das byzantinische Reich hege und wenn er nicht ausreichende Sicherheit gebe, so werde der griechische Kaiser den Kreuzfahrern den Marsch in jeder Weise erschweren, insbesondere die bulgarischen Pässe besetzen. Friedrich ließ nach damaliger Sitte durch drei Fürsten, die Herzöge Friedrich von Schwaben und Österreich und den Bischof von Würzburg, beschwören, daß ihm jede feindselige Absicht fremd sei, worauf die griechische Gesandtschaft im Auftrage ihres Herrn einen Freundschaftsvertrag mit dem Kaiser abschloß; sie versprach freien Durchzug und

freies Geleit, Proviant und Futter für das Vieh gegen angemessene Bezahlung, Transportschiffe am Hellespont in ausbreichender Menge; dagegen gelobte der Kaiser eidlich durch die drei Fürsten, beim Durchzuge keinerlei Gewaltthatigkeit zu gestatten, sobald jene Versprechungen erfüllt würden. Mit den Griechen ging dann eine deutsche Gesandtschaft zurück, die aus dem Bischofe Hermann von Münster, dem Grafen Heinrich von Diez, Rupert von Nassau, dessen Verwandten Walrab und dem kaiserlichen Kämmerer Markward bestand, offenbar in der geheimen Absicht, die Ausführung des Vertrages bei den Griechen, denen Friedrich nicht traute, zu überwachen, und die Folge hat auch gezeigt, daß des Kaisers Mißtrauen gerechtfertigt war, da der meineidige Grieche fast um dieselbe Zeit mit Saladin in geheime Verhandlungen sich einließ.

Auch mit dem Sultan von Iconium Kilidsch Arslan hatte Kaiser Friedrich durch den Ritter Gotfried von Wisenbach eine Verbindung angeknüpft und da der mächtige Sultan Saladins bedrohliche Nähe fürchtete, so war er einem Bunde mit dem deutschen Kaiser keineswegs abgeneigt. So traf denn im Weihnacht 1188 in Nürnberg eine überaus glänzende Gesandtschaft ein, tausend Personen mit fünfhundert Pferden, sagen die alten Annalen, welche kostbare Geschenke überreichten und von ihrem Sultan die Versicherung brachten, daß er dem Kaiser und seinem Heere zur Unterstützung auf dem Marsch und zu unermüdlicher Hilfe zu Gebote stehe. Freundlich hörte Friedrich ihre Worte an und entließ sie reich beschenkt in ihre ferne Heimat.

Erfolglos blieben natürlich die Verhandlungen mit Saladin selber; auch dachte Friedrich gar nicht daran, daß der Sultan auf die ihm gestellten Forderungen eingehen würde; doch erschien es dem bis dahin bestehenden freundschaftlichen Verhältniß zwischen den beiden großen Fürsten angemessen, die

drohende Kriegserklärung unter unannehmbare Friedensvorschläge zu verbergen. Graf Heinrich von Diez war bereits im Mai 1188 als deutscher Gesandter zu Saladin abgereist und überbrachte die Forderungen des Kaisers, der Sultan solle das Gebiet des Königreiches Jerusalem räumen, das heilige Kreuz, welches bei Hittin in seine Hände gefallen war, ausliefern, und für die im letzten Kriege umgekommenen Christen Genugthuung leisten; wenn er auf diese Bedingungen nicht eingehe, so werde nicht nur das römische Reich, sondern der ganze Erdkreis gegen ihn zu Felde ziehen. Saladin erkannte die Gefährlichkeit des ihm bevorstehenden Kampfes, dennoch konnte er die Forderungen nicht zugestehen, wenn er nicht seine vorherrschende Stellung in der muslimännischen Welt opfern wollte; auch waren sie für einen hochfinnigen Herrscher geradezu unannehmbar. In seinem Antwortschreiben stellte er die Gegenforderung, daß die Christen ihm alle syrischen Städte, die noch in ihrem Besitze wären, auslieferten; alsdann wolle er das heilige Kreuz herausgeben, die christlichen Gefangenen entlassen, einen christlichen Priester am heiligen Grabe dulden und Wallfahrten nach Jerusalem gestatten. Es war die offene Kriegserklärung; dem beabsichtigten Aufbruche des Christenheeres stand nun nichts mehr im Wege.

Zur Erwägung stand, ob der Zug zu Wasser oder zu Lande vor sich gehen solle. Friedrich entschied sich für den Landweg, wobei folgende Gründe bestimmend gewesen sein mögen. Wenn auch der Seeweg der bequemere war und die italienischen Seestädte, so wie König Wilhelm von Sicilien bei ihrem freundlichen Verhältnis zum Kaiser sich würden bereit gezeigt haben die erforderliche ungeheure Zahl von Schiffen zu liefern, so blieb es doch andrerseits ungewiß, ob nicht Saladin vor dem Erscheinen des deutschen Heeres die letzten christlichen Hafenstädte im Morgenlande erobert haben würde, wodurch ja

eine Landung mit den großen Truppenmassen schwierig, ja geradezu unmöglich gemacht war. Dagegen konnte für den Landweg manches angeführt werden, was die Expedition erleichterte; wenn es gelang, die Geneigtheit des ungarischen Königs, der serbischen und walachischen Fürsten zu gewinnen, gegen die Tücke des griechischen Kaisers sich zu schützen: so war die Küste Kleinasiens ohne große Mühseligkeit zu erreichen und bis an die Grenze Iconiums der Weg geebnet. Mit dem Sultan dieses Landes, dem Gegner Saladins, im Bunde, hatte man die gefährlichsten Feinde der früheren Pilger, die Selbstschützen von Iconium, nicht zu fürchten und man konnte ungefährdet bis nahe an das Gebiet Saladins heranrücken. Und alle diese einleitenden Schritte hatte Kaiser Friedrich anscheinend mit dem besten Erfolge gethan; so entschied er sich für die alte Straße Gotfrieds von Bouillon, die er unter unendlich günstigen Verhältnissen entlang zu ziehen hoffte.

Aber nicht nur durch diplomatische Verhandlungen, sondern auch durch die sorgfältigste Rüstung suchte der Kaiser den schließlichen Erfolg seines großen Unternehmens zu sichern; denn auf einem schlagfertigen Heere beruht doch schließlich alles militärische Gelingen. Er sah dabei nicht auf die Zahl, sondern auf die Tüchtigkeit seiner Kämpfer; die großen Haufen mit dem sich ihnen anhängenden abenteuernden Gefindel hatten sich auf den früheren Zügen durchaus ungeeignet zur Ertragung der Drangsale und zur Bekämpfung der Feinde gezeigt. So waren Hunderttausende ruhmlos und ohne Nutzen für die gemeinsame Sache zu Grunde gegangen. Deshalb schloß Friedrich alle Besitzlosen und Abenteurer von seinem Heere durch die Bestimmung aus, daß, wer nicht mindestens 3 Mark Silber (ungefähr 120 Mark unseres Geldes) besäße, bei Strafe der Acht von dem Zuge sich fern zu halten habe; denjenigen aber, welche eine größere Summe zur Verwendung hatten, wurde eine mög-

licht sorgfältige Ausrüstung anempfohlen. So kam denn wirklich ein auserlesenes Heer zustande, das gegen die ungeheuren Schwärme der früheren Kreuzzüge gering zu nennen war; denn die ganze Zahl wird 100 000 Mann nicht überstiegen haben, darunter 20 000 Ritter, und Friedrich selber war, als er sein Heer bei Regensburg musterte, über die geringe Anzahl desselben betroffen, so daß er, wie ein Chronist erzählt, an der Ausführung des Zuges zu verzweifeln begann. Hatte doch Gottfried von Bouillon einstmals 300 000 gutgerüstete Krieger, König Konrad der Hohenstaufe allein 70 000 Ritter um sich gesammelt. Aber es wird nur eine vorübergehende Anwandlung des Unmutes beim Kaiser gewesen sein; er war ein zu guter Soldat um nicht zu wissen, daß dieses verhältnismäßig kleine Heer, das aus Rittern und waffengeübten Knechten ohne lästige Anhängsel bestand, gerade ganz besonders geeignet war die in weite Ferne gerichtete Expedition glücklich durchzuführen. Die Schlagfertigkeit des Heeres wurde noch gefördert durch eine große Menge von Krankenwagen, welche Friedrich im Laufe des Winters anfertigen ließ; sie sollten die auf dem Marsche schwach Gewordenen aufnehmen, „damit nicht der Kranke den Gesunden aufhalte, andererseits die Schar der Hinterschmachtenden wegen des fortzusetzenden Marsches nicht zurückgelassen würde und elendiglich umkomme.“

Soweit menschliche Voraussicht den Ausgang eines weit-schichtigen Unternehmens sicher stellen konnte, war dies von Kaiser Friedrich geschehen, ehe er sich nach Regensburg, dem Sammelplatze des Heeres, begab. Trotz des unaufhörlichen Wanderns der kriegerischen Scharen in den ersten Monaten des Jahres 1189 auf allen Straßen des Reiches, brach das Heer nicht an dem festgesetzten 23. April, sondern erst am 11. Mai auf; so lange dauerte es, bis sich die Kreuzfahrer, deren Zahl der Kölner Annalist übertreibend mit dem Sand

am Meer und den Sternen am Himmel vergleicht, völlig gesammelt hatten. Doch eröffnete der Kaiser am 23. April, dem heiligen Georgentage, den glänzenden Reichstag zu Regensburg und zeigte sich noch einmal, umgeben von den Fürsten des Reiches und unzähligen Rittern, als den gebietenden Herrn des Abendlandes. Feierlich übertrug er seinem Sohne Heinrich das Amt des Reichsverwesers, ordnete fürsorglich sein eigenes Haus durch Verteilung von Würden und Ländern an seine Söhne; dann nahm er Abschied von den zahlreich versammelten Fürsten; es war, als dünke ihm selber daß er ginge auf Nimmerwiedersehen. So schied der herrliche Kaiser von seinem Reiche, das durch ihn groß und mächtig geworden und welches wiederzusehen ihm nicht vergönnt war.

### Neunzehntes Kapitel.

#### Friedrichs Kreuzzug und Tod.

Der nun beginnende Kreuzzug ist eine kriegerische Großthat des deutschen Volkes, auf die auch noch wir Spätgeborenen mit berechtigtem Stolz zurückblicken können. Ein auserlesenes Heer unter einem unvergleichlichen Führer zieht in die Ferne, überwindet, von einem überlegenen Genius in allen Fährlichkeiten geleitet und gehoben, die Mühseligkeiten des Marsches und steht nahe vor dem ersehnten Ziel, als der jähe Tod des Kaisers in einem kleinen asiatischen Bergfluß dem kühnen Unternehmen ein unerwartetes Ende macht. In seiner Vorbereitung und besonders in seiner umsichtigen Leitung ist dieser Kreuzzug



eine so großartige militärische Expedition, daß wir ihm keine zweite Kriegsthat im Laufe des Mittelalters zur Seite zu stellen wissen.

So lange man sich auf deutschem und ungarischem Boden bewegte, verlief alles ohne Hindernis und glückverheißend. Der Kaiser fuhr die Donau hinab, während das Heer auf der Landstraße entlang zog. In Passau schloß sich am 15. Mai der Bischof Dietpold und dessen Dean Tageno, dem wir wertvolle Notizen über den Kreuzzug verdanken, mit mehreren Chorherren dem Zuge an. Am 18. Mai erreichte man Wien, wo Herzog Leopold den Kaiser und das Heer mit großen Festlichkeiten empfing und aufs glänzendste bewirtete. Dann betrat man den ungarischen Boden am 24. Mai, und hier, wo man die deutsche Heimat hinter sich ließ und die letzten das Geleite gebenden Getreuen sich verabschiedeten, machte der Kaiser bei Presburg eine viertägige Rast, um das in langem Zuge marschierende Heer zu sammeln und eine Marsch- und Lagerordnung festzusetzen. Leider besitzen wir diese nicht mehr; doch wissen wir, daß der kaiserliche Erlaß, welcher die strenge Aufrechterhaltung der Disciplin bezweckte, von allen Kreuzfahrern beschworen werden mußte und daß zeltweise Richter ernannt wurden, welche nach den festgesetzten Bestimmungen ihr Urtheil sprachen. Zugleich hielt der Kaiser eine große Musterung über das versammelte Kreuzheer ab; es war die letzte Pfingstfeier der Wallfahrer in Europa.

Die freundliche Fürsorge des Königs Bela hatte alle Hindernisse des Weiterzuges durch Ungarn möglichst beseitigt; bereits in Presburg an der Grenze seines Landes hatte er den Kaiser durch Gesandte begrüßen lassen, in Gran, wo das Heer am 4. Juni erschien, empfing er und seine Gemahlin Margarethe, die Schwester des französischen Königs Philipp August, ihn persönlich und ehrte ihn mit reichen Geschenken; Bewunderung

erregte besonders ein kostbares, mit Scharlach geziertes Zelt, das mit einem prächtigen Bett und einem Stuhle von Elfenbein ausgestattet war. Hier wurde auch die Verlobung des Kaisersohnes Friedrich von Schwaben mit der Tochter des Königs in frischer Lebenslust gefeiert; glänzende Festlichkeiten reiheten sich aneinander, bis sie mit einer zweitägigen Jagd auf der Donauinsel abschlossen. Den ritterlichen jungen Fürsten, in dem alle Vorzüge der Hohenstaufen in hohem Maße sich vereinigten, der später als Führer seiner Schwaben in der Vorhut des Heeres sich den Preis der Mannhaftigkeit erworben, umfränzte zum letzten Male Lebensfreude und Lebensglück, ehe er in Tod und Verderben ritt; denn wie seinem großen Vater war auch ihm und Tausenden des Heeres die Rückkehr ins Vaterland nicht beschieden. Unwillkürlich erinnert dies fröhliche Verlobungsfest des Staufenjünglings an den jungen Giselher der Nibelungen Sage, der am Hofe Rüdigers sich verlobt und von dem festlichen Gelage ins Land der Hunnen zieht, wo er mit seinem ganzen Geschlecht erliegt.

Nachdem das Pilgerheer mit reicher königlicher Spende erfrischt war, brach es, verstärkt durch ungarische Scharen, nach Süden auf, überschritt die Drau und die Sau und erreichte Anfang Juli über Belgrad das Thal der Morawa. Nochmals wurde über das Heer, welches in dicht aufeinander geschlossenen Massen lagerte, eine Musterung abgehalten; denn während des Marsches war neuer Zuzug gekommen und die Gesamtzahl des Heeres soll in dieser Zeit auf 150 000 wohlbewaffnete Krieger, Ritter und Knechte, gestiegen sein. Die Stimmung war vortrefflich, noch gedachte man der gastlichen Aufnahme bei dem Ungarnkönig, dessen Gebiet man nun verließ. Auch der Kaiser zeigte sich wohlgenut und ordnete zu Belgrad ein großes Turnier an, wobei er sechzig Knappen zu Rittern schlug. Da man der griechischen Grenze nahe stand, schärfte er durch strenges

Gericht die Mannszucht aufs neue: zwei elsässische Edle wurden wegen Friedensbruches enthauptet, andere mit Abhauen der Hände bestraft. Bei Brandiz, da wo die Morawa in die Donau fällt, verabschiedete sich König Bela vom Kaiser und schenkte beim Gehen in fürstlicher Freigebigkeit dem Heere viele Wagen voll Mehl; als Gegengabe überließ ihm der Kaiser alle Schiffe, die ihm von Regensburg bis hierher nachgefolgt waren, nun aber, da der Zug ins Innere des Landes ging, überflüssig wurden.

Man stand jetzt an der Grenze des griechischen Landes und nun begannen auch die Mühseligkeiten des Zuges. Die Straße führte an der Morawa entlang aufwärts bis Nissa durch eine wilde Berggegend, den Bulgarenwald, den sieben Jahre früher auch Heinrich der Löwe nur unter großen Beschwerden durchzogen hatte. Die Bewohner, ungezähmt und räuberisch, bloß dem Namen nach unter griechischer Herrschaft, die in dieser fernen Grenzgegend sich kaum bemerklich machen konnte, belästigten das Heer und überfielen die Nachzügler, die, wenn sie ihnen in die Hände fielen, qualvoll getötet wurden. Hier und da flogen giftgetränkte Pfeile aus dem Dunkel der Wälder auf die Dahinziehenden. Schon jetzt sprach man im deutschen Heer von dem Verrat des griechischen Kaisers, der diese Wegelagerer zum Überfall anstifte. Auffällig war es jedenfalls, daß er, wie die Sitte der Zeit es erheischte, Kaiser Friedrich nicht an der Grenze hatte begrüßen lassen. Entschuldigend erklärte eine später eintreffende griechische Gesandtschaft, ihr Herr habe den fremden Herrscher nicht empfangen können, da er zu dieser Zeit mit der Belagerung der aufrührerischen Stadt Philadelphia in Kleinasien beschäftigt sei. Friedrich nahm die Entschuldigung gleichmütig hin und wies zugleich die serbischen und bulgarischen Fürsten mit ihren gegen Byzanz gerichteten Anträgen von sich. Als er in Nissa angelangt war,

erschien der serbische Großschupan (Großgraf) Nemanja vor ihm und erbot sich, in Verein mit dem ruhmwürdigen Kaiser gegen den treulosen Byzantiner zu kämpfen und das neu-eroberte Gebiet von Nissa bis Sofia als deutsches Lehen zu nehmen. So verlockend dies Anerbieten war, lehnte der Kaiser, der noch immer an dem mit Isaak zu Nürnberg abgeschlossenen Vertrage festhielt, das Bündnis ab; er habe, sprach er zum Fürsten, sein Schwert gegen Ungläubige gezogen und nicht gegen die Griechen, wenn aber diese den Vertrag brechen und seine Leute überfallen sollten, so werde er sie wie die Ungläubigen behandeln. Dieselbe Antwort erteilte er dem Walachenfürsten Kalopetros, der seit dem letzten Winter in offenem Aufstande gegen Isaak sich befand. Dem Kaiser war darum zu thun, möglichst bald durch die griechischen Länder hindurchzukommen, und das ließ sich nur erreichen, wenn der Friede mit Byzanz erhalten blieb. Auch war in Nissa ein griechischer Gesandter Alexios mit neuen Friedensversicherungen erschienen; wenn nur die Deutschen ihren Verpflichtungen nachkämen, erklärte er, solle es ihnen an Führern und Lebensmitteln nicht fehlen; ein bei Sofia zusammengezogenes griechisches Heer brauche des Kaisers Argwohn nicht zu erregen, da es gegen die auf-rührerischen Serben aufgestellt sei.

Der Kaiser nahm freilich auch diese Versicherungen ruhig hin, beschloß jedoch beim Aufbruch alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die einem so zweifelhaften Verbündeten gegenüber nötig waren. Wie wenn es nun zum Kampfe ginge, ließ er das Heer in vier großen Treffen marschieren. Das erste bildeten nach altem Reichsrecht Bayern und Schwaben unter dem Herzog Friedrich von Schwaben, Bannerträger war Graf Berthold von Neuenburg; das zweite Treffen bestand aus Böhmen und Ungarn, von denen jede Nation ihren eigenen Bannerträger hatte; im dritten marschierten wieder Bayern unter dem Herzog

Berthold von Meran und Dalmatien, mit ihnen vereint die Scharen von sechs Bischöfen, die Würzburger unter einem besondern Bannerträger, dem Grafen Poppo von Henneberg. Im vierten Treffen zog der Kaiser selber, in seinem Gefolge der Erzbischof von Tarantaise, der Bischof von Meissen, die beiden Grafen von Holland und sechzehn andere Grafen. Zum Bannerträger hatte er Graf Rupert von Nassau erwählt, damals noch als Botschafter in Konstantinopel. Ein fünftes Treffen wurde später in Philippopel aus Fußgängern und brauchbaren Troßknechten gebildet.

Am 30. Juli brach man von Nissa auf und zog in südöstlicher Richtung auf Sofia. Die Gegend wurde immer wilder und unwegsamer; die Straße lief durch Schluchten und über Höhen, häufig gesperrt durch Verhaue von Felsblöcken und Bäumen; dazu hielten fortwährende Überfälle der unbändigen Bevölkerung den Marsch des Heeres auf. Mehrere Male kam es zu ernstern Zusammenstößen, in welchen die deutsche Tapferkeit Gelegenheit fand sich zu bewähren; unbarmherzig knüpfte man die Gefangenen an die nächsten Bäume auf, und nicht selten erfuhren die hinten im Heereszuge Marschierenden erst durch den Anblick der am Wege erhängten Feinde von den Kämpfen ihrer vorausgezogenen Waffenbrüder. Als eines Abends der Herzog Berthold mit zwölf Rittern in der Nachhut des dritten Treffens die Wache hielt, wurde er von einer weit überlegenen Schar angegriffen; nach kurzem Gefechte schlug der Herzog die Feinde in die Flucht, tötete viele, 24 Gefangene aber, welche die Sieger an die Schweife ihrer Pferde festbanden und ins Lager schleiften, wurden wie Wölfe bei den Füßen am Galgen aufgehängt. Nach 14 tägigem höchst angestrengten Marsche, auf welchem man kaum 25 Meilen zurückgelegt hatte, kam man am 13. August nach Sofia, wo man das von den Griechen versprochene Geleite und ein Angebot von Lebensmit-

teln zu finden hoffte. Aber die in einer fruchtbaren Ebene gelegene, kreisförmig von Gebirgsmassen umschlossene Stadt war von den Bewohnern verlassen; die ermüdeten Kreuzfahrer fanden nichts als öde Straßen und kahle Mauern, alle Vorräte hatten die abziehenden Städter auf Geheiß des griechischen Statthalters mit sich genommen. So war hier an Rast und Erfrischung nicht zu denken; gleich am folgenden Tage brach man wieder auf, neuen Beschwerlichkeiten entgegen, die den Verrat des griechischen Kaisers offenbar machten. Als man nämlich die Höhe des westlichen Balkan erstiegen hatte, fand man die Trajanspforte, den zwischen steilen Klippen und tiefen Abgründen eingeklinkten Engpaß, welcher den Eingang von Bulgarien nach Thracien deckt, von Feinden besetzt, das alte verfallene Bergschloß neu ausgebessert und die Straße versperrt. Schwäbische Rundschafter der Vorhut hatten außerdem in der Nähe eine geordnete griechische Heerschar bemerkt. Sofort wurde die hölzerne Berrammelung niedergebrannt, der Paß erstürmt; der Kaiser selber rückte mit einer Reiterchar den Griechen entgegen, die jedoch bei seinem Nahen schleunigst zurückwichen. Ohne weiteres Hinderniß zog nun das gesamte Heer in die thracische Ebene hinab und ließ das ungastrliche Bulgarien hinter sich.

Am 24. August — dem Bartholomäustage — sah man Philippopol vor sich liegen. Vorsichtig lagerte das Heer in einiger Entfernung, harter Kämpfe gewärtig; aber auch diese große und wohlbefestigte Stadt fand man von ihren Bewohnern verlassen. Der Kommandant derselben hatte von Konstantinopel die widersprechendsten Befehle erhalten; bald sollte er die Stadt verteidigen, bald sie verlassen und die Festungswerke schleifen; in diesem Hin und Her der Beschlüsse war der Kaiser erschienen, die Griechen hatten sich eiligst davon gemacht und mit ihnen die reicheren Bewohner; nur die Armenier, die sich

überall als Freunde der Deutschen zeigten, waren zurückgeblieben und einzelne ärmere Bewohner, die nichts zu verlieren hatten. So rückten am 25. und 26. August die Heerhaufen in die verödeten Straßen ein, ohne Widerstand zu finden. Während man sich nun nach den Anstrengungen der letzten Wochen in dem reich von der Natur gesegneten Landstrich erholte, enthüllte sich der Verrat des Griechenkaisers.

Nicht ein Abbild feiger Schwäche und unmännlicher Ratslosigkeit ist dieser griechische Kaiser. Am liebsten hätte er sich sowohl Saladin als Friedrich vom Halse geschafft; da das aber nicht anging, so versuchte er durch Lug und Trug nach beiden Seiten hin Vorteile aus dem bevorstehenden Zusammenstoße der beiden großen Herrscher zu ziehen. In Nürnberg schloß er einen feierlichst beschworenen Vertrag mit Friedrich; dies hielt ihn jedoch nicht ab, sich ebenfalls, noch ehe das deutsche Heer den griechischen Boden betrat, mit Saladin in Verhandlungen einzulassen. Kaum waren die deutschen Gesandten in Konstantinopel erschienen, als er sein meineidiges Doppelspiel begann; er ließ die Botschafter Friedrichs ins Gefängnis werfen, um sie als Geiseln gegen etwaige Eroberungsgelüste des deutschen Kaisers verwenden zu können, während er die gleichzeitig erschienenen Gesandten Saladins mit der ausgesuchtesten Freundslichkeit empfing. Im Grunde hatte er auch von dem Sultan weniger zu befürchten, da dessen Gebiet durch Armenien und das Selbsthudenreich Iconium von dem seinigen getrennt war; ferner ließen sich bei der Bedrängnis Saladins durch den deutschen Kaiser günstigere Bedingungen für ihn erwarten, und so schloß er denn, als wenn nie in Nürnberg verhandelt worden wäre, mit dem Sultan einen Vertrag ab. In demselben räumte er den Muhammedanern einen Tempel in Konstantinopel ein, verbot seinen Unterthanen bei Gefängnisstrafe das Kreuz zu nehmen oder Getreide und andere Lebensvorräte nach

den syrischen, noch im Besitze der Christen befindlichen Häfen auszuführen, verpflichtete sich den Durchmarsch des deutschen Kreuzheeres durch sein Land möglichst zu hindern; sogar eine Hilfsflotte von hundert Schiffen soll er zugesagt haben. Von Saladins Gegenleistungen wissen wir nichts; nur daß er dem griechischen Gottesdienste in den Kirchen Palästinas Duldung gewährte, steht fest; doch ist anzunehmen, daß der Sultan, als der zumeist Bedrohte, sicherlich mehr und zwar Abtretung syrischer Gebiete versprochen hat.

Bald aber zeigte sich, daß der schlau rechnende Byzantiner bei dem Nahen des deutschen Heeres in die ärgste Klemme geriet. Die Deutschen rückten unaufhaltsam durch alle ihnen bereiteten Hindernisse vorwärts; mitten ins Herz des griechischen Reiches richtete sich der eiserne Schritt ihrer Kolonnen. Mit geheimem Grauen bemerkte der feige Isaak, wie der deutsche Kaiser unverbrüchlich festhielt an dem Nürnberger Vertrage und auch da noch in maßvoller Klugheit alle Verlockungen zum Bruche desselben von sich wies, als der Verrat der Griechen mehr und mehr sich enthüllte. Das hilfsbereite Anerbieten der Bulgaren und Serben hatte er abgelehnt, aber es bedurfte doch nur eines Winkes — und man wußte es in Konstantinopel — um alle diese streitbaren Scharen gegen Byzanz in Bewegung zu setzen, und wo blieb dann dieser elende griechische Herrscher, den einst ein Pöbelhaufe auf den Thron gehoben hatte? Freilich war die Stimmung der Griechen aufs äußerste erregt gegen die Abendländer, die man als Barbaren verachtete, als Ketzer verabscheute; die Deutschen Friedrichs fanden in Kirchen und Privatgebäuden Gemälde, welche Griechen auf abendländischen Pilgern wie auf Reitpferden sitzend darstellten; in Konstantinopel sprach der Patriarch ohne Scheu aus, daß wer auch zehn Mordthaten an Griechen begangen habe, durch die Tötung von hundert Franken sich Vergebung erkaufen könne.



Aber aller unduldsame Haß vermochte das heranrückende Kreuzheer nicht abzuwenden; mancherlei geheimnisvolle Weissagungen gingen in der Hauptstadt um und alle deuteten auf Unheil; die eine lautete: „An dem seit zweihundert Jahren nicht mehr geöffneten goldenen Thore stehe geschrieben: Wenn ein blonder König aus dem Westen kommt, werde ich mich von selbst öffnen.“ Der unwürdige Herrscher des griechischen Volkes schwankte ratlos von einem Entschluß zum andern; seinen schwachen Geist beherrschte ein venetianischer Mönch Dositheos, der ihm einst prophezeit hatte, daß er den griechischen Thron besteigen werde. Als sich nun der Spruch erfüllte, war der Mönch Patriarch von Konstantinopel geworden und seinen Worten traute unbedingt der abergläubische Kaiser. Der hatte nun den Ausspruch gethan, der Herrscher der Deutschen habe es nicht auf Palästina, sondern auf Byzanz abgesehen, er werde auch durch ein bestimmtes Thor in Konstantinopel einziehen, schlimme Dinge verrichten, bald aber nach Gottes Rathschluß Schlimmeres erdulden. Das verkündete Unheil abzuwenden, ließ Isaaß das Thor vermauern, bestieg, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die höchsten Zinnen seines Palastes, von wo man über die Mauern der Stadt in die thracische Ebene hinausjah, und erklärte prahlend, mit seinen spizen Pfeilen werde er den König der Deutschen erlegen. Diese lächerliche, vom Volke selber verspottete Prahlerei schlug dann wieder in mutlose Verzweiflung um, als er vernahm, wie nach und nach die griechischen Städte widerstandslos in die Hände der Deutschen kamen. Als das sicherste Mittel in seiner Not erschien es ihm endlich, den deutschen Herrscher mit byzantinischer Tücke zu umgarnen und, als wäre nie ein Verrat seinerseits erfolgt, mit hochmütigen Forderungen an das früher abgeschlossene Bündnis zu erinnern.

Als Kaiser Friedrich vor Philippopel lagerte, erschien der von ihm früher nach Konstantinopel gesandte ungarische Graf

Lectophoros, von welchem Friedrich das schmachliche Schicksal seiner Botschafter erfuhr. In der Begleitung des Grafen kam auch ein griechischer Abgeordneter mit einem Schreiben seines Herrn, des Inhalts: Kaiser Friedrich gehe mit dem Gedanken um, den griechischen Thron zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Schwaben, umzustürzen; das habe er (Isaak) nicht nur von seinem Statthalter, sondern auch von den Königen von England und Frankreich vernommen (was eine gemeine Lüge war). Verdächtig sei ihm des Kaisers Verhalten zu den serbischen Fürsten. Er verlange deshalb neue Geiseln von den Deutschen und die Hälfte der etwaigen Eroberungen in Syrien, wenn er seine in Nürnberg gemachten Versprechungen erfüllen solle. Friedrich unterdrückte mühsam seine Aufwallung und lehnte alle weiteren Verhandlungen ab, so lange seine Gesandten in Haft gehalten würden; doch ließ er sich durch die Rücksicht auf dieselben nicht in den ihm notwendig scheinenden Maßregeln hindern. Er rückte in das öde Philippopel ein, wo das Heer sich häuslich niederließ. Es war um die Zeit der Weinernte; mit dem Winzermesser zogen die Soldaten in die Weinberge, schnitten die Trauben, kelterten sie und heimsten den Nebensaft ein, wie sie es in ihrer fernen deutschen Heimat zu thun gewohnt waren. Alsdann beschloß der Kaiser das griechische Heer, welches im geheimen den Widerstand der Bewohner geschürt hatte und jetzt in herausfordernder Weise die Straße nach Adrianopel verlegte, die Schärfe des deutschen Schwertes fühlen zu lassen. Von armenischen Christen hatte Herzog Friedrich erfahren, daß der Befehlshaber des griechischen Heeres beabsichtige, auf die um die Stadt zerstreuten deutschen Fütterer einen Überfall zu machen; ihm war nämlich von seinem Kaiser der Befehl zugegangen, keine offene Schlacht zu wagen, sonst aber den Deutschen möglichst vielen Schaden zuzufügen. Um den Feinden zuvorzukommen, brach der Herzog

am frühen Morgen mit fünftausend gepanzerten Reitern auf und warf sich auf die Griechen, die sich des Angriffes nicht versahen. Nur die tapfere Söldnerschar der Alanen leistete entschlossenen Widerstand, fünfhundert fielen, mit ihnen ihr Führer Theodor, der Sohn des Normannensiegers Branas; die Griechen dagegen hatten sofort mit verhängten Zügeln das Weite gesucht, allen voran ihr Feldherr Manuel, der erst am dritten Tage wieder bei den Seinigen auftauchte. Nach diesem Waffengang hielten sich die Griechen in gebührender Entfernung von den Deutschen.

Der Kaiser beschloß in Philippopol längere Rast zu machen. Das Heer stand in der gesegneten Ebene der Marişa, die an Wein, Wasser und jeglicher Nahrung reichen Überfluß bot und deshalb für ein Standquartier besonders geeignet erschien. Auch konnten die Verhandlungen mit den Griechen nicht wirksamer zu Ende geführt werden, als wenn man die reiche Landschaft zu eigener Verproviantierung gründlich ausnützte und dadurch den meineidigen Bundesgenossen zur Entlassung der gefangenen Gesandten und zur Erfüllung des beschworenen Vertrages zwang. Die Deutschen dehnten deshalb von Philippopol nach allen Richtungen ihre Herrschaft aus; Herzog Friedrich und Herzog Berthold nahmen fast ohne Widerstand die wichtige Stadt Veroö, die, stark befestigt, ungefähr zehn Meilen nordöstlich von Philippopol am Südabhang des Balkan lag; der Marschall Heinrich von Kalben eroberte im Norden die sieben Meilen entfernte Burg Scribention, das heutige Sopot; im Süden fiel die in den Ausläufern des Rhodopegebirges gelegene Stadt Landovey nach hartnäckigem Widerstande der Bewohner in die Gewalt der Deutschen, mit ihr die nahe Stadt Petritsch. So legte sich um den Mittelpunkt Philippopol ein Kreis eroberter Burgen und Städte, wodurch eine genügende Basis für die Sicherheit und Lebensfähigkeit des Heeres gewonnen war.

Zugleich befestigte der Kaiser die durch die Widerwilligkeit der Bewohner gelockerte Disciplin der Truppen aufs neue; um Zucht und Ordnung besser zu überwachen, theilte er das Ganze in Abtheilungen von fünfzig Mann und ernannte für jede einen besondern Aufseher, dessen Ausspruch in militärischen und richterlichen Dingen sich die Fünfzig zu fügen hatten; über ihnen stand ein engerer Kriegsrat von 60, dann als sich diese Zahl für eine rasche Geschäftsführung zu groß erwies, von 16, welche gleichsam die oberste Intendantur bildeten. Endlich machte Friedrich auch einen Versuch seine in Konstantinopel gefangen gehaltenen Gesandten zu befreien; er schickte den Kanonikus Bernher von Mainz und den Ritter Gotfried, nachdem er freies Geleit für sie erlangt hatte, an Isaaß ab, welche die friedfertigen Gesinnungen des Kaisers erklären und zugleich das in Nürnberg gegebene Wort dem griechischen Herrscher ins Gedächtnis rufen sollten.

Isaaß hätte am liebsten die beiden Abgeordneten wie die früheren behandelt; doch die Festigkeit Friedrichs, der sich inzwischen auf griechischem Boden häuslich eingerichtet hatte, änderte seinen Sinn. Die Berichte aus der reichen, von den Deutschen besetzten Landschaft lauteten immer trübseliger; so gab er denn endlich widerwillig die Gefangenen frei und ließ mit ihnen eine neue griechische Gesandtschaft zu weiteren Unterhandlungen ins kaiserliche Lager abgehen. Als die Nachricht von dem Kommen der erlösten Waffenbrüder sich unter den Kreuzfahrern verbreitete, ritten ihnen dreitausend Edle sechs Meilen weit entgegen und empfingen sie jubelnd mit hochgeschwungenem Speer und Schild nach altgermanischer Sitte. Die griechischen Botschafter erschrafen über das Gebahren der reckenhaften Gestalten und wurden erst wieder ihres Lebens froh, als Herzog Friedrich beruhigend ihnen zurief, daß dies Waffenspiel nur eine freudige Begrüßung der Heimkehrenden

wäre. Sicherlich mochte auch wohl manchem der wackern Ritter der geheime Wunsch aufgefliegen sein, diesen verlogenen Byzantinern einmal fühlbar die Regeln der Treue und der Redlichkeit in die Schädel einzuprägen. Beim Einzug ins Lager sang die Menge: Heute ist herre din tach, der Kaiser aber umarmte mit Freudenthränen die Verlorengeglaubten unter tausendstimmigem Zuruf der Waffenbrüder. Es war am Tage Simon und Judä, am 28. Oktober, als sie nach viermonatlicher Abwesenheit heimkehrten.

Am folgenden Tage wurden die fremden Gesandten vorge lassen, an deren Spitze der Kanzler Johannes Dufas stand; der Kaiser, durch die vielen Erzählungen seiner Abgeordneten von den überstandenen Leiden und Beschimpfungen mit Recht erbittert, gab den hochmütigen Griechen seine Verachtung dadurch zu verstehen, daß er mit ihnen auch ihre Röche und Reitknechte eintreten und sich neben sie setzen ließ. Das Schreiben Isaaks, welches Dufas übergab, war hoffärtiger denn je; während er sich darin den Beinamen des Heiligen beilegte und sich als römischen Kaiser bezeichnete, redete er Friedrich als König von Alemannien an, dem er zum so und so vielen Male Geleit und Überfahrt nach Asien zusagte und schließlich seine Gnade zusicherte. Friedrich, der nicht mehr durch die Gefahr seiner Abgeordneten zu lästiger Zurückhaltung genötigt war, ließ seinem Unwillen freien Lauf. Ob Isaak nicht wisse, sprach er, daß er seit nahezu 38 Jahren die römische Kaisermürde besitze durch ununterbrochene Erbfolge von Kaiser Karl dem Großen; wenn der Griechen ihm künftighin die schulbige Ehrerbietung verweigere, werde er dessen Briefe zurückweisen. Die Heiligkeit Isaaks bestehe darin, Eidschwüre zu brechen und Gesandte zu mißhandeln. Ohne Genugthuung und Bürgschaft werde Friedrich nicht fortziehen; vor allem müßte den bestohlenen Gesandten ihr Eigentum zurückgegeben werden, und auf die Vorschläge

wegen Lieferung des Getreides und der Transportschiffe könne er nur eingehen, wenn der griechische Herrscher seine nächsten Verwandten und höchsten Staatsbeamten als Geiseln stelle, zur Bürgschaft, daß er nicht wieder wortbrüchig werden wolle.

Die heftige Antwort des Kaisers wurde, abgesehen von dem unverbesserlichen Hochmut des Byzantiners, mit veranlaßt durch einen von den heimgekehrten Gesandten erzählten und vom Heere geglaubten Plan Isaaks, der jedenfalls seine auffällige Bereitwilligkeit die Pilger überzusehen erklärt. Man erzählte sich, daß der griechische Kaiser damit umgehe, wenn das durch Drangsale aller Art 'geschwächte deutsche Heer nach Asien hinüberführe, die vereinzelt Abteilungen desselben auf europäischem und asiatischem Boden zu überfallen. Jedenfalls, mochte dies wahr sein oder nicht, hatte man nach den bisherigen Erfahrungen Grund vorsichtig zu Werke zu gehen. Friedrich berief einen Kriegsrat, der sich dafür entschied, die Winterquartiere in Griechenland zu beziehen; man stand in einer höchst segneten Gegend, während ein Winterfeldzug in den Bergen Asiens bedenklich war; außerdem hatte man noch mit Byzanz abzurechnen, wie auch Kaiser Friedrich bereits den griechischen Abgeordneten erklärt hatte. Zur bessern Verpflegung des Heeres aber war es nötig, immer weitere Gebiete in Beschlag zu nehmen; deshalb rückte am 5. November die Hauptmasse der Truppen in langsamen Märschen auf Adrianopel, welches man am 22. November erreichte und ebenfalls von den Bewohnern verlassen fand. Mit gewohnter Umsicht hatte der Kaiser eine auserlesene Mannschaft unter fünf geistlichen Fürsten in Philippopol und Umgegend zurückgelassen, um die Rückzugslinie zu decken und die Basis für die weiteren Operationen zu sichern.

Auch von dem Hauptquartier in Adrianopel aus nahm man die umliegenden Städte und Burgen in Besitz, teils um die

Verpflegung für die ungeheuren Massen zu erleichtern, theils um feste Stützpunkte zu gewinnen. So fiel im Norden Adrianopels die Stadt Perbaton, welches man für das heutige Provad am Flusse Titschina hält, wohl mit Unrecht, da dies 24 Meilen entfernt ist, in die Hände des Bischofs von Regensburg. Nach hartem Kampfe nahm der Herzog von Schwaben das stark befestigte Timotikon, das heutige Demotika am Einflusse des Kilzenehr in die Marişa. Die Stadt, fünf Meilen südlich von Adrianopel, war von jeher einer der festesten Plätze Thraciens, damals von einer tapfern kumanischen und alanischen Besatzung verteidigt. Ritter Hugo von Worms erstieg zuerst die feindliche Mauer und stürzte sich von da mitten unter die Feinde in die Stadt hinab, bis der Bannerträger des Herzogs und der Marschall Dietmar ein Thor stürmten und dem Ritter Hilfe brachten. Über 1500 Feinde fielen in diesem Kampfe. Des Kaisers Truchseß und Mundschent eroberten Nikiz, das heutige Chaß-Köi, eine kleine Tagereise südlich von Adrianopel. Die nächsten Wochen vergingen unter fortwährenden Kämpfen und Eroberungen, in denen sich des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich, durch seine ritterlichen Streifzüge und seine unermüdlige Fürsorge für die Verpflegung des Heeres hervorthat, so daß die Soldaten ihn scherzend des Heeres Schaffner und Versorger nannten. Auf einem dieser Züge — es war im Februar des Jahres 1190 — drang er zwölf Meilen weit auf der Straße nach Konstantinopel vor, nahm Archadinopolis, das heutige Tschatal-Borgas, und schlug eine aus Walachen und Kumanen bestehende feindliche Heeresabtheilung.

Am 7. Dezember sandte der Kaiser den Herzog Berthold von Dalmatien, Graf Florenz von Holland und Vogt Friedrich von Berg mit 1200 Mann nach Philippopel zurück, um die dort Zurückgebliebenen mit dem gesamten Gepäc und der Beute

ins Hauptquartier zu geleiten; da der Herzog von Dalmatien zugleich mit dem Großgrafen von Serbien über ein etwa zu stellendes Hilfscorps gegen Konstantinopel verhandeln sollte, zog sich die Rückkehr bis in den Februar des folgenden Jahres hin. Die Truppen kamen gerade zur rechten Zeit, um sich an einem glänzenden Gefechte bei Barkun, fünf Meilen westlich von Philippopel in einem Thale der Rhodope, zu beteiligen. Denn auch in dem alten Standquartier hatte man wie bei Adrianopel beständig mit den Griechen zu kämpfen gehabt. Die Stadt Gradiz, deren jetziger Name zweifelhaft ist, wurde von den Deutschen geplündert und niedergebrannt, da sie in den Kirchen und andern Gebäuden der Stadt Gemälde fanden, welche die Kreuzfahrer verhöhnzten. Voll Entrüstung sahen sie abkonterfeit, wie Griechen auf dem Rücken deutscher Ritter saßen und sie wie Pferde an Zäumen lenkten. Der kühne Friedrich von Berg stieg mit kleiner Schar über das Rhodopegebirge in die macedonische Ebene hinab und soll bis in die Nähe von Saloniki vorgeedrungen sein. Es waren zum Theil Waffenthaten, welche an die in den alten Sagen gefeierten Heldenwerke der altgermanischen Rassen erinnerten; so als der Ritter Arnold von Hornberg mit sechzehn Begleitern gegen dreihundert Feinde stritt; unter Anrufung des heiligen Kreuzes drang die kleine Schar kampfesmutig vor, tötete drei feindliche Führer, verwundete viele und schlug die Gegner in die Flucht. Am 15. Januar brach man von Philippopel auf, nachdem man die Stadt niedergebrannt hatte, nicht besser erging es dem seitwärts gelegenen Beroë. Am 6. Februar stand das ganze deutsche Heer um Adrianopel versammelt.

Diese Wochen des griechischen Aufenthalts mochten den streitlustigen Deutschen wie ein verlängertes blutiges Turnier erscheinen, in welchem jeder es dem andern zuvorzuthun versuchte und auf fröhlichen Kriegszügen Waffenruhm und Beute



davontrug. Das reiche Land, welches freilich gründlich ausgefogen und verwüstet wurde, bot Vorräte in Überfluß. Wie das Heer selber über seinen augenblicklichen Aufenthalt dachte, zeigt uns ein Brief des Bischofs Dietpold von Passau an den Herzog von Österreich, dem er folgendermaßen schreibt: „Ganz Macedonien bis an die Mauern Konstantinopels ist uns unterworfen und dient unserm Willen. Städte und Burgen sind in unserer Hand und keiner wagt sich zu rühren. Wir haben Überfluß an allen Gütern, die Waffenbrüder sind bis jetzt alle gesund und unverseht.“ Aber mochte man auch seinen ritterlichen Gelüsten vollauf Genüge thun, dem Kaiser mußte doch alles daran liegen, die Lage der Dinge möglichst bald zu ändern; denn einerseits wurde es ihm trotz seiner eisernen Strenge in Aufrechthaltung der Kriegszucht auf die Dauer schwer, die rauflustigen Truppen bei ihren unaufhörlichen Waffengängen in Ordnung zu halten, andrerseits verlor sich auch das eigentliche Ziel der Unternehmung in die Ferne. Unablässig war deshalb sein Bemühen den griechischen Kaiser zu der geforderten Genugthuung und zum aufrichtigen Festhalten an dem früher gegebenen Worte zu zwingen. Die Unterhandlungen zwischen Adrianopel und Konstantinopel wurden auch während der kriegerischen Monate nicht unterbrochen, aber immer noch hatte der listige Byzantiner mit Ausflüchten und halben Versprechungen sich dem Abschluß eines festen Vertrages zu entziehen gewußt.

Endlich entschloß sich Kaiser Friedrich dem Zaudern ein Ende zu machen. Der Gedanke an einen Zug gegen Konstantinopel war bereits im November in ihm aufgestiegen, und wer mochte ihn tadeln, wenn er die griechische Hauptstadt angriff? Byzantinischer Verrat hatte ihn umgarnt, seitdem er mit dem wortbrüchigen Isaak in Verbindung getreten war, wider alles gültige Recht waren seine Gesandten behandelt worden; dazu

war das Völkergemisch des morschen Reiches nahe daran auseinander zu fallen, so stand der Starke dem Schwachen gegenüber und der Starke hatte das Recht auf seiner Seite. Von Adrianopel schrieb Friedrich am 16. November an König Heinrich in Deutschland, er solle dafür sorgen, daß die italienischen Seestädte zum März eine Flotte nach Konstantinopel schickten, damit man die Stadt von der See- und Landseite zugleich angreifen könne; auch knüpfte er jetzt die Verbindungen mit den Serben und Walachen aufs neue an. Der Herzog von Dalmatien, der an den Großschupan von Serbien gesandt war, erschien am 21. Januar vor dem Kaiser mit Abgeordneten des Fürsten, welche eine bewaffnete Unterstützung für die Begründung und Ausdehnung des serbischen Reiches anboten. Ebenso stellte der Walache Kalopetros 40 000 leichtbewaffnete Kumanen und Walachen zur Verfügung, wofür ihm Friedrich die byzantinische Krone, wahrscheinlich unter deutscher Oberlehensherrschaft, geboten haben soll.

Die letzte Stunde des byzantinischen Reiches schien geschlagen zu haben, wenn nicht Isaak noch im entscheidenden Moment einlenkte. Denn sicherlich wäre dem gewaltigen Hohenstaufen und seinem kriegstüchtigen Heere gelungen, was vierzehn Jahre später einem bunt zusammengewürfelten romanischen Ritterhaufen glückte: das griechische Kaisertum über den Haufen zu werfen. Aber es kam nicht so weit. Isaak erkannte zu seinem Glücke, daß an der Festigkeit des deutschen Kaisers alle trügerische Tücke verloren war; sein Hochmut brach zusammen vor der wachsenden Angst. Dazu kam die Nachricht, daß die Könige von England und Frankreich Anstalten zum Kreuzzuge trafen, daß also neue Zuzüge drohten, während das deutsche Heer noch auf griechischem Boden stand, daß Wilhelm von Sicilien gestorben und der Erbe der von jeher den Griechen gefährlichen Normannenmacht der Sohn des deutschen Kaisers

war. So ging es zu Ende mit dem falschen Doppelspiel; es begannen ernsthafte Unterhandlungen und am 14. Februar brachten die griechischen und deutschen Unterhändler den lang-ersehnten Friedensvertrag ins deutsche Lager nach Adrianopel.

Es war ein Sieg, wie man ihn schöner nicht wünschen konnte. Friedrich, in langjährigen italienischen Streitigkeiten als Staatsmann erprobt, hatte es verstanden, durch zähes Festhalten an dem ursprünglichen Vertrage, durch maßvolle Beherrschung der oft in ihm aufsteigenden Ungeduld und durch rechtzeitige ernste Drohung den glatten und schwerberechenbaren Gegner zu überwinden und zur Erfüllung aller von dem deutschen Kaiser gestellten Forderungen zu zwingen.

„Kaiser Isaak“, heißt es in dem Vertrage, „stellt eine genügende Anzahl von Schiffen zur Überfahrt und räumt den Deutschen zwei Häfen — Gallipoli und Sestos — zur Besetzung ein; alle griechischen Galeeren von Abydos bis Konstantinopel liegen während des Überganges des deutschen Heeres ruhig vor Anker, um bei den Kreuzfahrern keinen Verdacht zu erregen; ebenso werden, so lange die Deutschen noch auf griechischem Boden stehen, die beiden Heere mindestens vier Tagemärsche von einander entfernt sein. Kaiser Isaak gewährt überall reichlichen Markt und es sollen keine höheren Preise gefordert werden als die Griechen zahlen, wobei fürsorglich bei dem erbärmlichen Zustande des griechischen Münzwesens die Werte des deutschen und des byzantinischen Geldes abgeschätzt sind. Werden nicht genug Vorräte feilgeboten, so dürfen sich die Kreuzfahrer dieselben mit Gewalt verschaffen, nur sollen sie sich nicht an dem Leben der Bewohner vergreifen, ihnen nicht die Kleider vom Leibe reißen und kein Vieh fortreiben, überhaupt nicht die Bewohner von ihren Grundstücken fortjagen und andere in deren Besitz einweisen. Alle Unterthanen des Griechenkaisers, mögen es Griechen, Armenier oder Lateiner sein, welche die

Deutschen auf irgend eine Weise unterstützt haben, sind straf-frei. Isaak verzichtet auf jeden Ersatz für die durch die Deutschen erlittenen Kriegsschäden; den deutschen Gesandten, die in Konstantinopel gefangen gefessen, wird voller Schadenersatz gewährt. Der Patriarch Dositheos setzt seine Unterschrift unter die Friedensurkunde; zugleich beschwören fünfhundert angesehene Bürger, Beamte und Hofherren, den Vertrag in der Sophienkirche in Gegenwart des Patriarchen. Ebenso viele Ritter werden im deutschen Lager denselben Eid leisten. Schließlich stellt Isaak achtzehn Geiseln, darunter sechs von kaiserlichem Geblüt, von denen der eine Teil nach dem Übergang über den Hellespont, der andere in Philadelphia an der Grenze des griechischen Gebietes in Asien entlassen werden soll.“

Als die griechischen Geiseln eingetroffen waren, welche auch den Schadenersatz für die mißhandelten kaiserlichen Gesandten im Betrage von 800 Mark Silbers überbrachten, stand dem Aufbruche des Heeres nichts mehr im Wege. Am 1. März rückte der Vortrab unter dem Befehl des Herzogs Friedrich von Schwaben aus den Winterquartieren ab; am nächsten Tage folgte der Kaiser mit der Hauptmasse der Truppen. Man marschierte langsam, wohl weniger aus Mißtrauen gegen die Griechen, die endlich sich beruhigt hatten, sondern weil die Wege durch anhaltende Platzregen zuletzt geradezu grundlos wurden, so daß man einen großen Teil der Gepädwagen und Karren unterwegs zurücklassen mußte. Der Zug ging auf Gallipoli, da man es bequemer fand nur in einem Hafen sich einzuschiffen; am Palmsonntage, den 18. März, gelangte man nach Rossa, dem heutigen Rus-Köi, 13 Meilen südlich von Adrianopel, am 21. März unter großen Beschwerlichkeiten nach Gallipoli. Mit Jubel begrüßte das Heer den Hellespont, als es von der Höhe herab das langersehnte Meer zu seinen Füßen branden sah. Gleich am folgenden Tage, dem Gründonner-

tage, begann die Überfahrt; allen voran der unermüdlche Führer des Vortrabes, Herzog Friedrich, am Charfreitag und Ostersonnabend folgten ihm seine Schwaben und Bayern. Oster- sonntag mußte die Fahrt wegen des immer heftiger werdenden Sturmes unterbrochen werden; so feierte das Heer, zur Ruhe gezwungen, noch auf europäischem Boden das Osterfest. Als die Wogen sich beruhigten, setzten am Montag der Herzog Berthold und der Bischof von Passau, am Dienstag und Mitt- woch der Rest des Heeres über, zuletzt der Kaiser, von fünf Galeeren umringt, unter Trompetenschall der gesamten Flotte. Als er am jenseitigen Ufer landete, rief er siegesfreudig seinen Begleitern zu: „Meine Brüder, seid stark und mutig, denn alles Land ist in unserer Hand!“

Der alte Held hatte Grund so zu sprechen. Das Heer war in ungebrochener Kraft; die Kämpfe und Mühseligkeiten in Griechenland hatten verhältnismäßig wenig Opfer gekostet; die schwerste Einbuße, die man erlitt, war der Abzug der Ungarn, welche König Bela, von seinem Schwiegersohn Isaak bewogen, zurückgerufen hatte; nur drei Grafen mit ihren Leuten ent- schlossen sich zum Weiterzuge. Aber alle Verluste wurden reich- lich ersetzt durch nachziehende Scharen, welche in Griechenland zum Heere stießen. Die Stimmung der Truppen war vortreff- lich; stand man nun doch auf asiatischem Boden, und vor den Gottesstreitern lag winkend das Ziel, das zu erringen sie vor fast einem Jahr aus der Heimat ausgezogen waren. Die Tücke des griechischen Kaisers konnte kein Hindernis mehr berei- ten, der freilich sein falsches Doppelspiel bis zuletzt fortsetzte und nun, da an der Festigkeit des deutschen Heeres seine An- schläge gescheitert waren, seinen Verbündeten Saladin mit Lug und Trug umgarnte. Um dieselbe Zeit, wo das deutsche Heer in ungebrochener Wehrkraft zum entscheidenden Zug aufbrach, schrieb er an den Sultan: „Wenn du die Wahrheit hören

willst, die Deutschen haben viel mehr Schaden gelitten als mir zugefügt. Das Geld ist ihnen ausgegangen, das Zugvieh gefallen, in unaufhörlichen Gefechten haben sie eine Masse von Leuten verloren. Nur mit schwerer Not haben sie sich durch meine Provinzen durchgeschlagen und sind jetzt so geschwächt, daß sie kaum mehr bis an dein Gebiet gelangen können. Jedenfalls werden sie es in einem Zustand erreichen, der es ihnen unmöglich macht irgend etwas gegen dich auszurichten."

Der nun beginnende Zug der Deutschen ist deshalb schwierig zu bestimmen, weil fast keiner der von den Berichterstattern angegebenen Ortsnamen mit Sicherheit nachzuweisen ist. Der Aufmarsch des Heeres erfolgte zunächst in südlicher Richtung an der Küste entlang, dann wandte es sich sofort, um den kürzesten Weg einzuschlagen, im ganzen in südöstlicher Richtung in das Innere des westlichen Kleinasien und zog auf Wegen, die bis dahin wahrscheinlich noch keine Schar eines Kreuzheeres betreten hatte. Da sich die Straße über steile Gebirge und durch dichte Wälder hindurchwand, war man genötigt, die Fuhrwerke zurückzulassen und zahllose Lasttiere mitzunehmen, die auf ihrem Rücken das Gepäck des Heeres schleppten. Die ersten beiden Tage ging der Marsch über Bergrücken und durch tiefeingeschnittene Thäler an den südlichen Abhängen des Göluden-Dagh entlang durch eine wilde, wasserarme Gegend, bis sich das Thal mehr und mehr erweiterte und man am 1. April Spigast, das heutige Bigha am Tschana, dem Granitof der Alten, erreichte. Hier wurde ein Lager aufgeschlagen und ein Rasttag gehalten. Dann zog man in südlicher Richtung weiter und traf am 7. April die von Konstantinopel nach Smyrna und nach Iconium führende Hauptstraße, auf der man an den Trümmern des alten Sardes vorübermarschierte und am 21. April nach großen Beschwerlichkeiten nach Philadelphia, der bedeutendsten griechischen Stadt in Kleinasien, gelangte.

Sie heißt jetzt Allahschehr, zu deutsch Gottesstadt. Auf der ganzen Strecke hatte das Heer von Überfällen und Räubereien der Bevölkerung zu leiden gehabt, ob durch Anstiften Kaiser Isaaks ist nicht ermittelt; die griechischen Geiseln suchten wenigstens ihren Herrn von jeder Schuld zu reinigen und schoben die Belästigungen auf die Wildheit der Bewohner. Friedrich glaubte ihnen; jedenfalls entließ er dem Vertrage gemäß in Philadelpchia die letzten Geiseln, die andern waren bereits nach dem Übergang über den Hellespont freigegeben worden.

Der Kaiser lagerte auf Bitten des griechischen Statthalters vor der Stadt, um alle Reibungen mit den Einwohnern zu vermeiden; dennoch kam es zu Thätlichkeiten durch den Übermut einzelner Krieger, welche die Saaten vor den Thoren verwüsteten. Hierüber erbittert, vergriffen sich die Städter an Deutschen, die, um Einkäufe zu machen, nach Philadelpchia hineingeschickt waren; man verhöhnte sie, als sie sich vergebens nach dem versprochenen Markt umsahen, und trieb sie fort, einige hielt man sogar gefangen zurück. Als sich die Kunde davon im Lager verbreitete, rückte ein Teil des Heeres vor die Stadt, schon liefen die Böhmen und Regensburger gegen eins der Thore Sturm, bis der Kaiser selber erschien und den erbitterten Truppen Einhalt gebot. Der Statthalter versprach jede Genugthuung, ließ die Gefangenen frei und bat flehentlich, die Stadt, welche wie eine christliche Vormauer gegen die Türken stehe, zu verschonen. Friedrich, dem der Streit selber zuwider war, begnügte sich mit der Forderung, daß man gegen Zahlung Proviant liefere; dies geschah auch, aber so groß war das Mißtrauen der Städter, daß die Griechen die Lebensmittel in Körben und Tüchern von den Mauern herabließen, wofür die Kreuzfahrer das Geld in bereitgehaltene Gefäße hineinlegten, die man dann in die Höhe zog. Als das Heer am folgenden Morgen aufbrach, erkannte man aufs neue die Treu-

Losigkeit der Griechen; eine Schar machte einen Ausfall auf die Abziehenden, freilich ohne Schaden zu thun; denn als sie in die Nähe der Krieger kamen, die sie bisher nur in der Entfernung von den Mauern herab gesehen hatten, erschrafen sie gewaltig; sie glaubten eherne Bildsäulen oder Riesen vor sich zu sehen und ergriffen schleunigst die Flucht, ohne daß man es der Mühe wert hielt sie weiter zu verfolgen.

Am nächsten Tage schlug man sich zuerst mit einer türkischen Reiterschar, die man mit einem Verluste von 50 Mann zurückwarf. Dann überstieg man in südöstlich gewandtem Marsch unter großen Müheligkeiten, der besonders viele Pferde kostete, den Abdagh, den Ausläufer des Imolosgebirges, zog an der zerstört liegenden Stadt Tripolis vorüber, ging über einen Nebenfluß des Mäander, vorbei an den Ruinen von Hierapolis und gelangte durch ein höchst anmutiges Thal voll von Kirsch- und Feigenbäumen am 26. April nach Laodicäa, der letzten griechischen Stadt, wo man aufs freundlichste aufgenommen wurde und einen reichen Markt an Vorräten fand. Das herzliche Willkommen, mit welchem man empfangen wurde, war wie ein Abschiedsgruß an der Grenze christlichen Lebens.

Denn als man nun ostwärts weiter zog in das Innere Kleinasien, betrat man die wüste, von Salzseen durchzogene Hochebene der Turkmannen, welche keine festen Wohnsitze kannten; sondern hordenweise umherstreiften, auf ihren schnellen Pferden zahllose Herden von Ochsen, Ziegen, Schafen, Pferden, Kamelen und Eseln weideten und bald hier, bald da ihre leichtbeweglichen Zelte aufschlugen. Dennoch zog man mit gutem Vertrauen in dies Land hinein; es gehörte ja bereits zum Gebiete des Sultans von Iconium, der sich unter den feierlichsten Freundschaftsversicherungen mit dem deutschen Kaiser verbündet und noch in Adrianopel durch Gesandte das Bündnis



erneuert hatte und diese Gesandten befanden sich auch jetzt noch im Geleite des Kaisers. Deshalb verbot Friedrich auch, anscheinend herrenlos umherstreifende Herden, die man auf 5000 Stück schätzte, zu berühren, da er auf ein freundliches Entgegenkommen der Türken rechnete; aber schon die nächsten Tage machten es klar, daß man es mit erbitterten Feinden zu thun habe, welche im Verein mit der unwirtlichen Natur die Kraft des Heeres zu brechen versuchten. „Zwanzig Tage lang“, sagt der Berichterstatter Ansbert, „erbuldeten wir Leiden, wie sie seit Jahrhunderten unerhört gewesen sind.“ Tag und Nacht umschwärmten die Turkmannen auf flüchtigen Pferden die Dahinziehenden und überschütteten sie mit Pfeilen, selten Stand haltend, wie ein rasch daherviehendes Unwetter kommend und fliehend. Jede Bergschlucht verbarg die unheimlichen Reiter, aus jeder Waldung schwirrten die Geschosse der Bogenschützen; niemals fand man einen Augenblick der Erholung, stets mußte man im Harnisch und in dichten Massen einherziehen und nur durch List gelang es bisweilen die Gegner zum Stehen zu bringen; so als einmal der Kaiser mit dem Heer aufbrach und das Lager scheinbar ungedeckt zurückließ; aber im kaiserlichen Zelte lag eine Anzahl erlesener Ritter versteckt, und als nun die Turkmannen sich über das Lager hermachten, brachen die Deutschen von allen Seiten auf die Plündernden ein und erlegten ihrer dreihundert.

Schlimmer als das Schwert der Türken zehrte die bittere Not, die durch den Mangel an Lebensmitteln entstand, an dem Mark des Heeres. Das Land war meistens wüst und steinig, die Landseen, die man antraf, boten salziges ungenießbares Wasser; ihre Herden hatten die Nomaden in die Berge getrieben. So hungerten und dürsteten die Menschen und selbst für die Pferde war nur dürftiges Futter aufzutreiben, und an den Pferden hing doch die Kraft des Heeres. Man schlachtete das

Zugvieh und ließ alles irgend Entbehrliche an Gepäck zurück; ein arabischer Schriftsteller Bohadin erzählt — doch fügt er vorsichtig hinzu, „als eine Wahrheit, die nur Gott bekannt sei“ — daß die Deutschen große Massen von Panzern, Helmen und verschiedenartigen Waffen aufgehäuft und den Flammen übergeben hätten, so daß ein Berg von Eisen zurückgeblieben sei. Dies klingt allerdings unglaublich; bezeugt aber ist es, daß einzelne von den Fußknechten, um den Qualen des Hungers zu entinnen, zu den Ungläubigen übergingen, daß andere, von Erschöpfung überwältigt, sich in Kreuzform auf die Erde warfen und Gebete sprechend den Tod durch das Schwert der Türken erwarteten.

Am Himmelfahrtstage (3. Mai) näherte man sich dem Engpaß von Myriokephalon, wo vor vierzehn Jahren Kaiser Manuel eine blutige Niederlage durch die Türken erlitten hatte. Da der Kaiser durch Späher die Nachricht erhielt, daß der Paß von 30 000 Feinden besetzt sei, beschloß er denselben zu umgehen und den Gebirgskamm in nordwestlicher Richtung zu übersteigen, um sich alsdann gegen Philomelium zu wenden. Einem der Gegend kundigen Gefangenen wurde das Leben zugesichert, wenn er das Heer auf Richtsteigen über die Berge in fruchtbarere Gegenden brächte; aber fürsorglich legte man dem sich bereit erklärenden Wegweiser eine eiserne Kette um den Hals, an der man ihn führte, um ihn am Entrinnen zu hindern. So begann der überaus beschwerliche Gebirgsmarsch, bei dem mehr als tausend Pferde verloren gingen. Die Herzöge Friedrich von Schwaben und Berthold von Dalmatien im Verein mit dem Markgrafen von Baden übernahmen die Nachhut; während das Heer die steilen Berge hinankam, standen sie im heftigsten Gefecht mit den nachdrängenden Massen der Türken. Es war ein heißer Kampf; von einem herabrollenden Stein im Gesicht getroffen, verlor Herzog Friedrich zwei Zähne,

aber die Höhe wurde glücklich gewonnen und noch an demselben Tage gelangte man an den schroffen Abhängen des Sultan-Dagh niedersteigend in eine fruchtbare, angebaute Ebene, wo man eine vorläufige Rast machte. Freilich an längere Ruhe war nicht zu denken, die gönnten die heranschwärmenden Türken nicht. In einem der Kämpfe der nächsten Tage starb der treffliche Ritter Friedrich von Hausen, als er bei der Verfolgung der Feinde mit dem Pferde stürzte; in einem Obstgarten bestattete man den deutschen Minnesänger, dessen Tod im Heere die lauteste Klage mach rief.

Man war jetzt aus dem Gebiete der Nomaden, welche die seldschudische Herrschaft nur dem Namen nach anerkannten, heraus und befand sich in einem Lande mit seßhafter Bevölkerung; meinte der Sultan von Iconium es mit dem einst abgeschlossenen Bündnis ehrlich, so hatte man das Schlimmste überwunden und das tieferschüttelte Heer Gelegenheit sich zu erholen. Stets hatten ja die seldschudischen Gesandten, welche noch im Gefolge des Kaisers waren, demselben versichert, daß ihr Herr außer Stande sei, die wilden unstäten Türkencharen zu bändigen, deren Raublust ihn oft selber treffe. Freilich stimmte zu diesen Versicherungen wenig, daß der Widerstand immer massenhafter und wuchtiger wurde, je mehr man sich Iconium näherte. Am zweiten Tage nach dem Bergübergange erklärten sie sich bereit, mit dem Emir von Philomelium zu Gunsten der Deutschen verhandeln zu wollen und ließen sich von dem Kaiser den Ritter Gottfried von Wiesenbach, der früher als Botschafter an den Sultan von Iconium gesandt worden war, mitgeben. Es war alles eine schmähliche Täuschung; die Gesandten kehrten nicht zurück und führten den Ritter Gottfried als Gefangenen nach Iconium.

Hier war seit einiger Zeit ein Wechsel der Regierung und der Gesinnung eingetreten. Der alte Sultan Kilidsch Arslan,

der Verehrer des deutschen Kaisers, hatte die Herrschaft niedergelegt und sein Reich unter seine Söhne verteilt, wobei Iconium dem Prinzen Kutbeddin zugefallen war. Vater und Sohn hatten noch vor kurzem Friedrich ihrer Freundschaft versichert; im geheimen aber war Kutbeddin eifrig der Sache des Islam zugewandt und hatte sich mit Saladin zum Kampfe gegen die Christen verbündet, seitdem ihm dieser seine Tochter zur Gemahlin gegeben.

Zum zweiten Mal also hatte ein Bundesgenosse treulos an dem Kaiser gehandelt; aber wie unendlich folgenschwerer war dieser zweite Verrat als der des feigen Isaak von Griechenland. Auf die freundschaftliche Verbindung mit Iconium hatte Friedrich zum Teil seinen Plan den Zug zu Lande zu unternehmen aufgebaut, denn mit den Selbstschützen im Bunde konnte er ungefährdet bis nahe an Saladins Gebiet heranrücken; nun aber brach diese Hoffnung durch die Wortbrüchigkeit des scheinbaren Verbündeten zusammen; statt Hilfe und Unterstützung zu finden, sah sich der Kaiser in Drangsale versetzt, aus denen ein Ausweg kaum möglich erschien. Das deutsche Heer stand, zum Tode erschöpft und der Erholung dringend bedürftig, im Herzen Kleasiens, getrennt von allem befreundeten Verkehr, von Gebirgen umschlossen, umschwärmt von zahllosen fanatischen Feinden. Wahrlich, es gehörte die ganze Seelenhoheit des großen Mannes dazu, in diesen ungeheuren Fährlichkeiten Mut und Umsicht zu bewahren und seinen Kriegern den unbeugbaren Willen und die Ruhe des überlegenen Führers zu zeigen.

Der Verrat des Sultans machte sich sofort bemerkbar. Als man am siebenten Mai vor Philomelium das Lager aufgeschlagen hatte, erfolgte gegen Abend ein heftiger Angriff der Türken; wieder waren die Herzöge Friedrich und Berthold die Schirmer des Heeres. An der Spitze ihrer Truppen mach-

ten sie einen Ausfall aus dem Lager, warfen die Feinde in die Berge zurück und megelten viertausend von ihnen nieder; es sollen allein 384 türkische Edle gefallen sein. Dann wurde Philomelium genommen und in Brand gesteckt. Weiter ging es unter fortwährenden Kämpfen auf Iconium zu, aber immer sah man sich von türkischen Reitern umschwärmt, die jeden niedermachten, der vor Ermattung zurückblieb. In diese Zeit des Mühsals fällt die Anekdote, welche der griechische Geschichtsschreiber Niketas berichtet und Uhland in seinem Gedichte: „Schwabentreiche“ so anmutig wieder erzählt. Die Geschichte ist erfunden und nur eine der vielen Sagen, welche sich an den märchenhaften Zug Friedrich Barbarossas ins Morgenland anknüpfen; aber sie zeigt uns, wie erschrecklich die in Eisen gehüllten Recken den Türken erschienen. Niketas erzählt: „Ein Deutscher von ungeheurer Größe und unvergleichlicher Stärke ist weit hinter seinen Genossen zurückgeblieben und führt sorglos sein wegemüdes Pferd am Zügel. Da sammeln sich fünfzig von den Nachkommen Ismaels um ihn, jeder einzelne von ihnen ein ausgezeichnete Krieger, und schießen ihre Pfeile auf ihn. Aber er, mit seinem breiten Schilde sich deckend und der Festigkeit seines Panzers vertrauend, geht unverdrossen weiter und zeigt sich gegen die Schüsse dieses barbarischen Schwarmes so unerschütterter wie eine Mauer oder ein Vorgebirge. Da zieht einer sein langes Schwert, spornt sein Roß zum Lauf und fängt an auf ihn loszuschlagen, aber es ist, als schlug er an eine Felsentrippe oder an eine eiserne Säule. Dagegen zieht der Deutsche mit derber und heldenhafter Hand ein gewichtiges und langes Schwert und führt einen wuchtigen Hieb gegen die Füße des feindlichen Pferdes und schneidet ihm die beiden Vorderfüße durch so glatt, wie noch keiner auf der Wiese Heu gemäht hat. Und da das Roß den Reiter noch aufrecht im Sattel sitzend trägt, hebt der Deutsche den Arm

und führt einen Hieb mitten auf das Haupt des Persers (Türken). Und das ist ein wunderbarer Hieb, der den Getroffenen in zwei Hälften spaltet, noch durch den Sattel bringt und selbst das Roß am Rücken verwundet. Bei diesem Anblick wagen die übrigen nicht mehr den Kampf gegen den Einen. Der aber wie ein Löwe im Bewußtsein seiner Stärke beschleunigt seinen Marsch keineswegs, sondern Schritt vor Schritt setzt er seinen Weg fort und gelangt spät zu den Seinigen in das Lager.“

Immer wüthender wurden die Angriffe, je näher man der feindlichen Hauptstadt kam; Rotbeddin selber hatte die Führung übernommen, von dem gefangenen Wegweiser des deutschen Heeres waren die Trompetensignale des Sultans in der Ferne gehört und sein Panier gesehen worden. Unter diesen Drangsalen verbrachte man das Pfingstfest am 13. Mai, im ganzen ungestört durch feindliche Angriffe. Als Festmahl, erzählt der Augenzeuge Ansbert, speiste das Volk gekochte Häute von Kindern und Pferden, während sich die Reicheren kleiner Stücke von Pferdefleisch erfreuten. Mehl war nur noch in geringer Menge vorhanden und wurde wie Geld bewacht und versteckt. An demselben Tage versammelte der Kaiser seine Fürsten und vornehmsten Ritter zum Kriegsrath in seinem Zelt; denn es standen schwere Kämpfe bevor, zahllose Türkenschwärme sah man in der Ferne wogen und die Entscheidung nahte heran. Mit frommer Ergebung hörten die Versammelten auf die Worte des Bischofs Gotfried von Würzburg, der sie an die Bedeutung des Pfingstfestes erinnerte, wie vornehmlich nach der Ausgießung des heiligen Geistes der wahre Glaube durch die Märtyrer verbreitet worden und auch sie zu Märtyrern berufen seien; sie möchten nur mit inbrünstigem Gebet die Fürbitte des heiligen Ritters Georg bei Gott um Rettung aus dieser Trübsal erflehen. Nach einer zweiten Anrede des Kaisers erhoben

alle einstimmig einen Kriegsgefang nach schwäbischer Weise und begaben sich dann in ihre Zelte zu ihrem karglichen Mahle. Der alte Berichterstatter erzählt, wie auch im Außern der Versammelten sich die traurige Lage des Heeres dargestellt habe; denn weder sei die Rüstung der Ritter wie sonst bei solchen Gelegenheiten sorgfältig aufgeschmückt gewesen, noch habe man eine festliche Kleidung gesehen; die Ritter hätten an Rüstung und Waffen die Zeichen der unausgesetzten Kämpfe getragen und in ihren bleichen Gesichtern die Spuren der ungewohnten Entbehrungen.

In der Frühe des folgenden Tages empfingen alle Pilger, wie es vor jeder Schlacht zu geschehen pflegte, das heilige Abendmahl und rückten dann zum Kampfe aus. Schier unermesslich war die Menge der Feinde, die Ansbert auf 300 000 angiebt; und ihnen konnte man nur 600 Verrittene entgegenstellen. Dennoch war der Mut der Kreuzfahrer ungebrochen und von religiöser Begeisterung fühlten sich alle ergriffen. Ein armenischer Ritter, der während der Schlacht zu den Christen überging, meldete, daß ein türkischer Emir dem Sultan vom Kampf abgeraten habe, denn der furchtbaren Stärke und Tapferkeit der christlichen Ritter könne in offener Schlacht kein Türke widerstehen, und zum Beweise dafür habe er den Arm eines Türken gezeigt, der zugleich mit dem Panzer abgehauen sei. Das Vertrauen auf den Sieg wurde gehoben, als der Ritter Ludwig von Helfenstein beim Beginn des Kampfes hoch oben in den Lüften den heiligen Georg im weißen Gewande auf seinem Schimmel den Christen vorausreiten sah und die Wahrheit dieses Gesichtes nicht nur bei seinem Pilgergelübde und dem heiligen Grabe beteuerte, sondern auch durch das Gottesurteil des glühenden Eisens zu bekräftigen sich erbot.

Der Kaiser theilte seine Ritter in drei Scharen, voran der Reichsmarschall von Pappenheim, hinter ihm neben einander

rechts der Kaiser, links sein Sohn Friedrich, zwischen ihnen (außerdem noch geschützt durch Fußvolf und Bogenschützen) das wehrlose Volk. So brach man im Keil auf die Feinde los, die keinen langen Widerstand leisteten; als man im Thale gesiegt hatte, führten der Kaiser und sein Sohn ihre Scharen auf den Berg, auf welchem, wie man aus dem Klange der langen, gewundenen Trompeten vermutete, die türkischen Herrscher selber sich befanden. Auch hier siegten die Christen in raschem Anprall; im Getümmel des Kampfes soll Rutbeddin selber durch die Lanze eines Kreuzritters aus dem Sattel gehoben und nur mühsam gerettet worden sein. Der Name des wackern Reden, der so unsänftiglich mit dem Sultan verfuhr, ist nicht bekannt; der fromme Glaube des Heeres schrieb diese That dem heiligen Georg zu. Während sich die gesamte Türkenmacht zur Deckung der Hauptstadt zurückzog, sammelte sich das Christenheer, das sich während des Kampfes zu weit östlich gezogen hatte und in die lykaonische Sandwüste geraten war; durch den Kolonnenmarsch und die umherstreifenden türkischen Reiterscharen wurde der Wüstensand so aufgewirbelt, daß man in der Staubwolke jede Richtung verlor, bis man sich am Abend wieder zusammenfand. Als man dann das Lager aufschlug, fehlte es an Wasser und Gras, mit dem Blute der gefallenen Pferde versuchte man den quälenden Durst zu löschen. Am nächsten Tage traf man an einem sumpfigen Ort etwas Wasser; hier machte man eine zweitägige Rast, Menschen und Vieh erquickten sich; aber um das Fleisch der Pferde und Esel zu kochen, mußte man Sättel, Zelttücher, Kleidungsstücke, selbst Waffen verwenden.

Als man hier lagerte, erschien ein türkischer Gesandter mit Friedensanträgen. Sultan Rutbeddin, von seinem Vater bewogen und durch die Wucht des deutschen Angriffes erschreckt, ließ freien Durchzug und binnen drei Tagen einen reichen



Markt an Lebensmitteln anbieten, wenn Friedrich 300 Centner Gold bezahle und der Willkür des Sultans das christliche Armenien überlasse. Der Kaiser zeigte in diesem Augenblick den ungebrochenen Mut einer stolzen Heldenseele; Tribut zu zahlen und ein Christenland den Ungläubigen preis zu geben, erschien ihm gleich unwürdig. Er erwiderte unverzüglich: „Nicht ist es die Weise meiner kaiserlichen Würde und der christlichen Ritterschaft des Kreuzes, den Weg zu erkaufen mit Gold oder Silber; wir wollen mit der Hilfe des Heilandes, zu dessen Ehren wir streiten, den Weg uns bahnen mit dem Schwerte.“ Nach der Angabe des Chronisten Arnolt von Lübeck soll der Kaiser dem Sultan spottend einen Manlat, eine geringe griechische Münze mit dem Bilde des Kaisers Manuel, für den Durchzug angeboten haben. Darauf kündigte der türkische Sultan den Kampf für den folgenden Tag an.

Es war eine ungeheure Verantwortung, die der Kaiser auf sich nahm und er hielt auch seine Besorgnisse über den schließlichen Ausgang seinen Vertrauten gegenüber nicht zurück. Aber wenn auch viele im Heere ängstlich waren und ihre Niedergeschlagenheit nicht verbargen, Ehre und Mannesstolz ließen keinen andern Ausweg. In dem nun versammelten Kriegsrat äußerten sich viele dahin, man müsse an Iconium vorüberziehen, um so bald als möglich das befreundete Armenien zu erreichen. Anders entschied sich der Kaiser, welcher der Ansicht der Mutigeren folgte. Armenien lag noch in weiter Ferne und für das kraftlose Heer ohne Erquickung durch Ruhe und Nahrung unerreichbar; nur wenn es gelang Iconium zu nehmen, war ein Ende der bisherigen Mühseligkeiten zu hoffen. Freilich schien ein Angriff auf die große und feste Stadt, deren Ausdehnung ein Kreuzfahrer mit der Kölns, der größten damaligen deutschen Stadt, vergleicht, kaum einen Schimmer von Hoffnung zu gewähren; aber besser doch wäre, meinte der

Kaiser mit den Tapfern seines Heeres, ein rascher rühmlicher Tod in der Schlacht als ein qualvolles Hinscheiden im Hungertode. Als der Kaiser diesen Entschluß ausgesprochen hatte, stärkte insbesondere der Bischof Gotfried von Würzburg den Mut der Anwesenden durch Hinweis auf die Hilfe Gottes und seiner Heiligen; der Kaiser aber gelobte feierlich, dem Schutzpatron der Wallfahrer, dem heiligen Georg, eine prächtige Kirche zu weihen, wenn er sie aus dieser Not befreie.

Am folgenden Morgen hielt der Bischof von Würzburg wiederum eine Anrede an das Heer; er ermahnte die Krieger zu beichten und möglichst Fleisch zu essen, damit sie um so kräftiger auf die Feinde einhauen könnten. Dann, nach gemeinsamer Andacht, brachen die Kreuzfahrer in langsamem Zuge, wegen der vielen Kranken und Ermatteten, gegen Iconium auf. Zwar umschwärmten die Türken in zahlloser Menge die Dahinziehenden, zu dem erwarteten Kampf aber kam es an diesem Tage nicht. Am Abend lagerten die Christen vor der Stadt in einem Parke des Sultans, wo man Wasser und Nahrung für die Pferde fand; aber die Nacht ließ wegen furchtbarer Gewitter und schwerer Regengüsse die Lagernden nicht zu der ersehnten Ruhe kommen.

So brach der 18. Mai an, welcher über das Loos des Heeres und seines ehrwürdigen Kaisers entscheiden sollte. Es war ein Freitag, also der Tag, an welchem einst der Heiland gelitten hatte; an einem Freitag war vor fast hundert Jahren Jerusalem von den Kreuzfahrern genommen worden. In der Frühe des Tages bereiteten sich die Streiter durch eine feierliche Messe und durch das Abendmahl zu dem nahen Kampfe vor, dann ordneten sich die Scharen. Der von dem Kaiser mit bewundernswerter Umsicht entworfene Schlachtplan zeigt, daß er entschlossen war alles an alles zu setzen. Seine Aufgabe war eine doppelte, das gegenüberstehende ungeheure Heer

zu schlagen und gleichzeitig sich der Stadt zu bemächtigen; denn warf er seine ganze Kraft auf das feindliche Heer, so war selbst im Fall eines Sieges wenig erreicht, da die Türken sich auf Iconium zurückziehen oder bei der geringen Anzahl der christlichen Reiter ohne Gefahr vor ernstlicher Verfolgung seitwärts ausweichen konnten, so daß doch ein Weitermarsch gehindert blieb; richtete er dagegen seinen Stoß allein auf Iconium, so hatte er unter der nachdrängenden Türkenmasse zu leiden. Er faßte daher den verwegenen Plan, sein Heer in zwei Teile zu teilen, obgleich er, von dem Fußvolf abgesehen, nur noch über reichlich 500 Berittene zu verfügen hatte. Die eine Hälfte stellte er unter den Befehl seines Sohnes Friedrich, dem er die Aufgabe anvertraute die Stadt zu erstürmen; die andere Hälfte wollte er selber gleichzeitig zum Kampfe gegen das ungeheure feindliche Heer führen, um seinem Sohne den Rücken zu decken. Dabei gebot er, daß jeder, ohne sich um den andern zu kümmern, die ihm gestellte Aufgabe durchzuführen versuche; keiner solle den andern zu Hilfe rufen und von seinem Werk abwendig machen, es möge kommen was da wolle. Streng untersagte er jede Plünderung vor beendetem Kampfe. Schließlich forderte er jeden, der noch Lebensmittel besäße, auf, seinem darbenenden Waffenbruder davon mitzuteilen, denn am nächsten Tage würden sie alle gleich reich sein, entweder durch die Beute in Iconium oder durch die Märtyrerkrone im Himmelreich.

Als das Heer bereits aufmarschiert war, kamen nochmals Boten des Sultans mit Friedensanträgen. Der Kaiser erwiderte, an eine Unterhandlung wäre nicht zu denken, so lange sein Gesandter von dem Sultan gefangen gehalten werde. Kaum hatte der Türke das Lager verlassen, als Herzog Friedrich gegen die Stadt aufbrach.

Der Angriff auf Iconium wurde nicht nur durch die starke Ringmauer und eine in der Stadt auf einem Hügel

gelegene Burg erschwert, sondern es dehnten sich vor derselben auch viele mit Mauern umgebene Gärten aus, welche den Verteidigern geeignete Hinterhalte boten. Dennoch brach sich der Herzog mit seinen mähern Ritttern unwiderstehlich Bahn und warf die gegenüberstehenden Reiter zurück; seine Bogenschützen erkletterten die Mauern der Gärten und scheuchten die dahinter lauernben Türken. In der Nähe der Stadt zeigte sich der alte Sultan Kilidsch Arslan mit einer Reiterschar, sprengte aber vor den eingelegten Lanzen der Christen eiligst davon und flüchtete in die Burg. Wahrscheinlich hatte er auß neue Verhandlungen anknüpfen wollen; denn in der Nähe des Stadthores kam seinen Waffenbrüdern der befreite Ritter Georg entgegen; der feuerte sie zum Kampf an mit den Worten: „Zieht vorwärts, ihr Gefegneten des Herrn! Gott hat diese Stadt und dieses Land in eure Hände gegeben.“ Es bedurfte des Spornes nicht; nach heißem Kampf in dem engen Raume zwischen Mauer und Graben wurde ein Stadthor erbrochen, und um die neunte Tagesstunde nach sechsstündigem Kampfe drangen die Christen zugleich mit den fliehenden Türken in die eroberte Stadt. Alles, was sich nicht in die Burg retten konnte, fiel unter den Händen der Sieger, selbst Weiber und Kinder wurden erwürgt.

Mittlerweile stand der Kaiser im heftigsten Kampfe gegen die zahllose Menge der Feinde. Den ersten gewaltigen Reitersturm der Türken wehrten die Christen glücklich ab; unerschüttert stand die tapfere Ritterschar, in ihrer Mitte der alte Kaiser. Aber immer neu drängte die Flut der Feinde heran; schon ermatteten im ungleichen Kampfe die Kräfte der Streitenden, nicht mehr fern schien ihnen die am Morgen verheißene Märtyrerkrone. Die Bischöfe und Priester legten die Stolen über die Schultern als Zeichen der Ergebung in den Willen Gottes, bereit, mit den Ritttern zusammen zu sterben. In die-

sem bangen Moment hörte die Umgebung den Kaiser sprechen: „Wäre das Heer wohlbehalten in Antiochia, Krone und Leben wollte ich opfern.“ Aber nicht lange gab er sich der Schwäche hin; mit dem Rufe: „Christus ist der König, Christus der Sieger, Christus der Feldherr!“ spornte er sein Pferd, stellte sich an die Spitze der Krieger und sprengte auf die Feinde zu. Mit lautem Jubelruf folgten die Getreuen dem Heldengreife; in wuchtigem Anprall durchbrachen sie die feindlichen Reihen. Eine Zeitlang versuchten die Türken noch hinter den Mauern der Weinberge und Gärten sich zu halten; aber in zahlreichen Einzelgefechten wurden sie auch von hier vertrieben und räumten nach ungeheuren Verlusten die blutige Wahlstätte. Der schönste Sieg war errungen; noch am Abend des glorreichen Tages zog der Kaiser mit den Seinigen in Iconium ein, jubelnd begrüßt von seinem Sohn und den Erstürmern der feindlichen Hauptstadt. Einen sofortigen Angriff auf die Burg hinderte die Ermüdung der Truppen, doch wurde sie eingeschlossen und ihre Belagerung angeordnet.

Ungeheuer war die Beute, die man in der großen Stadt machte; an Kostbarkeiten, edlen Metallen und Purpurgewändern allein soll sie einen Wert von 100,000 Mark gehabt haben. Im Palaste des Sultans fanden sich reiche Schätze, welche man für die Mitgift der Tochter Saladins hielt. Willkommener noch waren die vielen erbeuteten Pferde, Maultiere und Esel und die Vorräte an Lebensmitteln, welche die üppige Stadt in sich barg; denn bald hatten die Kreuzfahrer die Verstecke entdeckt, in welche die Einwohner ihre Habe gebracht hatten. Welch ein Wechsel zwischen dem Morgen und Abend dieses Tages! Dem Verschmachten nahe, mit der Aussicht auf die himmlische Märtyrerkrone waren sie ausgezogen und jetzt, umkränzt mit dem schönsten Siegeslorbeer, schmelzten sie in dem Überfluß von Wein, Korn, Fleisch und köstlichen Früch-

ten. Das vierzigstägige harte Leiden war beendet, die frohe Hoffnung das Ziel des Kreuzzuges zu erreichen hob das Herz der Gottesstreiter. Mit dankbewegten Herzen hörten die Pilger am nächsten Morgen in feierlicher Messe die Epistel an Timotheus verlesen, in welcher der Apostel Paulus von seinen Drangsalen in Iconium erzählt und wie der Herr ihn aus allen Verfolgungen erlöst habe.

Am Tage nach der Schlacht erschienen Abgeordnete aus der Burg, von dem alten Sultan Kilidsch Arslan gesandt, welche im Namen ihrer Herren Unterhandlungen anknüpfen sollten. Der Kaiser, dem vor allem am Weiterzuge lag, erwiderte den Gesandten: „Einem römischen Kaiser geziemt es treu zu sein und erbarmend; und nachdem Gott uns, als dem eigentlichen Vogte des gelobten Landes, den Weg durch alle Feinde geöffnet und die Wut des Sultans, der wie ein grimziger Eber uns anfiel, zu Schanden gemacht hat, wollen wir lieber schonen als verwunden.“ Seinen Worten entsprechend, stellte er mäßige Bedingungen: hinreichende Lieferung für das Heer gegen billige Preise und zur Sicherung des Zuges zwanzig Geiseln, zehn Emirs und zehn andere Große des Reiches, worauf der Sultan mit Freuden einging. Nach viertägiger erquickender Rast zog das Heer von Iconium nach dem königlichen Parke vor der Stadt, wo man der nötigen Einkäufe wegen noch drei Tage verweilte. Über 6000 Pferde und Maultiere wurden angekauft, dadurch die Reiterei wieder in schlagfertigen Stand gesetzt, und da man sich auch reichlich mit Lebensmitteln versehen hatte, konnte das Heer am 26. Mai neugestärkt den Marsch fortsetzen; freilich wurde es in den ersten Tagen von umherstreichenden Turkmannenscharen belästigt, doch hörten diese Quälereien auf, als der Kaiser die türkischen Geiseln mit dem Tode bedrohte. Der Zug ging in südöstlicher Richtung, da man über Seleucia und Tarso's Antiochia zu

erreichen strebte. Am 30. Mai kam man nach Laranda, dem heutigen Karaman, auf der Grenze des türkischen und armenischen Gebietes; als man von hier weiter rückte, begrüßte man mit großer Freude die auf den Feldmarken der Dörfer errichteten Kreuze, die nach so langer Zeit zuerst wieder gesehenen Zeichen christlicher Bildung und Religion.

Auf Armenien hatte der Kaiser beim ursprünglichen Entwurf seines Feldzugplanes insbesondere gerechnet. Diese rauhe Berglandschaft war der am weitesten nach Osten vorgeschobene christliche Vorposten, und die Bewohner die natürlichen Bundesgenossen aller Kreuzfahrer, da sie, am Christentum festhaltend, auf allen Seiten von andersgläubigen Nachbarn umgeben waren. Der Fürst des Landes, Leo, aus dem Geschlechte der Rubeniden, hatte noch vor kurzem glücklich einen Angriff der Seltschucken unter einem Sohne Kilidsch Arslans zurückgeschlagen und den Ungläubigen Isaurien wieder abgenommen, ebenso die verhasste Oberlehns Herrlichkeit von Byzanz, welches in seiner Schwäche doch keinen Schutz gewähren konnte, abgeworfen. Seine ganze Vorliebe wandte er den Deutschen zu, zumal als Friedrich bei der Werbung von Bundesgenossen eine Gesandtschaft auch in dies ferne Land geschickt und dem Fürsten die armenische Königskrone in Aussicht gestellt hatte. Der Kaiser trug sich mit dem Gedanken das zum Königreich erhobene Armenien vom deutschen Reiche lehnsabhängig zu machen und auf diese Weise den in diesen östlichen Gebieten fast vergessenen Namen des römischen Kaisers wieder zu Ehren zu bringen. Friedrichs jäher Tod hat seinen Plan unterbrochen, aber sein Sohn Heinrich VI. ihn später wieder aufgenommen und durchgeführt. Fürst Leo selber war voll Eifers dafür und noch in dem Sommer, als die Deutschen bereits aufgebrochen waren, hatte er den armenischen Patriarchen Gregor und den Erzbischof von Tarsos dem nahenden Kaiser zur Begrüßung ent-

gegengeschickt; freilich war die Gesandtschaft unterwegs von Turkmannen überfallen worden und hatte ihren Auftrag nicht ausführen können.

So war das deutsche Heer hier eines freundlichen Empfanges sicher. Schon an der Grenze begrüßte den Kaiser der Herr eines Bergschlosses Sibilia und versuchte nach besten Kräften für die Bedürfnisse der Kreuzfahrer zu sorgen. Die Straße zog über das wildzerrissene Hochplateau des Taurus und tagelang hatte man mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die an die Leiden der früheren Wochen erinnerten. Endlich kam man in das tiefeingeschnittene Thal des Kalykadnos oder Saleph, dessen Laufe man bis zu seiner Mündung bei Seleukia zu folgen beabsichtigte. Während die Truppen bei einer steinernen über den Fluß führenden Brücke lagerten, erschienen Gesandte des Fürsten Leo, die dem Kaiser Land und Volk zur unbedingten Verfügung stellten; der Fürst selber hatte seine Hauptstadt Mopsvestia verlassen, um den deutschen Herrscher in Seleukia zu bewillkommen. Zugleich mit dieser Meldung aber machten sie von den Schwierigkeiten und Schrecken des Weges durchs Gebirge eine so furchtbare Darstellung, daß der Kaiser, um das Heer nicht mutlos zu machen, die schlimme Botschaft für sich behielt. Auch war die Schilderung der Armenier keineswegs übertrieben. Der Weg zog am nördlichen Rande des Saleph entlang, der in zahllosen Windungen zwischen steilen Felsen hindurchbricht; das Thal, welches abwechselnd sich verengt und erweitert, wird allmählich immer rauer und unebener; an ein geordnetes Marschieren einer kriegerischen Truppe ist hier nicht zu denken, schon dem einzelnen Wanderer bietet der Weg nicht geringes Ungemach. Neuere Beschreiber dieses Landstriches, welcher für uns Deutsche durch den Tod Friedrichs zum klassischen Boden geworden ist, stimmen mit den Schilderungen der damaligen Augenzeugen über-



ein, daß das Land in jeder Hinsicht schwer zugänglich ist. Die Ordnung des Heeres löste sich auf; über die wildzerklüfteten Berge zur Seite des in der Tiefe schäumenden Flusses versuchten die Krieger bergauf, bergab vorwärts zu kommen, und schlimmer noch als das Emporklimmen war das Hinabsteigen auf dem jähen Absturz des sich senkenden Thales an tiefen Abgründen vorüber. Die Bischöfe waren so entkräftet, daß sie auf Bahren weiter geschafft werden mußten, und mancher wackere Knappe hat seinen ritterlichen Herrn auf seinem Rücken über das Gebirge getragen.

Endlich am 10. Juni — es war der Tag vor dem Feste des heiligen Barnabas — hatte man die letzte Schwierigkeit überwunden; schon senkte sich der Weg in die fruchtbare Ebene von Seleukia hinab. Es war Abend, vor den Augen der müden Wanderer lag die Stadt, das langersehnte Ziel, wo aller menschlichen Berechnung nach die Leiden ein Ende fanden. Man stand in befreundetem Lande, in naher Verbindung mit den christlichen Herrschaften im Morgenlande, der großartige Plan, den auszuführen man vor mehr als einem Jahr aus der Heimat ausgezogen war, für den man unsägliche Drangsale bestanden hatte, schien der Vollendung nahe. Mut und Hoffnung belebten sich neu und jeder fühlte sich gestärkt bei dem Gedanken, ein Mitstreiter gewesen zu sein in dem großen gottgefälligen Werke: da kamen atemlose Boten mit einer furchtbaren Kunde, die freilich jede Hoffnung für immer zertrümmerte. Der Kaiser war tot, ertrunken im Saleph.

Er war am frühen Morgen des 10. Juni mit geringem Gefolge unter Begleitung von Eingebornen einen steilen Nichtsteig niedergestiegen, um den Weg nach Seleukia abzukürzen; schon um Mittag hatte er das Thal erreicht und war glücklich durch den Saleph geritten. Am jenseitigen Flußufer in der Nähe der Stadt nahm er das Mittagsmahl ein. Die kühle

Flut lockte den Kaiser zum Bade, umsonst warnte ihn sein Gefolge. Kaum hat er sich ins Wasser geworfen, als der sonst so rüstige Schwimmer in der Tiefe versinkt. Entsetzt stürzen sich einige seiner Begleiter ihm nach; wohl gelingt es ihnen, den geliebten Herrn ans Ufer zu bringen, aber das Leben ist entflohen; ein Schlagfluß hat, wie es scheint, sofort im Wasser ihn getroffen. So nach der wahrscheinlichsten Erzählung.

„An dieser Stelle und in diesem traurigen Berichte“, klagt der Kölner Chronist, „versagt uns die Feder und die Rede verstummt, unzulänglich die Angst und die Trübsal des Pilgerheeres zu schildern in dieser größten Not. Das überlassen wir zu fühlen, nicht zu lesen dem Urtheil eines jeden, daß er ermäge die Klage, die Trauer und die Verzweiflung der Menge, die im fremden Lande gelassen war, ratlos, ohne Trost, ohne Haupt.“ Mit dem Kaiser war die belebende Seele des Ganzen dahin; nun, da sein überlegener Geist nicht mehr mit der ihm eigentümlichen Mischung von Milde und Strenge über den Scharen waltete, lösten sich die Bande, die bis dahin die Tausende zusammengehalten hatten. Ihren kaiserlichen Herrn hatten sie geliebt, dem hohen Fluge seiner Gedanken waren sie gefolgt durch die Fährlichkeiten der türkischen Steppen, in die Säbel zahlloser Feinde; jetzt, da er von ihnen gegangen war, ergriff Verzweiflung das erschöpfte Heer. Schon nach wenigen Tagen schifften sich manche an der cilicischen Küste zur Heimfahrt ein; andere blieben in Armenien zurück, andere richteten in der Nähe von Tarsos den Kiel ihrer Schiffe nach Tripolis, das noch in christlicher Gewalt war. Die übrigen, noch immer eine stattliche Schar, zogen unter Herzog Friedrich, dem Kaisersohne, dem Liebling der Soldaten und dem allezeit bereiten Vorkämpfer des Heeres, über die armenische Hauptstadt Mopsvestia und durch die Pässe des

Amanosgebirges nach Antiochien, wohin sie gegen Ende Juni gelangten. Aber nur unter schweren Kämpfen kamen sie dahin, im Gebiete von Antiochien wurde ein deutscher Heereshaufe fast gänzlich aufgerieben. Die Leiche des geliebten Kaisers führte man trauernd im Zuge mit; in Tarsoß wurde Herz und Eingeweide beerdigt, das von den Gebeinen gelöste Fleisch in Antiochia im Dome zu St. Peter bestattet; das Skelett gedachte der Kaisersohn entweder in Jerusalem beizusetzen oder, wenn die Eroberung der heiligen Stadt nicht gelang, nach der Heimat mitzunehmen. Aber wo das Gebein des großen Hohenstaufen geblieben ist, ist unbekannt; wahrscheinlich ist es nach dem Tode des Herzogs Friedrich im Lagersande vor Affon in aller Stille verscharrt worden.

In Antiochien ergriff, von der Sommerhitze ausgebrütet und durch den raschen Wechsel von Not zum Überschuß genährt, eine verderbliche Seuche das deutsche Heer, die viele Opfer forderte. Es starben der Bischof Gotfried von Würzburg, der so manches Mal die Kreuzfahrer durch seine Worte begeistert hatte, Markgraf Hermann von Baden, der Graf Florenz von Holland, Graf Wilbrand von Hallermünde, Hoier zum Waldenberg, Poppo von Henneberg und andere Grafen, der Vogt Friedrich von Berg, einer der wackersten Kämpen des Zuges. Es schien, als wenn nach dem Ableben des Kaisers auch sein unvergleichliches Heer dahin schwinden sollte, daß keine Spur bliebe von den Genossen der großen Kriegsfahrt. Ende August brach der Herzog, von dem Markgrafen Konrad von Montferrat eingeladen, mit dem Reste des Heeres zum Zuge gegen Affon auf; an eine selbständige Unternehmung war nach den letzten schweren Verlusten nicht mehr zu denken. Er zog an der Küste entlang über Laodicäa nach Tripolis unter manchen Kämpfen mit den Türken Salabins, und beabsichtigte von hier, da er es nicht mehr wagen konnte den Landweg zu ver-

folgen, zu Schiffe weiter zu gehen; aber ein heftiger Sturm zertrümmerte drei seiner Transportschiffe, bis es ihm schließlich gelang in Tyrus zu landen. Hier verließ Graf Adolf von Holstein das Kreuzheer und lehrte nach Hause zurück, da ihm die Kunde zuging, daß Heinrich der Löwe in sein Land eingefallen wäre. Herzog Friedrich traf am 7. Oktober vor Altona ein, wo er nach manchen heldenmütigen Thaten sein junges hoffnungsreiches Leben beschloß. Im Winter 1190 nämlich brach unter den Belagerern von Altona eine Seuche aus, die so verderblich wütete, daß nach dem wahrscheinlich übertreibenden Berichte des Kaplans Wilhelm im Laufe eines Jahres 124 000 Kreuzfahrer auf dem Sanct Nikolauskirchhof vor der Stadt bestattet wurden; im Januar 1191 allein sollen, wie der Kölner Chronist berichtet, 20 000 Menschen gestorben sein. Alle Erzählungen der Zeitgenossen sind voll von den Schrecken dieser Pest. In einem altdeutschen Gedichte heißt es:

„Wer ungern lange lebe,  
Dem räte ich, daß er nach Alters strebe. —  
Der Friedhof, der ist ein felig Wirt,  
Dem manig Gast zu teile wird;  
Der tuet da das beste,  
Er empfahet alle Gäste.“

Am 20. Januar erlag dieser Krankheit auch der Herzog Friedrich; allgemein war die Trauer um den dahingeshiedenen jungen Helden; sein Gedächtnis zu ehren, wurde das Lager glänzend beleuchtet und es gab kein Zelt, wo nicht einige Lampen brannten. Seine Leiche bettete man auf dem Kirchhof des deutschen Spitals vor Altona; so ruhte er, wenn auch in fremdem Boden, doch inmitten der Gräber seiner deutschen Landsleute. Bürger aus Bremen und Lübeck hatten unter einem gewissen Sibrand in der Nähe des Nikolauskirchhofes in ihrem großen mit Segeltuch überspannten Zelt dies Spital

errichtet, das einzige im Lager; und als sie nun zur Heimfahrt sich rüsteten, übergaben sie auf Betrieb des Herzogs Friedrich das Zelt mit allem Zubehör seinem Kaplan Konrad und seinem Kämmerer Burkhard, die jetzt die Leitung des Hospitals übernahmen. Aus diesen geringen Anfängen ist dann nach dem Tode des Herzogs im Jahre 1198 der deutsche Ritterorden erwachsen.

Am Grabe des Herzogs stehen wir auch am Ende der großen Unternehmung. Führerlos mischte sich ein Teil der überlebenden Waffengenossen unter andere Scharen, die meisten aber schifften sicherlich nach und nach in die Heimat; von einigen berichten es die Marbacher Annalen zum Jahre 1191: „Fast alle elsässischen Wallfahrer“, heißt es darin, „die vor Affon lagen, lehrten, da Not und Pest sie bedrängte, ins Vaterland zurück.“

Der Kreuzzug Friedrich Barbarossas ist der verklärende Abschluß eines großen Lebens. Freilich sind manche militärische Bedenken in betreff der Leitung der gewaltigen Unternehmung laut geworden, die meisten aber, wie mir scheint, mit Unrecht. Man hat den Vorwurf erhoben, daß es dem Heer oft an wegekundigen Führern gefehlt habe; aber daß man am 3. Mai von der Straße gegen Norden ausbog, geschah absichtlich, nur ein einziges Mal — in der Schlacht vom 14. Mai — hat sich das Heer auf eine kurze Zeit verirrt und das geschah im heißen Drange des Gefechtes. Ebenso wenig kann man der Führung den häufig eintretenden und allerdings am Marke der Streiter zehrenden Mangel an Lebensmitteln zur Last legen. Erst im turkmanischen Steppenlande begann diese Not, also da, wo der Kaiser nach den wiederholten Versicherungen des seltschudschen Sultans auf hinreichende Unterstützung zu zählen berechtigt war. Wie wohlangelegt das Ganze erschien, beweist der Umstand, daß selbst der doppelte Verrat des Griechenkaisers

und der Türken dem Gelingen des Planes nicht verderblich wurde. Im Gegenteil, der Kaiser hat es fertig gebracht, was seit dem ersten Kreuzzuge nicht wieder gelungen war, sich mit den Waffen in der Hand durch das Innere Kleinasien hindurchzuschlagen und die größten Erfolge zu erringen; sein unvergleichlicher Sieg bei Iconium gehört zu den größten Kriegsthaten aller Zeiten. Grundbedingung des Gelingens einer so weitschichtigen Unternehmung war allerdings straffe Aufrechterhaltung militärischer Disciplin und geradezu bewundernswert ist es, mit welcher Festigkeit der Kaiser Zucht und Ordnung unter seinem unbändigen Kriegsvolk zu wahren wußte. Auch die Morgenländer waren der Anerkennung voll. „Im deutschen Heere“, schrieb ein Armenier an Saladin, „ist mancherlei Volks; aber harte Zucht und eine wahrhaft entsetzliche Strenge hält alle zusammen. Begeht einer ein Verbrechen, so opfern sie ihn wie ein Schaf, ohne lange Worte zu verlieren.“

Ob der Kaiser, wenn er am Leben geblieben wäre, mit seinem von unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen tiefererschütterten Heere das vorgesteckte Ziel erreicht hätte, läßt sich allerdings nicht entscheiden; doch scheinen die dagegen erhobenen Zweifel nicht berechtigt zu sein. Wenigstens hat sein großer Gegner Saladin anders geurteilt. Als er durch Boten des Sultans von Iconium von Friedrichs Siegen in Kleinasien hörte, glaubte er — nach Berichten arabischer Schriftsteller — seine Sache verloren; ein Teil des türkischen Heeres bei Affon wurde den Deutschen zur Abwehr entgegengesandt, zugleich ordnete er an, daß die Mauern von Laodicäa, Beirut, Sidon und anderer Städte an der syrischen Küste niedergerissen würden, da er sie für unrettbar hielt, wenn die Deutschen sich gegen sie wendeten. Bei der Nachricht von Friedrichs Tod atmeten die Muselmänner auf. „Was hofft ihr noch weiter?“ riefen sie den Belagerern von den Wällen Affons herab zu;

„euer Kaiser ist ertrunken.“ Und mit Musik und Tanz feierten sie in der Stadt seinen Tod. Die allgemeine Anschauung des Morgenlandes drückt ein arabischer Schriftsteller mit den Worten aus: „Wenn Gott durch eine gnädige Fügung für uns den deutschen Kaiser nicht hätte in dem Augenblicke sterben lassen, als er in Syrien einfallen wollte, so hätte man in späteren Tagen von Syrien und Ägypten sagen können: Hier regierten einst die Muselmänner!“ Und mit Recht mochte er so sprechen, denn noch immer war ein zahlreiches Heer von Veteranen beisammen, wenn auch arabische Berichte wohl übertrieben den Bestand desselben in Seleukia auf mehr als 40 000 Mann angeben; doch abgesehen davon, mußte es der großartigen Persönlichkeit des Kaisers sicherlich gelingen, alle im Morgenlande streitenden Kreuzfahrer unter seinen Befehl zu vereinigen. Unablässig strömten damals Streiter nach dem Orient, auch aus Deutschland; noch im Frühling 1191 landete ein deutsches Heer, die Österreicher unter Herzog Leopold, an der syrischen Küste. Freilich ließ der Hader der ehrgeizigen Fürsten keine Unterordnung unter den Befehl eines ihnen Gleichstehenden zu, so daß man mit Recht die ungeheuren Scharen der Christen vor Akkon mit einem Heer ohne Feldherrn verglichen hat; der Hoheit des deutschen Kaisers aber würden sich alle gefügt haben.

Und noch eines müssen wir bei der Beurteilung von Friedrichs Zug hervorheben, die politische Bedeutung desselben. Seit Gotfried von Bouillon waren es vorzugsweise Romanen, welche die Kriege gegen das Morgenland führten; romanische Kolonien wurden die eroberten Gebiete; Deutschland war trotz seiner vortragenden Stellung in Europa der allgemeinen Sache der Christenheit ferner gerückt, der deutsche Kaiser, der als der Schirmer des Abendlandes galt, trat in der Entscheidung über die Geschichte des heiligen Landes vor ehrgeizigen Baronen und

Rittern in den Hintergrund. Auch der Kreuzzug Konrads von Hohenstaufen verlief ohne einen Erfolg in trostlose Niederlage. Da erhebt sich Friedrich Barbarossa zu einem neuen Kriegszuge; erfüllt von dem Ideal der römischen Weltherrschaft, zieht er, als Schirmer des Abendlandes, ins ferne Morgenland, um in der alle Herzen bewegenden Frage die Entscheidung zu bringen. Ein urplötzlich hereinbrechender Tod hat seine Schritte nahe am Ziel gehemmt, seine Pläne vereitelt; aber bei diesem Kaiser, der seine Würde als ein von Gott ihm verliehenes Richteramt ansah mit der unverbrüchlichen Verpflichtung den Christenglauben zu schützen, wußten wir keinen großartigern Abschluß seiner Thätigkeit.

Mit unvergleichlichem Siegesruhm umkränzt, wird der greise Held dahin gerafft, als das ganze Morgenland vor ihm zu erzittern beginnt. Ein segensreiches Leben liegt hinter ihm; in den vier Jahrzehnten seiner Herrschaft ist ihm das Große gelungen, sein deutsches Volk, welches lange in Bruderkriegen in sich zerrissen war, durch eine wunderbare Mischung von Herrscherhoheit und Milde zu einigen und zu lebendigem Nationalgefühl zu wecken. Von der hochgehenden nationalen Flut zeugen die patriotischen Thaten der Geistlichkeit, die in ihrer überwiegenden Mehrheit treu zu Kaiser und Reich hielt; Tage wie die von Besançon und Gelnhausen hat die deutsche Geschichte nicht viele zu verzeichnen. Die Wehrkraft des Volkes erprobt sich auf zahlreichen Schlachtfeldern und mit der Wehrkraft verbindet der ritterliche Adel die Pflege der Kultur, welche über die Zeit der Hohenstaufen den vollen Zauber der Dichtung ausgießt. Gleichzeitig entfalten sich die Keime des deutschen Bürgertums, Köln ist damals die erste Handelsstadt Europas, Lübeck wird zur Zeit Barbarossas gegründet und von ihm in seiner Eigenart geschützt. Es dehnen sich die Grenzen des Reiches, weite slawische Gebiete werden dem Christentum ge-



wonnen und wandeln sich zu deutschen Ländern. Hinter all diesem quellenden Leben steht die großartige Persönlichkeit Friedrichs, und daß Deutschland so kraftvoll sich entfaltete, ist gerade dieses Kaisers eigenstes Verdienst, der es verstanden, sein langgespaltenes Volk zu einer kraftvollen und auch nach außen hin gebietenden Nation umzugestalten. Mit unerschütterlicher Verehrung und Liebe hat deshalb das deutsche Volk damals an seinem großen Kaiser festgehalten; mit vollem Recht hat es auch später in der trübsten Zeit deutscher Geschichte an seinen Namen nationale Wünsche und Hoffnungen angeknüpft.

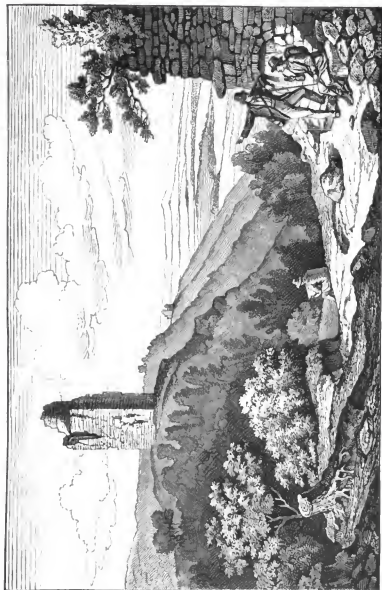
So steht sein Bild vor uns, gleich groß, ob wir es im hellen Licht der Geschichte oder vom Zauber romantischer Sage übergossen anschauen.

---

### Zwanzigstes Kapitel.

#### Die deutsche Kaisersage.

Sage und Dichtung hat gerade diesen Kaiser verklärt. In aller Munde lebt das Nibelungenlied von dem alten Barbarossa, der sich verzaubert hält im unterirdischen Schlosse; und bei den Worten des Dichters taucht der Kyffhäuser mit seiner zerfallenen Burg vor unsern Blicken empor. Weithin sieht man von der Höhe des Berges über das thüringische Land, nach Osten hin dämmern für weitschauende Augen fern am Horizont die Türme des Domes von Erfurt, im Süden und Westen streichen Höhenzüge, aufsteigend gegen Norden, wo der Brocken den Gesichtskreis begrenzt; unten zu den Füßen des Beschauers die gesegnete Ebene der goldenen Aue, wo aus dem



Kyffhäuser.

frischen Grün der Wiesen Ortschaften ausleuchten mit rötlichen Dächern und weißen Giebeln, dicht am Fuße des Berges ein Dorf Lilleda, einst eine kaiserliche Pfalz, noch aus der Karolingerzeit. Auf der Höhe des Kyffhäusers aus dem Buchenwalde hervor hebt sich ein zerbrochener viereckiger Wartturm aus rötlichem Sandstein, der „Barbarossaturm;“ von ihm zieht sich altes Gemäuer entlang, einstmals die Kyffhäuserburg, und auf rohen Steinstufen steigt man abwärts zu einer Thormölung, die vor Zeiten zu einer vielbesuchten Kapelle führte; aber jetzt ist auch sie zerfallen, wie alles ringsumher, die wunderthätige Kapelle „zum heiligen Kreuz“. Und wie man durch die Trümmer des versunkenen mittelalterlichen Lebens dahinwandert, da gedenkt man unwillkürlich der Worte des Romantikers:

Komm, du hoher Kaiserschatten,  
 Rolle mir die heil'gen Bilder  
 Einer großen Zukunft auf,  
 Daß ich mir das Herz erquicke:  
 Kaiserschatten, komm herauf!

Und er kommt herauf; denn um diesen Berg mit seinen Burgtrümmern hat das thüringische Volk in liebender Verehrung seine Sage gesponnen von dem alten verzauberten Kaiser, der so freundlich mittheilt von seinen Schätzen tief unten im Berge, wo alles strahlt von Gold und edlem Gestein, und besonders die Armen und Redlichen sind es, die er erfreut: Bauern, Hirten, wandernde Musikanten. Häufig steigen Wanderburschen auf den Kyffhäuser, um dem Kaiser ein Ständchen zu bringen und der Alte im Berge erweist sich dankbar, denn er wie seine Tochter, die bei ihm weilt, lieben Musik, wie echte Thüringer thun. Dann erscheint wohl das Burgfräulein und steckt den jungen Leuten Eichenkränze an den Hut; wer so klug ist, die unscheinbare Gabe sitzen zu lassen, findet sie nachher in Gold

verwandelt. Oder es weidet ein Ziegenhirt am Kyffhäuser, und als er einer verirrtten Ziege nachgeht, da gerät er plötzlich an einen Ort, den er noch nie in seinem Leben gesehen, wo Ritter mit langen Bärten, in prächtigen aufgeschlitzten Gewändern ernst und feierlich Regel schieben und ihm ebenso feierlich bedeuten, ihnen die Regel aufzusetzen. Einzelnen ist es auch vergönnt den alten Kaiser selber zu sehen, wie dem jungen Schäfer geschah, der auf der Schalmey ihm ein Ständchen bringt und dem er dafür den Fuß seines güldenen Handfasses schenkt. Manchmal darf auch einer eine Nacht im Kyffhäuser bleiben, freilich ist es eine unheimliche Nacht, die sich durch Menschengeschlechter hin ausdehnt. Denn als der Schäfer, dem dies begegnete, am andern Morgen ins Freie trat, war alles verändert, Gegend, Wohnung, Menschen; was ihm eine Nacht erschien, war mehr denn hundert Jahre gewesen.

Der Kaiser Friedrich ist den Bewohnern der Gegend auch der Wetterprophet; steigt eine Wolke am Barbarossaturm empor, so sagt das Volk: „ho, ho, Kaiser Friedrich hat einen Hut, es will schladicht Wetter werden.“ Bekannt ist der Wetterspruch in der güldenen Aue:

Steht Kaiser Friedrich ohne Hut,  
Dann bleibt das Wetter schön und gut;  
Doch ist er mit dem Hut zu sehn,  
So wird das Wetter nicht bestehn.

Und in dies blühende Leben der Volks Sage hat nun die geschichtliche Forschung einen tiefen Schnitt gethan. Während Tausende und aber Tausende singen von dem alten Barbarossa, weist die Geschichte nach, daß er nur ein Prätentent ist, und daß nicht er, wie der Dichter und der Volksmund sagt, sondern sein großer Enkel Friedrich II. sein verzücktes Dasein fortlebt im hohlen Berge.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist die Barbarossa-Sage Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen, bis ein im Jahre 1871 in der historischen Zeitschrift von Sybel erschienener Aufsatz von Professor Voigt, betitelt: „Die deutsche Kaisersage“ die Frage — wir können sagen — zum Abschluß bringt und Friedrich II. an die Stelle Barbarossas setzt. „Daß der Barbarossa im Kyffhäuser sitzt“, sagt er, „ist — so be fremdlich es klingen mag — erst durch Müderts 1813 veröffentlichte Ballade: „Der alte Barbarossa“ zu fester Vorstellung geworden und diese Vorstellung beherrscht bereits die Brüder Grimm, als sie die Sage 1816 unter dem Titel: „Kaiser Rotbart auf dem Kyffhäuser“ in ihre Sammlung eintrugen. Des Dichtervortes Plastik und eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges (Grimm) wirkten dann zusammen, um dem Vorurteil eine ungemeine Festigkeit zu geben.“ So weit Voigt, dessen Ansicht dann in den späteren Jahrgängen der Zeitschrift vielfach besprochen und vertieft worden ist. Auch wir stimmen demselben bei, daß der verzauberte Kaiser der Sage ursprünglich Friedrich der Zweite ist, werden aber im folgenden nachzuweisen versuchen, daß Friedrich Barbarossa schließlich mit einer gewissen Noturnotwendigkeit Friedrich II. verdrängt hat und an seine Stelle getreten ist.

In der glänzenden Kaiserlinie der Hohenstaufen ist Friedrich II. (1215 — 1250) der geistig größte, gewaltig wie Barbarossa, an Vielseitigkeit des Wissens aber durch die Fortschritte eines mächtig vorwärtstreibenden Jahrhunderts hoch über ihm. Wie seine äußere Erscheinung und sein helles Haar an Barbarossa erinnert, so auch der Gang seines vielbewegten Lebens; auch er kämpft mit den lombardischen Städten, kämpft mit der Kirche um die Vorherrschaft. In Palermo geboren und aufgewachsen, von einer italienischen Mutter gebildet, zieht

er als Jüngling über die Alpen und erlangt im Kampfe gegen den Welfen Otto IV. die deutsche Krone; aber nach wenigen Jahren schon verläßt er Deutschland, nach welchem er nur noch einmal vorübergehend zurückkehrt um den Aufstand seines Sohnes Heinrich zu brechen. So hat Deutschland wenig Gewinn von dem genialen Kaiser gehabt und sein ereignisvolles Leben liegt ausschließlich in Italien, wo er sich in den furchtbarsten Kämpfen verzehrt. Denn die Kirche fürchtete den Gewaltigen, der als König von Ober- und Unteritalien die weltliche Macht Roms von zwei Seiten umfaßte; gefährlicher noch erschien es ihr, daß dieser Kaiser ein Freigeist war, der seinem Jahrhundert weit vorausseilte und die Muhammedaner in seinem Königreich Apulien mit unerhörter Duldung behandelte. Daß Friedrich den gelobten Kreuzzug verschob, war der Hauptanlaß zum Streit, der bis zum Bann des Ungehorsamen führte. Nun wider den Willen der Kirche zog er zum Kreuzzug aus, nahm Jerusalem und setzte sich selber, da kein Geistlicher den Gebannten zu krönen wagte, die Krone des Königreiches Jerusalem aufs Haupt. Nach seiner Rückkehr erzwang er den Frieden vom Papst, doch er dauerte nicht lange, bald erneute sich der Streit, erneute sich der Bannfluch. Mitten unter den heftigsten Kämpfen mit der Kirche starb er, noch nicht 56 Jahre alt, in dem apulischen Schlosse Fiorentino unweit seiner treuen Sarazenenstadt Luceria. Einst hatte sein Sterndeuter ihm, „dem Könige der Schönheit“, prophezeit, daß er unter Blumen sterben werde. Das Prophetenwort bewahrheitete sich. Nun schied er dahin in Fiorentino, Kleinflorenz d. h. der kleinen Blumenstadt, in den Armen seines Sohnes Manfred, der nach ihm die apulische Königskrone trug. An demselben Tage aber ward fast ganz Italien von einem Erdbeben erschüttert; es war der Glaube der Zeit, daß die Erde gebebt habe, weil der größte Fürst der Welt die Augen schloß.

FRIEDRICH II.



Zweiterlei wollen wir uns von ihm merken: daß er, unter den deutschen Kaisern einer der größten, Deutschland fast wie ein fremder Herrscher war, und dann: daß kein anderer wie er feindlich mit der römischen Kirche gerungen hat. Friedrich II. war der mächtigste Regent des Mittelalters, und selbst Dante, der doch gut kaiserlich gesinnt war, hat noch 70 Jahre später in seinem Gedichte: „Die göttliche Komödie“ ihn in der Reihe der kühnen himmelftürmenden Zweifler dargestellt, welche zur Strafe für ihre Ketzerei in feurigen Gräbern ruhen. Und es war ein Kampf, der ihn und sein Geschlecht zu Grunde richtete. Ein gleichzeitiger Dichter (Bruder Werner) verglich Friedrich mit einem Manne, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm herfschleicht, stets begierig, wenn der Mann straucheln oder fallen würde, sich über ihn herzustürzen. Und wahrlich, wie eines Wolfes Geheul klang es auch, als der Papst Innocenz IV. beim Tode des Kaisers an das Volk und den Adel von Sicilien schrieb: „Mögen die Himmel frohlocken, möge die Erde vor Freuden erzittern! Er ist aus den Reihen der Lebenden genommen, der die Kirche mit dem Hammer des Verfolgers schlug.“

An diesen Kaiser schließt die Sage an, die wir im folgenden nach Voigts und seiner Erläuterer Darstellung geben.

Natürlich mußten die kaiserlichen Hohenstaufen den Anhängern der Kirche als die Vorläufer des Antichrist erscheinen, von dem die Bibel spricht. Solche Gedanken beschäftigten auch den um 1202 in Calabrien gestorbenen Abt Joachim von Fiore, und seine Weissagungen, die sich auf die dunkeln und geheimnisvollen Aussprüche der Offenbarung Johannis und des Propheten Daniel gründeten, wurden von seinen Anhängern, den Joachimiten, vielfach gedeutet und erklärt. So führte ein Franciskaner Mönch Salimbene 1238 einen solchen geheimnisvollen Spruch seines Meisters an, der da lautete: „Seine Augen wird er in verborgenem Tode schließen und ertönen



wird es bei den Völkern: er lebt und er lebt nicht.“ Diesen Spruch bezog Salimbene auf den damals noch lebenden Friedrich II., denn in ihm, dem furchtbaren Kirchenfeinde, würden alle Mysterien erfüllt werden, die sich in Joachims Weissagungen fanden. Als nun Friedrich im Jahre 1250 starb, ging der erste Teil des Spruches in Erfüllung, nämlich daß er seine Augen in verborgenem Tode schließen werde; denn des Kaisers Sohn Manfred, in dessen Armen Friedrich starb, hielt anfangs den Tod geheim, um sich Siciliens und Apuliens für seinen Bruder Konrad zu bemächtigen. Aber mit Schauern dachte Salimbene, daß der letzte Teil der Prophezeiung: „er lebt und er lebt nicht“ sich noch bewahrheiten müsse; Friedrich müsse also in irgend einer Weise noch fortleben und wiedererscheinen um die Weissagung von der Kirchenverfolgung zu verwirklichen.

Dies ist der erste Keim der deutschen Kaisersage, an die sich sogleich eine zweite freundlichere anschließt: ein Kaiser — Friedrich — wird wiederkommen als Befreier von der Pfaffenherrschaft. Diese zweite Sage beruhte ebenfalls auf alten Weissagungen, die in gewisser Weise an die römische Kaisersage von Nero anknüpfen, welche mit unserer deutschen große Ähnlichkeit hat. Auch bei Neros Tode gingen allerlei Gerüchte um, daß der Kaiser noch lebe; dem Volke war er der letzte rechte Kaiser und der Glaube war lebendig, daß er zum Schrecken seiner Feinde wiedertehren werde und zwar aus dem Orient als mächtiger Herrscher. Falsche Nerone beuteten diesen Volksglauben aus, wie Tacitus und Sueton erzählen. Auch bei den Christen, die in ihm ihren blutigen Verfolger sahen erhielt sich die Sage, daß er noch fortlebe und einst als Antichrist aus der Hölle wiedertehren werde. Der Kirchenvater Augustinus in seinem Buch „Über den Gottesstaat“ teilt diese Sage mit, und da das Buch eins der verbreitetsten im Mittel-

alter war, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sich hieran die späteren Prophezeiungen anknüpfen. Um 948 erschien ein Buch vom Abt Adso über das Leben des Antichrist; ein fränkischer König, heißt es darin, der der größte und von allen der letzte sein wird, wird nach Jerusalem kommen und auf dem Ölberge sein Scepter und seine Krone niederlegen, das wird das Ende des römischen Reiches sein und alsdann wird nach des Apostels Paulus Verkündigung der Antichrist erscheinen. Diese Sage hielt sich vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert lebendig und immer lautete die Weissagung auf den letzten Kaiser. Dies aber war Friedrich II. für mehr als ein halbes Jahrhundert; er starb 1250 und Heinrich VII., der erste, der nach ihm die Kaiserkrone trug, wurde 1312 gekrönt. In diesem Zeitraum also muß sich die Übertragung der Sage auf Kaiser Friedrich vollzogen haben.

Wir haben demnach zwei mit einander gemischte Sagen: Friedrich wird wiederkehren, weil er der Antichrist ist und wird noch Schlimmes über die Kirche verhängen; diese Sage hat ihren Ursprung in Italien. Und: Friedrich wird wieder kommen, weil er der letzte römische König ist, der noch vor Ankunft des Antichrist am Ölberg die Krone niederlegen muß. Diesen Wiederkehrenden verehrt das Volk zugleich als den Erretter von der Pfaffenherrschaft. Die zweite Sage ist wahrscheinlich auf deutschem Boden entstanden.

Wie lebhaft das Volk sich mit der Wiederkehr Friedrichs beschäftigte, zeigt zunächst der falsche Friedrich in Italien, den die apulischen und sicilischen Barone gegen Manfred anstifteten. Wie ganz unglaublich erschien sein Auftreten! Des Kaisers Leichnam war unter unzähligem Gefolge der Edlen und des Volkes von Fiorentino an die italische Küste gebracht, von da nach Palermo hinübergeschafft worden. Hier in dem prächtigen Dome stand sein Sarg von dunkelrotem Porphyr, freischwebend.

auf vier schreitenden Löwen unter einem marmornen Giebel-  
dach. Und doch vermochte ein Betrüger im Angesicht dieses  
Todeszeugnisses für eine Zeitlang den Wiederkehrenden zu  
spielen, bis ihn Manfred ergreifen und hinrichten ließ.

Noch merkwürdiger ist der 1284 in Köln auftauchende  
falsche Friedrich, der, mit Geld reichlich versehen, eine Art Hof  
hielt und großen Anhang fand. Es kümmerte die Menge  
nicht, daß dieser Friedrich nach dem Laufe der Natur neunzig  
Jahre hätte alt sein müssen, da der Kaiser im 56. Lebensjahre  
stand, als er 1250 starb. Selbst bis nach Italien drang das  
Gerücht von ihm, und mehrere lombardische Städte schickten  
eigens Gesandte nach Deutschland um zu erfahren was an  
dem Gerüchte wahr sei. Rudolf von Habsburg mußte mit einer  
Heeresmacht gegen diesen falschen Friedrich — einen Bauer  
aus der Gegend von Köln Tile Rolup oder Holzschuh — her-  
anziehen, um dem Spuk ein Ende zu machen. Aber auch als  
man den Betrüger ergriffen und in Gegenwart Rudolfs bei Weß-  
lar im Juli 1285 verbrannt hatte, hielt sich der Zauber noch  
lange lebendig. Als man die Kohlen von dem Scheiterhaufen  
sorgfältig ablas und unter den Resten kein Bein des Verbrann-  
ten fand, da hieß es, das sei von Gottes Kraft, „daß er  
leibhaftig noch solle bleiben und die Pfaffen vertreiben und  
daß er müsse die Zeit leben, die ihm Gott gegeben.“ So heißt  
es in einer alten Reimchronik.

Als nun das Jahrhundert zu Ende ging, konnte man  
Friedrich im natürlichen Laufe der Dinge nicht mehr erwarten;  
der Glaube aber, daß er wiederkommen und die Pfaffen ver-  
treiben werde, erhielt sich, und so spinnt sich die Sage auf  
deutschem Boden weiter; die düstere Gestalt des Antichrist, wie  
ihn die italienischen Mönche erfonnen, ist verschwunden; der  
Kaiser erscheint von jetzt an als der Verwirklicher der religiösen  
Wünsche des Volkes und vielfach auch als der sociale Messias.

Besonders lebhaft tritt die Sage in dieser Gestalt hervor, als Kaiser Ludwig der Bayer, vom Papste gebannt, gegen den Pfaffenkönig Karl IV., den spätern Kaiser, zu kämpfen hatte. Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Da ging unter dem Volke das Gerüde, Kaiser Friedrich II. werde mit großer Heeresmacht wiederkommen und die entartete Kirche reformieren. In die Herrlichkeit des Reiches zurückgekehrt, werde er dem armen Weibe den reichen Mann zur Ehe geben, die Nonnen und Mönche verheiraten; die Pfaffen aber werde er furchtbar verfolgen und übers Meer ziehen nach Jerusalem. Dorthin, heißt es in einem damaligen Gedicht, fährt Friedrich zum dürren Baum, der soll entlaubt stehn, bis Kaiser Friedrich seinen Schild und sein Schwert daran hängt, dann wird der Baum wieder grünen und es wird wohl stehen in aller Welt.

Der dürre Baum und das Aufhängen des Schildes und der Waffen bleibt von jetzt an Bestandteil der Sage. Sicherlich mischen sich hier altgermanische Vorstellungen mit der ursprünglich christlichen Sage, aber die Deutung ist schwer. Die Neubelebung des dürren Baumes ist nach Jacob Grimm das Symbol der neueinbrechenden Zeit; das Aufhängen des Schildes und des Schwertes bezeichnet den nahenden Richter, der die Gerichtsbarkeit auszuüben kommt. Andere denken an die alte Ehrenwacht, zu der nach mittelalterlichem Brauch die Lehnsleute sich einzufinden hatten; vor dem Zelte des Herrn hängten die Mannen ihre Waffen auf. Ansprechend ist, was Voigt sagt: „Der aufgehängte Schild ist als Zeichen zu deuten, daß es hinfort — wenn der allgemeine Friede eintritt — keiner Waffe mehr bedürfen wird.“

Um 1400, also zu einer Zeit, wo der Ruf nach kirchlichen Reformen am lautesten erscholl, wandelt sich die Sage weiter. Da heißt es in einem Gedicht: um sich den Verfolgungen des Papstes zu entziehen, macht sich Kaiser Friedrich

durch einen Ring unsichtbar, niemand weiß, wo er hingekommen, aber Bauern erzählen, daß er sich als ein Waller oftmals bei ihnen sehen lasse und verkünde, er solle noch aller römischen Erde (d. h. des Reiches) gewaltig werden und die Pfaffen stören. Der Kaiser spukt also wandernd umher und erscheint dem geringen Manne mit seinen Verheißungen.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kommt dann die Sage nach dem Kyffhäuser. Auf dem Gipfel des Kyffhäuser lag um diese Zeit die Burg bereits wüste; aber an den Berg und die Gegend ringsum knüpfte sich doch manche hohenstaufische Erinnerung. Am Fuße desselben lag die alte Kaiserpfalz Tilleba, wo Friedrich Barbarossa zweimal Hof hielt; hier söhnte sich der alte Heinrich der Löwe mit Barbarossas Sohn Heinrich VI. aus und beendete damit für eine Zeitlang wenigstens den langen Hader der beiden feindlichen Geschlechter. Hier in Thüringen erstand Friedrich dem Zweiten der Gegenkönig Heinrich Raspe, der auf des Papstes Geheiß zu seiner Landgrafenkrone die deutsche Krone hinzunehmen versuchte. Der fromme thüringische Chronist Rothe, der an das Volksgerede nicht glaubt, erzählt: die Ketzer glauben, daß Kaiser Friedrich noch lebe und bis zum jüngsten Tage leben werde und daß er wandere zu Kyffhausen in Thüringen auf dem wüsten Schloß und auf andern wüsten Burgen, die zum Reiche gehören und lasse sich zu Zeiten sehen und rede mit den Leuten.

Während der Reformation ändert sich die Vorstellung von dem verzauberten Kaiser; er wird nicht mehr die Pfaffen verjagen, denn da, wo man vom Kaiser sagte, waren keine Pfaffen und Klöster mehr. Neue Züge kommen in die Sage hinein, zunächst die Länge des Harrens. Der Kaiser sitzt tief unten im Berg oder in der Felshöhle und schlummert. Der Bart, von dem früher nie die Rede war, ist ihm gewaltig

gewachsen; er ist das Sinnbild der unablässig und unendlich fortschreitenden Zeit. Zuweilen aber kommt der Kaiser noch heraus, er ist mit dem Barte noch nicht festgewachsen; bereits hat er Wehr und Waffen um sich, die ihm dereinst zum Kampfe dienen sollen.

Die größte Änderung aber, welche die Sage macht, ist die, daß, wie der verzauberte Kaiser nicht mehr Bekämpfer der Pfaffen ist, Friedrich II. sich in Friedrich Barbarossa zu wandeln beginnt. Diese Wandlung aber beruht keineswegs, wie Voigt meint, auf dem Schwanken und Faseln halbgelehrter Nichtwisser, und ebenso wenig auf dem übermächtigen Einfluß des Rückert'schen Gedichtes auf die Zeitgenossen, sondern erklärt sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit aus der allmählich verwandelten Geistesrichtung unsers Volkes. Bereits im 16. Jahrhundert wird vorübergehend Friedrich Barbarossa erwähnt; in dem 1519 erschienenen Volksbüchlein vom Kaiser Friedrich haben wir „ein warhafftige historie von dem Kayser Friedrich der erst seines namens mit einem langen rotten bart,“ der noch lebendig sei in einem hohlen Berg. In einem Reutlinger Gedicht von 1546 wird der „edle Schwab in roten Bart“ genannt, den „der mörderische Pfaff zu Rom verrätherisch ertränkt.“ Im 17. Jahrhundert tritt die Sage in den Hintergrund, was bei dem Schrecken des großen Krieges und dem zusammenbrechenden Selbstbewußtsein des Volkes erklärlich wird; gegen Ende des Jahrhunderts aber und in dem beginnenden 18., wo in dem Elend der Zeit nationale Wünsche lebendig werden, ist Friedrich II. vergessen und der verzauberte Kaiser nur noch Friedrich Barbarossa. Die Wandlung erfolgt also nicht erst in unsern Zeiten.

Zunächst muß es schon bedenklich erscheinen, bei einer wissenschaftlichen Autorität ersten Ranges, wie Jacob Grimm es ist, einen solchen geradezu bestimmenden Einfluß durch ein

Gedicht anzunehmen, wie Voigt es will. Ferner läßt sich unmöglich die ganze Fülle der Sagen, welche von bergentrückten Kaisern sprechen, auf Friedrich II. und den Italiener Salimbene allein zurückführen.

Die deutsche Volksage ist vielgeschäftig und knüpft nicht an eine bestimmte Person und an einen bestimmten Ort an. Die Entrückung in einen Berg, das Schlafen und zeitweilige Erwachen, das ungeduldige Fragen des Erwachenden findet sich in volkstümlichen Erzählungen über die ganze germanische Welt verbreitet: in Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, England; überall glaubt das Volk an ein Erwachen seiner geliebten Könige und Helden aus dem Bergschlaf. Artus, der entschwundene König der Tafelrunde, dessen Wiederkehr die Britten hoffen, haust in einem Berge; in einem Gewölbe bei Kronburg in Dänemark sitzen um einen Steintisch gepanzerte Männer, niedergebogen, die Häupter auf den gekreuzten Armen ruhend; am Ende der Tafel Holger Danske, und wie er sein Haupt erhebt, bricht der steinerne Tisch zusammen, in den sein Bart gewachsen war. In Deutschland sind es neben Königen auch hervorragende Helden: Arivist, Armin, Wittekind, Siegfried, welche die Sage feierend verklärt. So wohnt Siegfried im alten Bergschloß Geroldseck im Wasgau und wird dem deutschen Volke, wenn es in höchster Not ist, wieder erscheinen. In Westfalen, in der Nähe von Holzhausen, harret Wittekind, in einen Hügel versunken, bis seine Zeit kommt. In einer Felskluft am Vierwaldstätter See, nach andern auf dem Rütli, schlafen die drei Stifter des Schweizerbundes — die drei Telle nennt sie die Sage — und sie werden aufwachen, wenn ihrer das Vaterland bedarf.

Unter den Kaisern sind es besonders Karl der Große, Otto der Erste und Friedrich, welche durch Bergeszauber entrückt sind. Am weitesten verbreitet ist die Sage vom Kaiser

Friedrich, der in vielen Burgen und Bergen haust, bis er im Kyffhäuser sein bleibendes Heim findet. Besonders Elsaß, das Lieblingsland der Hohenstaufen, ist reich an diesen Sagen. In der Stadt Hagenau, welche dem Herzog Friedrich von Schwaben, dem Vater Barbarossas, ihren Ursprung verdankt, wurde von Friedrich dem Ersten eine kaiserliche Pfalz errichtet, in welcher er oft Hof hielt. An den Ecken derselben erhoben sich mächtige Thürme, geziert mit dem Reichsadler, in der von röthlichem Marmor schimmernden Kapelle barg er lange Jahre die Reichsinsignien. In dieser längst versunkenen Burg sitzt Kaiser Friedrich lebendig verzückt; nach anderer Erzählung weilt er verzaubert unter einem Feldstück auf dem Felde bei Mühlhausen. Wenn es ganz still ringsumher ist, heißt es, und man das Ohr an den Stein legt, so hört man, wie ihm der Bart wächst. In Trifels in der Pfalz wird ihm allnächtlich ein Bett bereitet.

Im Unterberg bei Salzburg mischen sich die Sagen von Kaiser Karl und Friedrich. Der Unterberg oder Wunderberg ist im Innern ganz ausgehöhlt, mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten, Gold- und Silberquellen versehen. Kleine Männlein bewahren die Schätze und wandern oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daselbst Gottesdienst zu halten. In dem Unterberg weilt Kaiser Karl mit goldener Krone auf dem Haupt, mit dem Scepter in der Hand; er hat noch ganz seine Gestalt behalten, wie er sie auf der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart ist grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldene Bruststück seiner Kleidung ganz und gar. Der Kaiser erzeigt sich freundlich gegen alle Untergebenen, die da mit ihm auf einer schönen Wiese hin- und hergehen. Warum er sich da aufhält, weiß niemand, und steht bei den Geheimnissen Gottes. In demselbigen Unterberg sitzt auch Kaiser Friedrich an einem Tisch, um den sein Bart schon zwei,



mal herungewachsen ist; so wie der Bart zum dritten Male die letzte Ecke desselben erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den nahen Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag bricht an.

Am Kyffhäuser, dem nördlichsten Punkt, den die von Süden her bringende Friedrichsage erreicht, vermengen sich ganz ähnlich die Kaiser Otto und Friedrich in den Erzählungen der Leute.

So viel sehen wir schon aus dieser kurzen Übersicht, daß in die Sage von Kaiser Friedrich sich viel Altgermanisches hineingemischt hat und dieselbe unmöglich allein auf den italienischen Salimbene zurückzuführen ist. Da aber in der ununterbrochen thätigen und umgestaltenden Volkserzählung die Sagenkreise von Kaisern durcheinander spielen, darf es uns doch nicht Wunder nehmen, wenn zwei Kaiser gleichen Namens und gleichen Geschlechtes in einander sich mengen, zumal wenn die dichtende Vorstellung, welche Friedrich II. zu der traumhaften Gestalt machte, allmählich erlischt und ganz andere Wünsche an den in den Berg Verzauberten sich knüpfen. Und daß, als die nationale Sehnsucht nach einem Neugründer des Reiches auftauchte, die Sage an Friedrich Barbarossa sich anlehnt, ist bei der großartigen Wirksamkeit eben dieses Kaisers durchaus begreiflich. Denn er hat sein Volk geeint und stark gemacht und auch dem Auslande gegenüber mehr als einmal die Würde und die Macht Deutschlands gewahrt; mit unverbrüchlicher Verehrung hat deshalb sein Volk damals und später an seinem großen Herrscher festgehalten und zu keiner Zeit des Mittelalters ist das deutsche Nationalgefühl so lebendig gewesen wie in den Tagen Barbarossas, davon zeugen die Tage von Besançon, Gelnhausen und Mainz. Und dazu kommt noch eins: der geheimnisvolle Ausgang des Kaisers, der seine Gestalt im

Volksbewußtsein nur noch mehr verklärt. Er zieht ins ferne Morgenland, erkämpft glorreiche Siege, bis der Gewaltige in einem kleinen Gebirgsfluß ein jähes Ende findet und seine Gebeine irgendwo im Wüstenlande verscharrt werden. Nie, so lange die Weltgeschichte ihren Gang geht, hat sie einen so erschütternden Übergang von der Größe zur Nichtigkeit gesehen. Dieser Kaiser, dessen gebietendes Wort noch vor kurzem Europa gehört, der an Macht und geistiger Wucht nicht seines Gleichen hatte: verschüttet lag er in namenlosem Grabe, nicht daheim in deutscher Erde, in dem Reiche, das er groß gemacht, wo sein Name auf aller Lippen war, sondern in einem fremden Weltteil, im fabelhaften Morgenlande, welches die geschäftige Phantasie des Abendlandes mit tausend wunderbaren Erzählungen schmückte. Lange glaubte das Volk nicht an das Hinscheiden des Kaisers, ihm schien das plötzliche Verschwinden des Mächtigen nur als eins der wunderbaren Märchen, mit welchen man die Züge ins Morgenland ausmalte.

Zweierlei wollen wir uns aus dem oben Gesagten herausnehmen: erstens, unter Friedrich Barbarossa hat sich im Laufe des Mittelalters das deutsche Nationalgefühl am lebendigsten gezeigt; und zweitens: Friedrich in voller Kaiserherrlichkeit stirbt jäh und seine Gebeine ruhen an geheimnißvoller Stätte. Beides aber ist für die Umwandlung unserer Kaisersage, zu der wir jetzt zurückkehren, von wesentlicher Bedeutung.

Im Jahre 1681 nennt Prätorius, der die Sage erzählt, wie sie zu seiner Zeit im Volk umging, Friedrich Barbarossa, von Friedrich dem Zweiten ist nicht die Rede mehr. Er sitzt im Kyffhäuser auf einer Bank, fest schlafend, sein Bart ist ihm lang vom Tische bis zum Boden herabgewachsen. So fand ihn einst ein Schäfer, welcher mit Hilfe eines Zwerges zu ihm hinabgelangt war, in einer Grotte, deren Gewölbe leuchtende Sterne bedeckten. Der Kaiser nickte, dann richtete

er das Haupt empor und fragte, ob die Raben noch um den Berg flögen; und als der Schäfer bejahte, da hob er langsam die Hände auf und ließ sie wieder sinken. „Wehe“, sprach er, „so muß ich noch hundert Jahre fortschlafen.“

Neu ist hier die Erwähnung der Raben; es sind die Vögel des Wodan, sagt Simrock. Damit ist freilich wenig erklärt; soviel steht jedenfalls fest, daß sich hier ein Stück altheidnisches Germanentum um unsern Kaiser herumflieht. Andere haben im vollen Ernst die Raben auf die schwarze Amtstracht der Geistlichen bezogen, mit welchen die Hohenstaufen so manchen Kampf auszulämpfen hatten. Sie vergessen nur, daß die Tracht der mittelalterlichen Geistlichen nicht schwarz, sondern bunt war.

1712 haben wir (von Behrens) wiederum einen Bericht der Sage, wie sie damals im Volke erzählt wurde. Der Kaiser Barbarossa sitzt im Kyffhäuser, in den er sich selbst verflucht hat, an einem steinernen Tisch, den Kopf in der Hand haltend, ruhend oder schlafend; er nickt stets mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe und bald aufwachen wolle. Denn man meint, daß er vor dem jüngsten Tage aufwachen und sein verlassenes Kaisertum aufs neue antreten werde.

Der dürre Baum und das Aufhängen des Schildes sind jetzt aus der Volksage verschwunden, auch die Verjagung der Pfaffen und die Eroberung des heiligen Grabes sind vergessen. Nur die Wiederaufrichtung des Reiches bleibt als der nationale Sehnachtswunsch, zu dessen Erfüllung Gott den rechten Kaiser in der Tiefe des Berges aufbewahrt.

So kommt die Sage in unser Jahrhundert, wo sie rückert 1813 in seinem schönen Liede plastisch feststellt. Wir teilen das bekannte Gedicht unverkürzt mit, um zu zeigen, wie die

vollständige Überlieferung des 18. Jahrhunderts hier ihren endgiltigen Abschluß findet.

Der alte Barbarossa,  
Der Kaiser Friederich,  
Im unterird'schen Schlosse  
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,  
Er lebt darin noch jezt;  
Er hat im Schloß geborgen  
Zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen  
Des Reiches Herrlichkeit,  
Und wird einst wiederkommen  
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,  
Darauf der Kaiser sitzt,  
Der Tisch ist marmelsteinern,  
Worauf sein Haupt er stüzt.

Sein Bart ist nicht von Flasse.  
Er ist von Feuerzglut,  
Ist durch den Tisch gewachsen,  
Worauf sein Kinn austruht.

Er nickt als wie im Traume,  
Sein Aug' halb offen zwinkt;  
Und je nach langem Raume  
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:  
„Geh hin vors Thor, o Zwerg,  
Und sieh, ob noch die Raben  
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben  
Noch fliegen immerdar,  
So muß ich auch noch schlafen  
Verzaubert hundert Jahr.“

Dichterische Zuthat ist hier nur der elfenbeinerne Stuhl, auf dem der Kaiser sitzt, und daß dieser an einen dienenden Knaben, nicht an einen von draußen kommenden Schäfer die Frage nach den Raben richtet. „Der Bart von Feuersglut“ findet sich ebenfalls schon in der Sage von 1712, wo Barbarossa einen roten, nicht weißen Bart hat. Auch hier sind wieder heidnische Anklänge in unserer Sage, da nach der altdeutschen Mythologie Woban einen weißen, Donar einen roten Bart hat. Voigt will aus dem Bart die Umwandlung des Kaisers herleiten. „Der durch den Tisch gewachsene Bart“, sagt er, „wird zum stehenden Hauptzug der Sage, wie es früher der bürre Baum und der Schild gewesen. Den Bart aber führt Friedrich I. als Beinamen, daher wird der verzauberte Kaiser jetzt Barbarossa und sein Bart rot und nicht weiß, wie in den früheren Sagen.“ Wir glauben nicht aus so äußerlichen Gründen an die Umwandlung einer Sage, „die“, nach Voigts eigenen Worten, „wie ein goldener Traum das Thun und Leiden des deutschen Volkes begleitet und mit besonderer Kraft auftaucht in Zeiten der Schmach und Entwürdigung, wie in denen freudiger Erregtheit und des Sturmes.“

Begründet vielmehr lag die Umwandlung Friedrichs des Zweiten in Friedrich Barbarossa in der Wandlung unserer nationalen Wünsche. Friedrich der Zweite, der mächtigste Vorkämpfer gegen Rom, ist mit den religiösen Kämpfen und Bestrebungen unsers Volkes verwebt; sein Gedächtnis verliert sich im Volksbewußtsein, als diese Kämpfe enden, nach durchgeführter Reformation. Wo lebt im Volke noch eine Erinnerung an diesen Kaiser, so geistig groß er auch war, an diesen Kaiser, der, Italiener von Geburt, in Italien gelebt und in Italien seine Ruhestätte gefunden hat? Dagegen tritt Friedrich Barbarossa, der echt nationale Kaiser, hervor, als die Sehnsucht nach einem starken Vaterland erwacht.

Es ist doch gewiß kein bloßer Zufall, daß gerade zur Zeit unserer tiefsten politischen Not das Bild dieses Hohenstaufenkaisers emporsteigt und den Enkel aus der Sage völlig verdrängt. Es war die Zeit Ludwigs des Bierzehnten, wo der unruhige Nachbar im Westen das Reich in Fesseln riß, wo uns Straßburg verloren ging, wo die gräßliche Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen auch dem Geringsten den Fluch nationaler Ohnmacht vors Auge stellte, wo die Einäscherung des Domes zu Speier, der hochragenden Ruhestätte unserer mittelalterlichen Kaiser, den Blick und das Gedenden des Volkes unwillkürlich zurückführte in eine umfriedete Vergangenheit und zu einem starken Schützer des Vaterlandes. Und wiederum reichlich hundert Jahre später, als unser Volk sich erhob gegen die napoleonische Zwingherrschaft, da, in dem Kampfe um Sein und Nichtsein wurden alle glorreichen Erinnerungen wach, da stieg das Bild von des Reiches Herrlichkeit wie eine stille Mahnung und zugleich wie ein Ansporn vor den Kämpfern auf, da gedachte man der Zeiten, wo man groß und stark gewesen, und alle diese stürmischen Gefühle der Wehmut, des Zornes, der Sehnsucht klingen wieder in dem Saitenspiel unserer Dichter. Als Max von Schenkendorf auf dem alten Schlosse zu Baden steht und hinüberfieht über den Rhein in das elsässische Land, einst der Hohenstaufen Lieblingsitz, da ruft er:

Wir stehen hier und schauen  
In ein gelobtes Land,  
Ringsum die deutschen Auen,  
Gebaut von deutscher Hand.  
Doch dort an den Vogesen  
Liegt ein verlornes Gut,  
Da gilt es, deutsches Blut  
Bom Höllenjoch zu lösen.

Und diese Hochflut der Gefühle ging nicht bloß auf die Befreiung des Vaterlandes, sondern als Preis der mannhaften

Kämpfe dachte man sich die Erneuerung des Kaisertums, welches die deutschen Stämme zusammenbinde zu nationaler Einheit.

„Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser!  
Komm zu rächen, komm zu retten,  
Löse deines Volkes Ketten,  
Nimm den Kranz, dir zugebracht.

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser!  
Säumst du? schläfst du? Auf, erwache!  
Komm zur Sühne, komm zur Rache!“

In den Ruinen der alten Hohenstaufenburg bricht dies Gefühl besonders lebhaft hervor:

„Einsam steig' ich auf die Höhen,  
Wo die letzten Trümmer stehn,  
Will dort wecken meinen Zorn,  
Will mir schärfen Schwert und Sporn  
An den alten heil'gen Steinen. —  
Zieh dem deutschen Heer voraus,  
Altes Hohenstaufenhaus!“

So recht ein Abdruck dieser Volksstimmung ist nun das Rückertsche Lied vom alten Barbarossa mit seinem: „Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit, und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit.“

Und als nun diese nationale Forderung im Pariser Frieden nicht erfüllt wurde, als ein vielköpfiger Bund das Kaiserideal verdrängte, da sang die heranwachsende Jugend von dem Kaiser Barbarossa, der einst wiederkommen werde, und sein Bild verwob sich allmählich in alle Träume von der Einigung und Macht des Vaterlandes. Kaiser Friedrich der Zweite ist aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden, Friedrich Rotbart an seine Stelle getreten, und auch in unserm letzten schweren Kriege gegen Frankreich klingt die Sage aus manchem Liebe wieder.

Erreicht ist nun, was die Kaisersage verhieß. Der dürre Baum ist zur grünen Eiche geworden, an die der Kaiser, der Friedensrichter Europas, seinen Schild aufgehängt hat. Der alte Zauber ist gelöst; die Raben, nach welchen Barbarossa so oft ahnungsvoll fragte, fliegen nicht mehr um den Berg, die alten Raben der nationalen Uneinigkeit und Sondergelüste; der Traum der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ist in Erfüllung gegangen. Wird nun die Sage von Barbarossa verstummen, sie, welche unser Volk in seiner größten Erniedrigung und wiederum in seinem mannhaften Ringen um nationale Selbstständigkeit so liebevoll fortspann? oder wird einmal im Laufe der Zeit ein anderer großer Nationalwunsch an die traumhafte Hohenstaufengestalt sich anknüpfen? Wer weiß es!

---

### Ein und zwanzigstes Kapitel.

#### Die Zeit der Hohenstaufen.

Die Zeit der Hohenstaufen ist die anziehendste unserer Kaisergeschichte; denn in ihr sind die das Mittelalter bewegenden Mächte zu voller Entfaltung gekommen. An der Spitze des Abendlandes steht in unbestrittener Vorherrschaft ein römischer Kaiser deutscher Nation, ob zum Heil oder zum Verderben unsers Vaterlandes, wollen wir hier nicht untersuchen; genugsam ist darauf hingewiesen, daß diese Erneuerung des Kaisertums ein Unglück für die Entwicklung der deutschen Verhältnisse gewesen ist und sich tief eingeschnitten hat in das Leben unsers Volkes, denn der Cäsarenwahn forderte auf den italienischen Schlachtfeldern manch edles Opfer, während er daheim



den Aufbau nationaler Einigung hinderte. Aber wir dürfen doch so große geschichtliche Entwicklungen nicht allein nach unsern modernen Begriffen abmessen, sondern müssen sie aus ihrer Zeit heraus beurteilen. Und da ist ein Doppeltes zu beachten.

Die Sehnsucht nach einem Kaiser war in den Völkern fortwährend wach geblieben, seitdem das römische Weltreich in Trümmer fiel; in Karl dem Großen hatte sich dies Kaisertum erneuert und mit wie ganz anderm Inhalt als das alte, welches unter den Ruinen einer zusammenbrechenden Welt begraben wurde. Die Krone der Cäsaren ruhte jetzt auf dem Haupt eines Germanen, und das Reich, über welches dieser Kaiser gebot, war nicht ein auseinanderfallendes, sondern ein neu sich entwickelndes mit verheißungsvollen Reimen für die Zukunft. Freilich auch dieser Krone Glanz war wieder verblichen im Laufe der Zeiten, aber das Verlangen nach einem starken Schirmmer des Abendlandes hatte sich erhalten; begrüßten doch die Deutschen nach dem großen Ungarnsieg auf dem Lechfelde ihren König Otto mit dem ehrenden Zuruf: Kaiser! Und als nun wirklich Otto die Kaiserkrone erlangte und nach ihm in ununterbrochener Reihenfolge die deutschen Herrscher, so lag auch dies notwendig im Gange der Ereignisse. Die Deutschen waren nach der Völkerwanderung die Erbauer der neuen Welt gewesen; nur ihren König Otto konnte die Krone zieren, deren Träger nach der Anschauung des Abendlandes der von Gott gesetzte Friedensrichter und Schirmmer der Welt und der Ordner der christlichen Kirche war. Wie das deutsche Volk dadurch das erste in der Reihe der Völker wurde, so spiegelte sich auch in der Ausbildung dieses Kaisertums das Nationalgefühl unserer Vorfahren ab.

In der glänzenden Reihe der Hohenstaufen tritt diese Anschauung besonders lebendig hervor und Friedrich Barbarossa vor

allen ist die in Fleisch und Blut verkörperte Kaiseridee. Nach seiner festen Überzeugung hat Gott selber ihm seine Würde verliehen, die anzutasten ihm als Frevel erscheint. Als auf dem Reichstage zu Besançon der römische Legat sie ein Beneficium, d. h. im mittelalterlichen Latein ein Lehen vom Papste nannte, sprach er das stolze Wort: lieber wolle er die Krone vom Haupte nehmen, als sie durch solche Erniedrigung beschimpfen. Immer deutlicher tritt in der Zeit von Barbarossa bis auf seinen großen Enkel Friedrich II. die ideale Anschauung dieses Kaisertums von Gottes Gnaden in den Herrschern hervor.

Dabei war naturgemäß ein Zusammenstoß zwischen der höchsten weltlichen und geistlichen Macht nicht zu vermeiden. Der Kampf zwischen den „beiden Schwertern des Abendlandes“ war schon unter Heinrich IV. dem Salier ausgebrochen und hatte sich durch die ganze Hohenstaufenlinie fortgesetzt. Es erlag schließlich das Kaisertum, denn es hatte gegen unüberwindliche Mächte zu kämpfen; die hellblickenden Päpste verstanden es, das verheißungsvoll aufsteigende Element des Bürgertums auf ihre Seite zu ziehen; und dazu kam noch ein Zweites. So groß auch die Macht der weltlichen Herrscher war, so reichte sie doch nicht an die tief in die Menschenherzen hineingepflanzte der Kirchenfürsten heran, zu einer Zeit, wo die Flut religiöser Begeisterung durch das Abendland ging. Die Waffen, welche die Päpste schwangen, Bannfluch und Interdikt, erfüllten die Gemüter mit Grausen und erschienen nur den ihrer Zeit vorausgeeilten Geistern weniger furchtbar. So war der Kampf der Kaiser ein übermenschlich Beginnen und vergebens versuchten sie — um mit dem Dichterwort zu sprechen — „die Macht zu erschüttern, die ruhig sicher thronende, die an der Völker frommen Kindererglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.“

Aber wenn auch die Kaisergewalt dahinsank und das Reich in Einzelgebiete sich zersplitterte: ein großer Segen ist doch aus diesen unheilvollen Römerzügen emporgesprossen. Die langdauernde enge Verbindung mit Italien, die nicht immer eine feindliche war, bewirkte, daß das Kulturland jenseits der Alpen seinen geistigen Samen hineinstreute in den Geist seiner nordischen Bekämpfer und dadurch Deutschland die große ihm im Mittelalter gestellte Aufgabe erleichterte, edlere Gesittung hinüberzutragen aus dem Herzen Europas in den heidnischen Osten und Norden.

Während aller nach Süden gerichteten Gedanken und Heereszüge der Hohenstaufen drängte die Kraft der Nation vorquellend über die ihm gesteckten Grenzen hinaus. Ein dauerndes Werk germanischer Erziehungsarbeit an barbarischen Völkern bleibt in den Zeiten Friedrich Barbarossas die Hinüberführung der Slaven zur christlichen Kultur am Ost- und Nordsaum unsers Vaterlandes und an den Namen Heinrichs des Löwen und seines Rivalen, des Markgrafen Albrecht des Bären, knüpft sich das Gedächtnis einer segensvollen Thätigkeit. Und zwei Menschenalter später unter Friedrich dem Zweiten beginnt die Eroberung des heidnischen Preußens durch den Deutschritterorden, eine der rühmlichsten Großthaten der Geschichte, und immer mit gleicher Bewunderung vor den mit Mut und religiösem Eifer erfüllten Männern sehen wir, wie Ritter Hermann Ball mit sechs Brüdern sich über die Weichsel wagt und auf einer Höhe festsetzt, in deren Nähe später die Stadt Thorn entsteht. Langsam schieben sich die Deutschherren im Hin und Her der Kriegsergebnisse in das heidnische Land hinein. Es vergehen fünfzig Jahre im schweren Niederwerfen der Gegner und im mühsamen Aufbau deutscher Gesittung, dem Christentum und zugleich dem Deutschtum wird gewonnen, was man erringt. Die Waffen des Ordens sind Schwert und Kultur; da wo

des Deutschritters weißer Mantel mit schwarzem Kreuze wallt, gründet sich auf dem eroberten Boden eine Stätte neuen Lebens, und eine Reihe noch jetzt blühender preussischer Städte von Thorn bis Königsberg bezeichnet das Fortschreiten germanischer Bildung.

Ebenfalls noch zur Zeit der Hohenstaufen wurde ein anderes slawisches Gebiet den Deutschen geöffnet. Seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts zogen germanische Einwanderer in Schlesien hinein und bald bedeckten sich weite Strecken mit Städten und Dörfern; mitten unter slawischer Armut und Knechtschaft wirkten die freien Männer, in unverbrossener Arbeit, mit lohnendem Erfolg. Aus ihrer Heimat hatten sie das deutsche Recht mitgenommen, meistens von Magdeburg entlehnt, das so gewissermaßen die Mutterstadt der schlesischen Städte geworden ist.

Neben dem Kampfe zwischen weltlicher und geistlicher Obergewalt fesselt unsern Blick ein zweiter großer Zusammenstoß, der zwischen Abend- und Morgenland, zwischen Christentum und Islam. Fast ein halbes Jahrhundert vorher begonnen, füllt dieser Kampf zweier Welten die ganze Hohenstaufenzeit und führt in dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossas zu der größten militärischen Expedition des Mittelalters.

Unermeßlich ist der Einfluß, den die Kreuzzüge auf die Entwicklung der europäischen Bildung gehabt haben. Im Orient fand man eine in mancher Hinsicht der christlichen überlegene Kultur, und das Treiben und Wandern der abendländischen Völker hatte auch ein Treiben und Wandern auf geistigem Gebiete zur Folge; immer breiter und voller wurde der Strom, der sich vom Abendland ins Morgenland und von da wieder zurückergoß, bis die beiden Welten ihr Ureigenes ausgetauscht hatten.

Auf allen Gebieten des Wissens und Könnens zeigt sich die Einwirkung der gleichsam neu entdeckten Welt. Die Algebra

ist nicht nur ein arabisches Wort, sondern auch eine arabische Wissenschaft; in der Astronomie erinnern viele Bezeichnungen und Namen von Sternbildern an die beschaulichen Morgenländer, die Chemie verdankt ihre wissenschaftlichen Anfänge den Arabern, auf sie zurück führt die Alchymie, die geheimnisvolle Kunst der Goldbereitung, welche in den Köpfen der Menschen soviel gespuht hat. Manche Schriften des großen griechischen Philosophen Aristoteles sind erst in arabischen Übersetzungen den europäischen Völkern bekannt geworden.

Nicht minder überraschend ist der Einfluß auf die europäische Kunst; am schnellsten zeigte er sich in der Musik. Wie überrascht mögen die unter dem Schall der Hörner ins Feld ziehenden Kreuzfahrer gewesen sein, als sie die volltönige, lärmende und berauschte Musik der Trommeln, Pauten, Trompeten, Hoboen, Posaunen vernahmen, als die Lauten und Guitarren aus dem geheimnisvollen Innern arabischer Paläste ihnen entgegentönten. Von den Arabern bekamen die Normannen in Unteritalien den Spizbogen, den die gothische Architektur entlehnte. Und noch heute erinnert das Wort Arabeske an das zierliche, von den Arabern geschaffene Ornament, welches in mannigfachem Laubwerk und blätterartigen Blumen, vermischt mit geometrischen Figuren, laubähnlich sich hinschlingt.

Umgestaltet wurde die Poesie. Bis dahin war sie von den Geistlichen geübt worden, die sich fast ohne Ausnahme der lateinischen Sprache bedient hatten. Seitdem aber das Rittertum sich entwickelte und Liebe und Tapferkeit der Kern des Lebens und des Dichters wurde, trat die Geistlichkeit in den Hintergrund und der kriegerische Adel, der die Züge ins Wunderland des Ostens unternahm und dessen Phantasie sich entzündete an den märchenhaften Erscheinungen des Orients, wurde der Fortbildner der Dichtkunst und nun in volkstümlicher Sprache.

So entstand — um nur auf unser Vaterland hinzublicken — der Minnegesang, der das Lob der Geliebten zum Inhalt hatte und das tiefe Naturgefühl der Deutschen in waldbesfrischen Liedern ausströmte. Zugleich belebten sich durch die Züge ins Morgenland die alten Sagen und verschlangen sich mit den Erlebnissen der Glaubenskämpfer, und auch sie boten den Dichtern Stoff zu großen epischen Gedichten.

Vorübergehend nur will ich hindeuten auf den Einfluß, den die Kreuzzüge auf den Handel und Verkehr ausübten und wie das mächtige Wandern und Treiben in die bis dahin eng abgeschlossenen Städte einen unwiderstehlichen Zug neuschaffender Kraft brachte. Neue Verkehrsstraßen bahnten sich damals durch unser Vaterland, denn von den italienischen Seestädten aus nahmen die Waren des Orients vorzugsweise ihren Weg durch Deutschland; Augsburg und Nürnberg wurden die großen Stapelplätze des Südens, Erfurt der Hauptmarkt für den Osten, Mainz und Köln für den Westen, während die am Ende der Hohenstaufenzeit sich bildende Hanse über die Meere des Nordens ihren Dreizack ausstreckte. Eine zweite wichtige Handelsstraße quer durch Deutschland von Westen nach Osten zog längs der Donau, an der ja unzählige Scharen von Kreuzfahrern entlang wanderten; hier traten Regensburg und Wien bedeutsam hervor.

Nirgends zeigt sich die völlige Umwandlung menschlicher Anschauungen deutlicher als im Rittertum, welches alsbald der ganzen Zeit ein eigentümliches Gepräge aufdrückt. Freilich schon Heinrich I. hatte gegen die Ungarn die Wehrkraft seines Volkes zum Reiterdienst zusammengeschlossen und in Kampfspielen sie geübt für die große Entscheidungsschlacht der Germanen gegen die berittenen Schwärme der Nomaden. Aber erst in der Zeit der Kreuzzüge gewann der Reiterdienst einen tiefern Gehalt. Der Tapferkeit gesellte sich die Frauenverehrung

hinzu und diese Liebe für die erwählte Frau erweiterte sich zu einer höhern und edlern Liebe für alle Schwachen und Bedrängten, denen den starken Arm des Helfers zu leihen die Pflicht des Ritters war und die in den geistlichen Ritterorden sich zu einer Gottesminne d. h. zu einem Kampfe für die höchsten und heiligsten Interessen des christlichen Glaubens steigerte.

Nicht Deutschland, sondern das vom Feuer der Kreuzzüge auch früher berührte Frankreich ist die Heimat des Rittertums. Die leichter erregbaren, der Frauenschönheit ergebenen Bewohner des französischen Südens, so wie die waffen- und thatenlustigen Normannen im Norden bildeten die festen Formen einer bald über das ganze christliche Europa sich ausbreitenden Ritterschaft aus. Schon um 1050 finden sich geordnete, mit Siegespreisen aus Frauenhand belohnte Reiterkämpfe in Frankreich, und Gotfried von Bruilly wird der Erfinder der Turniere genannt, die noch lange französische Spiele heißen. Als nun in der Zeit der Kreuzzüge aus aller Herren Ländern die Ritter nach dem Morgenlande zogen, da schmolz der gesamte Adel Europas zu einer großen Genossenschaft zusammen, die sich nicht an die einzelne Nation band, sondern für die das gleiche Gesetz und die gleiche Sitte galt, welche Mut und Ehre als selbstverständlich betrachtete, Beschirmung der Schwachen, Verehrung der Frau und Kampf für den Glauben als Ritterpflicht ansah. Von ihren Heldenthaten im fernen Orient bekamen die tapferen Reiter ehrende Beinamen, die nachher zu Familiennamen wurden, und damit die in Eisen gehüllten Ritter sich auch im Kampf erkennbar machen konnten, nahm man ein bestimmtes Wappen an Helm und Schild. So erhielt das französische Fürstengeschlecht der Plantagenet seinen Namen von der Ginsterpflanze (*planta genista*), die ein Vorfahr derselben im gelobten Lande als Helmschmuck

trug. Jetzt bildeten sich auch die Ritterspiele zu den eigentlichen Turnieren aus, die immer prächtiger sich gestalteten, je mehr man die fabelhafte Pracht des Morgenlandes kennen lernte, und sie sind bald des Ritterturns Mittelpunkt geworden.

Um ein richtiges Bild von den höhern Gesellschaftskreisen der Hohenstaufenzeit zu gewinnen, ist eine nähere Betrachtung der ritterlichen Zustände notwendig. Es ist eine neue, ganz eigentümliche Welt, die etwa mit Friedrich Barbarossas Regierungsantritt beginnt und mit den Hohenstaufen auch wieder versinkt, völlig verschieden von der Vergangenheit, denn in den herben und harten Zeitläufen des zehnten und elften Jahrhunderts vermochte sich eine feinere Geselligkeit noch nicht zu entwickeln; auf entlegenem Wohnsitz waltete die Frau als Leiterin des Hauswesens, fast abgetrennt von jeglichem Verkehr. Und auch später hat sich eine Zeit wie die ritterliche nicht wieder gefunden. Treffend sagt ein moderner Geschichtsschreiber: „Man ist nur einmal jung und kann nicht ewig schwärmen. Sie schwärmte aber, diese neue Welt, wie nur ein Jüngling, und in der trunkenen Begeisterung war sie gleich fähig zu allem Hohen und Großen wie zum Thörichten bis zur Berrücktheit. Wie dem zur Reife erwachenden Menschen wohl geschieht, ging ihr mit einem Schlage in der Seele das Verständnis der Schönheit auf und Dichtung und Kunst lagen auf einmal in allem Reichtum entfaltet da.“

Der Duft der Romantik liegt über jenen unzähligen Mauertrümmern, welche die Lebensfreude unserer Vorfahren umschlossen, und willig versetzen wir uns Jahrhunderte rückwärts in die Zeit, in der diese morschen Trümmer kleine und große Burgen waren und den deutschen Rittern zum Wohnsitz dienten. Wir treten durch den Thoreingang, der zwischen niedrigen, zur Verteidigung bestimmten Türmen liegt, in den



Zwinger, von Ställen und Wirtschaftsgebäuden umschlossen, von der eigentlichen Burg durch eine innere Mauer und einen Graben getrennt. Über diesen führt eine Zugbrücke, an deren Ende die „Porte“, ein in den Graben vorspringendes, mit Zinnen oder Wintbergen versehenes Steingewölbe, den Zugang schützt. Durch die Porte gelangen wir in den Burghof, weit und geräumig, denn er ist zu Waffenübungen und Ritterspielen bestimmt, denen von den Fenstern der Burg die Frauen zuzuschauen pflegen; inmitten des Hofes eine Linde, unter deren Zweigen man sich sammelte, wenn man den Gästen den Imbiß im Freien bot, oder auch ein Jongleur seine Künste zeigte. Im Hintergrunde des Burghofes steigen wir auf einer Freitreppe mit breiten „Greden“ (Stufen) hinein in den Palas, das Hauptgebäude, dessen buntes, mit vielfach glänzenden Schindeln geziertes Dach weit ins Land hinausglimmert. Der Palas enthält den großen Männersaal; festlich sind seine nackten Wände, da man Gäste erwartet, mit gewirkten Teppichen und Tapeten („Rückelachen“) behangen und sein kunstvoll mit Steinen ausgelegter Estrich mit Rosen bestreut. Der Saal ist nicht gewölbt, eine flache Balkendecke mit buntbemalten Zwischenfeldern legt sich über uns; von ihr herab hängen Kronleuchter, Armleuchter sind an Wänden und auf den Tischen. Denn wenig Licht fällt von außen durch die kleinen Fenster, die mit farbigem Glas, in andern Burgen mit Pergament, Leinwand, Horn verschlossen oder mit hölzernem Gitterwerk und Klappen versehen sind. Tiefe, im Rundbogen überwölbte Fensternischen, die in die dicken Mauern hineinschneiden, bieten den Frauen Sitze zum heimlichen Geflüster oder zum träumerischen Ausblick in die Ferne über Berg und Thal. An den Längenseiten des Saales stehen zum festlichen Banket die Tische gereiht, zwischen ihnen erhebt sich ein treppenartig aufsteigender Tisch — das Dressoir —, mit dem was das Haus an goldenen oder silber-

nen oder sonst kunstreich verzierten Gefäßen besetzt. Der „Ziuverram“, der Kamin an der Wand, dient in kleinen Burgen auch zum Herde, während er in dieser nur zum Schutze gegen die Winterkälte bestimmt ist.

Wir durchschreiten den großen Raum, an den sich meistens nach beiden Seiten kleinere Gemächer anlegen, die „Kemenaten“, Wohn- und Schlafzimmer des Burgherrn und seiner Frau; in der Burg aber, die wir besuchen, ist die Frauenwohnung vom Palas getrennt und insbesondere die „Kemenate“ genannt, wo die Herrin mit ihren Dienerinnen waltet. Das Frauengemach ist kleiner als der Männersaal, aber kostbarer geschmückt. Freilich vermissen wir alles, was uns Modernen zum Reiz der Wohnung unentbehrlich scheint: Bilder, Statuetten, Nippfachen und sonstigen Zimmerschmuck. Aber Teppiche mit eingewirkten Darstellungen aus dem Trojanerkrieg und ritterlichen Abenteuern bedecken die Wände; über ihnen hängen Spiegel von Glas, welches damals zuerst neben dem polierten Metall verwandt wurde; reichverzierte Sessel mit geschnitztem Elfenbein, Arbeitskästchen, Schachbretter, eine Anzahl von Büchern mit Minneliedern, darunter in zierlichem Einbände das Lieblingsbuch der Damen: die Aeneide von Beldese, machen der „Frouwen heimliche“ zu einem traulichen Raum, in welchem die Herrin des Hauses ihre Gäste zu empfangen pflegt.

Aber wie im Leben des Ritters, so mischt sich auch in seiner Wohnung Friedliches und Kriegerisches mit einander; neben dem Palas und der Kemenate, den Räumen der Lust und des Behagens, ragt der Berchfrit zur Verteidigung empor, ein an der Mauer angebauter Turm, in welchem man auf engen Wendeltreppen in die Höhe steigt, um erst im obern Stock den Eingang zu finden. Auch führt wohl eine hölzerne Treppe von Außen hinauf; doch sie wird in Zeiten der Not weggenommen, so daß man nur auf Strickleitern empor-

gelangen kann. Der untere Teil des Turmes enthält das furchtbare Gefängnis, das „Burgverließ;“ oben auf der Warte, von der er weit ins Land hineinlugen kann, hat der Wächter oder Turmwart seinen Platz, der mit lautem Hornruf ankommende Fremdlinge meldet oder vor drohender Gefahr warnt.

Nicht alle Burgen gliehen der so eben beschriebenen, aber trotz der Mannigfaltigkeit in Anlage und Raumverteilung fanden sich fünf wesentliche Stücke in jeder: die Umfassungsmauer, der Palas, die Kemenate für die Frau, die Küche und der Berchfrit. Da aber Palas, Kemenate und Küche sich in den verschiedenen Geschossen des Berchfrits anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten Burg, dem „Burgstall“, nichts nötig als eine Umfassungsmauer und ein Turm, und von solchen Burgen aus haben unzählige Raubritter ihre Plünderungszüge auf die Landstraße unternommen.

Frauendienst und Waffenwerk füllten das Leben des Ritters jener Zeit und von früher Jugend an wurde der ritterliche Knabe zu diesem Beruf erzogen. Nachdem er bis zum siebenten Jahr im Hause unter der Aufsicht seiner Mutter geblieben war, kam er als „junkerherlein“ an den Hof des Lehnsherrn oder zu einem Rittersmann, um hier höfische Sitte und alles zum Ritter Erforderliche sich anzueignen. Sieben Jahre lang weilte er als Page in der Nähe seiner Herrin, ihrer Winke und Wünsche gewärtig, in ihrem Dienste die süße Pflicht der Frauenverehrung erlernend; nachhelfend prägte er sich Anstandslehren ein, die zum leichtern Erfassen in Verse gebracht waren — Geistliche oder fahrende Sänger wurden die Lehrmeister. Hierauf beschränkte sich gewöhnlich auch seine wissenschaftliche Beschäftigung; denn Schreiben und Lesen war nicht bloß ihm, sondern selbst vielen Dichtern jener Zeit eine geheimnisvolle Kunst. „Was in den Büchern steht geschrie-

ben — des bin ich künstelos geblieben“, bekennt Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parzival. Vierzehnjährig trat der Page aus dem sanften Dienst der Frau in den des Ritters und trieb nun in wiederum sieben Jahren alles was zum Waffenhandwerk gehörte; er folgte seinem Herrn als Knappe auf die Jagd, zum Turnier, in die Schlacht. Er lernte alle Jagdkünste, das Hifthorn blasen, Vögel und Hunde abrichten, mit dem Falken beizen, den Hirsch jagen, ihn fällen und jagdgerecht zurechten; er übte sich in den Knappenturnieren festzusetzen im Sattel beim Stoße, die Lanze richtig einzulegen, Schild und Helm des Gegners an rechter Stelle zu treffen. Singen und Saitenspiel sollten den im Waffenhandwerk heranwachsenden daran erinnern, daß er nicht bloß mit den Waffen dereinst den Frauen zu dienen habe. Nach beendigter Knappenzzeit — gewöhnlich nicht vor dem 21. Jahre — erfolgte die Aufnahme in die Ritterschaft.

Diese Aufnahme bestand in älterer Zeit in der Schwertleite d. h. in dem Umgürten mit dem Schwerte von Seiten des Herrn; seit den Kreuzzügen aber wurde sie feierlicher, die Waffen wurden kirchlich geweiht und der künftige Ritter mußte das Gelübde ablegen, Gott zu lieben, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Witwen und Waisen zu schützen. Dann wurde ihm der Ritterschlag erteilt, drei leichte Schläge mit dem flachen Degen auf die Schulter, zum Zeichen, daß dies die letzten Streiche sein sollten, die der Ritter ohne Rache zu nehmen ertrüge. Die Schwertleite, die für den Adel dieselbe Bedeutung hatte wie für die Geistlichkeit die Priesterweihe, war ein Festtag für das Geschlecht des Aufgenommenen; besonders ehrenvoll war die Ceremonie, wenn sie von Fürsten oder vom Kaiser selber vollzogen wurde, und nicht selten erfolgte sie vor einer bevorstehenden Schlacht, in welcher dann die jungen Ritter in erster Linie der Streitenden kämpf-

ten. Durch diese Wehrhaftmachung, ein Abbild altgermanischer Sitte, wurde der junge Mann in die große Genossenschaft aufgenommen, in welcher vom König bis zum geringsten Mitglied herab Mannesehre und Mannestapferkeit die leitenden Grundsätze waren und — in den bessern Zeiten wenigstens — ein getreues Befolgen der abgelegten Gelübde, eigene Tüchtigkeit und der Genossen rühmende Anerkennung den Ritter über die Andern emporhob.

Bei der Erziehung des Ritterfräuleins wurde auf die spätere Stellung in der Gesellschaft Bedacht genommen. Häusliche Geschicklichkeiten pflegte man frühzeitig; das Spinnen gehörte, seitdem Karl der Große seine Töchter dazu angehalten hatte, zum guten Ton; insbesondere wurde das Sticken geübt, gab es doch für die kunstfertige Frauenhand Gelegenheit genug dem Leben Reiz zu verleihen, mochte sie nun die nackten Wände der Wohnung mit Teppichen verschönern, die Sessel und Spannbetten mit Decken zieren oder den Ritter mit goldgewirkten Schapeln, mit Gürteln, Binden und Handschuhen schmücken. Dieser Mühe entzogen sich auch die Höchstgestellten nicht; so erzählt unsere alte Heldensage, wie Siegfrieds Mutter und die Königstochter Chriemhild mit ihren dienenden Mägden wochenlang beschäftigt waren, die Ihrigen mit reichen Gewändern zur Ritterfahrt auszustatten. Notwendiges Erfordernis der Frauenbildung war Lesen und Schreiben; in der Kemenate lagen die Liederbücher der Dichter, aus denen die Frauen in winterlicher Einsamkeit vorzulesen pflegten. Große Sorgfalt wandte man auch der musikalischen Ausbildung zu; fahrende Sänger, die vielfach dem Ritterstand angehörten, waren die Lehrmeister, Leier, Harfe und Geige die Lieblingsinstrumente. Und wie die Frau an Wissen und Können über dem Manne stand, so bezweckte ein eingehender Unterricht in höfischer Sitte ihr die hohe Stellung in der Gesellschaft zu sichern; eine solche

Anstandslehre bis ins Einzelne hinein ist uns noch aus jenen ritterlichen Zeiten erhalten. Sitte und Wohlansständigkeit wurde von der edlen Frau gefordert, wozu nicht allein Scham und Zucht gehörte, die von des Tacitus Zeiten an das deutsche Weib geziert hat, sondern auch eine peinliche Beobachtung geselliger Formen, gegen die zu verstoßen als Mangel weiblicher Bildung galt. Auf der sichern und ungezwungenen Bewegung innerhalb der gesteckten Grenzen ruhte die Anmut der Frau und ein Hauptreiz für den mit ihr verkehrenden Mann. Wie man verlangte, daß die Herrin beim Erscheinen fremder Gäste sich nicht in ihre Kemenate verschloß, sondern sie mit Freundlichkeit empfing und unterhielt, so sollten auch die jungen Damen natürlich und ungezwungen verkehren können, mit Rede und Antwort bereit sein, nicht in Verlegenheit erröten, denn solche Scham gezieme der höfischen Sitte nicht, doch auch nicht sich vordrängen, nicht viel lachen, nicht laute Rede halten. Wenn die Dame öffentlich erschien, so hatte sie sich in ihren Mantel fest einzuwickeln, Grüße von Begegnenden zu erwidern, die ältere auch wohl mit freundlichem Wort, die jüngere schweigend, mit leiser Verneigung. Um sich oder hinter sich sah sie nicht; „schieß wilder Blicke nicht zu viel, wo lose Mäuler bei dir sind“, heißt es in den Lehren der Mutter an die Tochter. Allein zu erscheinen im Kreise der Männer, verbot der Anstand selbst der hochgestellten Frau. Die Landgräfin Sophie von Thüringen hielt vierzig Gesellschaftsdamen und diese — oder doch wenigstens ein Teil derselben — waren ihre Begleiterinnen, wenn sie aus ihrem Frauengemach in den Rittersaal kam, wenn sie die Messe hörte, spazieren ging oder auf die Jagd ausritt.

Bei dem Streben der Ritterzeit nach Schönheit und Anmut war auch die Tracht der Frau Gegenstand sorgfältiger Pflege. Bis dahin hatte sie ein steifes, sackartig von oben bis

unten den Körper umschließendes Kleid getragen, mit gleich weiten, röhrenartigen geschmacklosen Ärmeln; dieß hatte nun einer den Formen sich anschmiegenden Gewandung mit reichem Faltenwurfe Platz gemacht. Die Frau trug einen vom Halse, der frei blieb, herabwallenden Rock, der um die Hüfte zusammengezogen war und dann faltenreich bis auf die Füße fiel, die Ärmel bis an das Handgelenk so eng, daß die Rundung des Armes sichtbar wurde. Darüber lag das Oberkleid, etwas kürzer, mit weit sich öffnenden und tiefherabhängenden Ärmeln, später ließ man diese weg und das Oberkleid endete an den Schultern. Um den Busch noch mehr hervorzuheben, pflegte man auch wohl Rock und das Kleid darüber aufzuschneiden und mit Schnürfäden fest wieder zusammenzuziehen. Wolfram von Eschenbach macht die schalkhafte Bemerkung:

„Ihr wißt, wie Ameisen pflegen  
Um die Mitte schmal zu sein,  
Noch schlanker war das Mägdelein.“

Über die doppelten Kleider ward zuweilen — um den höchsten Prunk zu entwickeln — noch ein Mantel geworfen, ähnlich dem der Männer, aber weiter und wallender. Den Fuß umschloß eng anliegend ein Schuh von farbigem Leder oder Sammt, die abscheulichen Schnabelschuhe waren erst das Erzeugnis späterer Zeit. Das Haar, auf der Mitte der Stirn gescheitelt, fiel aufgelöst in wohlgeordneten Locken bis über die Schultern herab; ein Stirnreif — Schapel — entweder ein Kranz von Rosen oder grünem Laube, ein einfaches Band oder ein goldener Streif hielt das Haar aus dem Gesichte zurück; verheiratete Frauen schmückten sich auch mit dem „Gebände“, einer kleinen, meist weißen, oft mit Stickerei, Perlen und Edelgestein gezierten Haube. Das Haar in Zöpfen zu tragen war damals mehr bürgerliche und ländliche Sitte. Der Hüte bediente man sich hauptsächlich im Freien, auf der

Jagd, auf Reisen, gegen Wetter und Sonne. Mit Schmuck überlud sich die Dame nicht; außer dem goldverbrämten Gürtel nahm sie eine Spange auf der Brust, ein Armband, einen kleinen Ring, „das Fingerlein“, meistens ein Andenken der Liebe. Ohrgehänge galten für gemein. Handschuhe — die weißen waren die feinsten — wurden nur außerhalb des Hauses getragen.

Ähnlich war die Tracht des Ritters. Schon daß ihm die höfische Sitte gebot bartlos zu erscheinen, gab ihm etwas Frauenmäßiges; nur hohen Personen und würdigen Alten war es gestattet einen Bart zu tragen, doch nicht lang herabwachsend, sondern zierlich gestutzt. Das Haupthaar fiel wie bei den Frauen in Locken herab, das ebenfalls ein Schapel aus dem Gesichte zurückhielt; den Kopf bedeckte eine Mütze oder ein Hut. Der Rock reichte bis übers Knie, auch wohl bis zu den Füßen, weitwallend abwärts vom Gürtel, denn ein kurzes Gewand galt als Zeichen unedler Geburt, welches Bürgern oder Bauern zusam. Darüber lag ein zweites Gewand oder statt dessen ein Mantel, über der Brust mit einer Agraffe zusammengehalten. Die enganliegenden Beinkleider reichten vom Gürtel bis zum Fuß, der in farbigem, oft goldgeschmücktem Schuhe steckte. Beliebt waren kräftige, wirksam hervortretende Farben, das Grau überließ man Dienern und niedrigen Leuten.

So zeigte sich der Ritter im Gesellschaftsanzug, die Rüstung legte er nur an, wenn er sie brauchte. Aber auch über dem Kettenhemd, das den ganzen Körper bedeckte und mit Eisenstrümpfen Beine und Füße umhüllte, trug er einen prachtvollen, in Farben leuchtenden Wappenrock, so daß der Schmuck des Lebens ihn auch in den Kampf und die Waffenspiele begleitete.

In fröhlichem Genuß ging in jenen Zeiten den höhern Kreisen das gesellige Leben hin. Trübe und freudlos war nur



der Winter, denn langsam verrann die Zeit hinter den Mauern der Burg und mit Schach, Brettspiel und Würfel — Spielarten kannte man noch nicht — versuchte man die Schwere des Daseins zu ertragen, während Wind und Wetter gegen die verschlossenen Fenstergitter tobten. Als wahren Wintertrost erwies sich die Frau, wenn sie aus ihrer Kemenate ein zierliches Büchlein holte und den am Kamine Sitzenden die oftmals gehörten Lieder aufs neue vorlas.

Aber wenn der Frühling ins Land zog, dann öffneten sich die Herzen, dann öffneten sich die Thore der Burg zum Empfang der Gäste oder man zog selber hinaus zu fröhlicher Gemeinschaft und allerlei Kurzweil des Lebens. „Der Mai ist ein Zauberer“, sagt Walthar von der Vogelweide, „der mit seiner Wonne die Alten wieder jung macht; wo er hinkommt, da ist niemand mehr unfroh.“ Wenn der Wald grünte, die Wiesen mit Blumen sich schmückten, die Vöglein sangen, begann die Festzeit der ritterlichen Gesellschaft.

Mannigfach waren die Vergnügungen, denen sich die lebensfrischen Herzen hingaben. Wenn Herren und Damen auf Wiesen oder im Garten sich lagerten, da pflegten die Damen Kränze zu winden und das Haupt ihrer Verehrer zu schmücken oder von den Herren die wallenden Locken sich bekränzen zu lassen. Oder man vergnügte sich am Ballspiel oder am Tanze, zu dem der Gesang einer munteren Weise genügte, wenn nicht eine Laute oder eine Geige zur Hand war. Uns sind noch manche solcher Tanzlieder erhalten, in denen lustig in zweckentsprechend abgemessenem Takt das Lob des Frühlings und der holden Mädchen erklingt. Der Reigen war meistens ein Umgang mit sanfterer Bewegung, bei welchem Herren und Damen Hand in Hand in bunter Verschlingung die Stellung wechselten und das begleitende Lied mit zu singen pflegten. Zum Tanze zu geigen, hielt sich keiner zu hoch; und Herzog

Friedrich der Streitbare von Österreich hat nicht nur Reigen gebichtet, sondern ist auch spielend und singend häufig den Tanzenden vorangeschritten. Verschieden von diesem menuettartigen Reigen war der Tanz des niedern Volkes, wenn es unter der Dorflinde an wilberen Sprüngen sich ergöhte.

Uner schöpflich war die Lust an der Jagd, an der auch die Damen sich beteiligten, zumal wenn es hinausging auf die Hirschjagd, „die königliche Jagd.“ Und wenn die Edelknaben mit der Meute das edle Tier aufjagten und nun unter Hörnerklang und Hundegebell allen Wendungen und Seitensprüngen des verfolgten Wildes die Jägerschar nachsprenge: da bot sich den Reiterinnen manche Gelegenheit ihre Kühnheit und Geschicklichkeit zu zeigen. War der ermüdete Hirsch von den Hunden gestellt, tötete der Erste der Gesellschaft ihn mit geschicktem Stoß oder wenn er es der Ehre halber überließ, worauf das Tier jagdgerecht zerlegt wurde.

Ein dem Mittelalter eigentümliches Vergnügen war die Falkenjagd, „die Beize“, bei Damen und Herren in gleicher Weise beliebt, so sehr, daß man eine Zeitlang mit dem Stoßvogel auf der Hand spazieren ritt, Besuche machte, selbst in die Kirche ging; stellten doch die Geistlichen sogar während ihrer kirchlichen Verrichtungen den Falken, den sie mitgenommen, auf die Stufen des Altars. Der Falke jagte nicht bloß Vögel, sondern auch kleineres Wild, namentlich Hasen; jeder war für eine besondere Gattung bestimmt, denn seine Abrichtung war ohnehin schon sehr schwer und erforderte viele Mühe und Zeit. Sein Mut war grenzenlos; hoch in die Lüfte steigend, versuchte er womöglich von oben herab zu stoßen und scheute selbst den Kampf mit Adlern nicht. Es war ein anmutiges Schauspiel, wenn die Gesellschaft zu Pferde nach dem Platz der Beize zog, jeder mit dem Falken auf der Hand, welche ein Handschuh von weichem Hirschleder, oftmals mit Perlen und Edelsteinen

geziert, gegen die scharfen Klauen schützte. Der Vogel saß am Fuße festgebunden, sein Kopf steckte in einer lebernen Kappe. Erst im Moment, wo der Falke steigen sollte, nahm man Band und Kappe ab und nun galt es, den Vogel geschickt so hoch zu werfen, daß er seines Opfers sofort ansichtig wurde. Alsdann begann ein Spiel voll ritterlicher Galanterie, wobei die Herren den Damen ihre Verehrung zu bezeugen vielfache Gelegenheit fanden; denn war der Vogel geworfen, so durfte man ihn nicht mehr aus den Augen lassen, man mußte ihm folgen mit lautem Zuruf bei allen seinen Zickzackflügen über jedes Hindernis hinweg, ihn zurücklocken, ihm die Beute entwenden, ihm die Kappe wieder aufsetzen und ihn zurückstellen auf die Hand der Dame.

Nichts aber war den Turnieren zu vergleichen und sie sind auch ein Hauptmittel zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes und zur Abschließung des Standes gewesen. Wenn der Ritter in vollem Waffenschmuck in die Schranken eintritt, wenn die Augen schöner Frauen auf den geharnischten Streiter blickten und das umherstehende Volk ihn bewundernd pries: da gab ihm das Gefühl seines Wertes, seines Armes Stärke, seine Waffengeschicklichkeit den Rang unter den Kämpfern. Jeder, der ritterbürtigen Geschlechtes war und sein Wappen auf Schild und Rüstung zeigte oder, wenn er unbekannt bleiben wollte, den Kampfrichtern sich nannte, stand den Andern im Anrechte gleich; auf dem Kampfplatz ferner kannte man nicht den Unterschied der Nationen, es fühlte sich der Ritter dem turnierenden Gegner näher verwandt, wenn dieser auch ein Fremder war, als der zuschauenden Menge, die aus demselben Volke mit ihm entsprossen war.

Kleinere Turniere, die der Augenblick schuf, gab es überall; auch war jede etwas geräumige Burg für solches Ritterspiel eingerichtet. Die großen bildeten jedes wichtigeren Festes glanzvollen Abschluß.

Am Morgen des Kampftages hörten alle Ritter die Messe, dann wurden die Namen und Wappen geprüft, die Scharen verteilt und auf den Ruf der „Krier“ — der Herolde — ritten die Haufen unter Posaunen und Trompeten mit fliegenden Bannern zum Kampfplatz.

Der Turnierplatz war mit Schranken umgeben; auf den Balkonen saßen Damen und vornehme Zuschauer, ringsumher stand das Volk, welches die „Brügelknechte“ in Ordnung hielten, während die „Grieswärtel“ d. h. die des gries- oder sandbedeckten Platzes warteten, innerhalb der Schranken die Gesetze des Kampfes überwachten und die zu hitzig gewordenen Kämpfer trennten. Waren die Ritter auf den Platz geritten, so wurden von einem Herolde bei ihrem Namen diejenigen Kämpferpaare aufgerufen, die sich bereits früher nach dem Rang, durch das Los oder nach persönlicher Herausforderung gesondert hatten. Dann begann das Turnier, in bunter Mannigfaltigkeit, von dem Einzelstechen an bis zu einem schlachtähnlichen Gewühl großer Massen wider einander, nicht selten mit ernstem Ausgang.

Das erste Spiel war das Lanzenstechen zweier Ritter gegen einander, die „Tjost“, nach dem provenzalischen josta — Zusammenstoß; es erforderte nicht bloß Körperkraft, sondern auch große Fertigkeit, denn der wirksamste und kunstvollste Stoß der gesenkten Lanze war auf den obern Schildrand oder den Helm des Gegners. Häufig aber rannte man auch zur Erprobung der Stärke mit voller Wucht der Pferde und der Waffen gegen einander, so daß bei gleich geschickter Führung die Lanzen an den Brustharnischen zersplitterten und die Pferde rückwärts zu Boden fielen. Ein Kampfspiel von Haufen gegen Haufen hieß der Buhurt, wobei die Kunst des Reitens die Hauptsache war, denn man brach nur leichte Speere im Vorüberrennen und stieß die Schilde gegen einander.

Der eigentliche Massenkampf aber war der Turnei, das volle Abbild der Schlacht, wobei die beiden gegenüberstehenden Parteien versuchten, im abwechselnden Anprall entweder mit langem Anrennen von vorn — und das war der „rechte Stich“ — oder von der Seite die Reihen der Gegner zu durchbrechen und die Einzelnen niederzustechen und zu entwaffnen. In diesem Kampfe, der am meisten von der ursprünglichen Form der alten deutschen Reiterspiele bewahrt hatte, gipfelte das Rittertum. Dem kunstvollen Speerrennen folgte auch wohl der Schwertkampf zu Pferd und zu Fuß, wobei die eisenbedeckten Kämpfer mit wuchtigen Hieben den Schild und den Helm bearbeiteten; er galt für minder ehrenvoll und die Lanze blieb des Ritters eigentliche turniermäßige Waffe.

Nach beendigtem Kampf erfolgte die Belohnung der Sieger. Nicht immer, aber meistens empfingen die Glücklichen aus den Händen der schönsten und vornehmsten Damen den „Dank“, ein Kinglein, eine goldene Kette, ein Wehrgehent, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert; und der so geehrte Ritter küßte der Dame die Lippen. Oft war gerade dieser letzte Lohn dem Ritter der beste Ansporn zur Tapferkeit im stampfenden Pferdegewühl. Gern trug er auch ein heimliches Liebespfand von seiner Gebieterin im Kampfe und erbat sich ein neues, wenn es im Streit ihm verloren ging. So wurde in den bessern Zeiten das ritterliche Spiel von edler Leidenschaft belebt und geadelt; aber als später der ideale Gehalt sich abstreifte, da wurde der Kampf immer mehr zu einem Ringen roher Manneskraft, auch die Waffe, mit der man stritt, stärker und wuchtiger. Es kamen die Scharfrennen auf, bei welchen die Lanzen an der Spitze nicht mehr das schützende Quereisen hatten, wodurch das Eindringen in die Helmsfenster ungefährlich wurde. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mehrten sich die Unglücksfälle und die Verbote der Kirche,

welche den im Turniere Gefallenen ein ehrliches Begräbniß verweigerte. Mancher Ritter wurde mit zerbrochenen Rippen fortgetragen; in einem einzigen Turnier zu Neuß in Lothringen wurden einmal 42 Ritter und ebenso viele Knechte getödet. Mit der Gefährlichkeit wuchs auch die niedere Leidenschaft; bald überwog die Sucht nach dem Gewinne der immer wertvoller werdenden Preise den Ruhm und die Ehre des Sieges und den Dank der Schönen, die einst den Kämpfer begeistert hatten.

Eine bei dem damaligen Frauendienst begreifliche Abart des Turniers war das gesellschaftliche Kampfspiel, an welchem auch Damen sich beteiligten. Es findet sich zuerst im Beginne des 13. Jahrhunderts. Da wurde denn wohl eine hölzerne, mit Teppichen geschmückte Burg von den Damen gegen den Ansturm liebeheißer Ritter verteidigt; unter der Führung von Frau Venus werfen sie Rosen auf die Andringenden herab, während aus dem geöffneten Thor einige heldenhafte Reiterinnen mit eingelegten Rosenzweigen einen Ausfall wagen. Aber unwiderstehlich dringen die Ritter vor, gelockt von dem holden Kampfspreis, und zwingen durch Liebkosungen und Umarmungen die Besatzung zur Ergebung. So etwa ist es abgebildet auf einer Elfenbeinschnitzerei aus dem 13. Jahrhundert.

Die Romantik der Ritterzeit ging bald vorüber und es konnte nicht anders sein; die raue Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. Viele Unwürdige drängten sich in den abgeschlossenen Stand, und Könige und Große waren sehr freigebig mit Erteilung der Ritterwürde, welche sie bald als eine Geldquelle benutzten. Freilich blieben die Formen bestehen, aber der Geist schwand; nur um so widerlicher wurde bei der Noth der Zeiten das Spiel mit der „höfischen Sitte“, die den verben Gesellen, welche in ihren Fäusten ihren Lebensunterhalt suchten, festsam zu Gesichte stand. Bereits im ersten Viertel des

13. Jahrhunderts begannen die Klagen über Bedrückungen der Ritter, und es war allerdings ein seltsamer Widerspruch, daß die, welche den Schutz der Schwachen und Bedrängten gelobt hatten, die Bürger auf den Landstraßen überfielen und plündernd in die Sige des ruhigen Gewerbes eindrangten. In dem Raubrittertum des Interregnums mit seinem Faustrecht, wobei die rohe Stärke über die Schwäche triumphiert, lag die überzeugendste Beurteilung der haltlosen Zustände.

Denn — und dies ist der Hauptgrund zum raschen Verfall des Rittertums — das ganze ideale Thun und Treiben war nicht aus gefunden und naturgemäßen Verhältnissen hervorgewachsen. Es zeigt sich auch bei dem Ritterwesen so recht wieder, daß Wahrheit und Natürlichkeit die Grundbedingung aller gefunden Entwicklung ist. Freilich Mannesmut und Frauenverehrung steckte dem Deutschen tief im Blut; aber auf diesen urkräftigen Stamm war ein kränkendes ausländisches Reis gesetzt worden. Was hatte die schon von Tacitus gepriesene sittliche Hochhaltung des Weibes mit jenem galanten, unwahren Frauendienst zu thun, den man von den Franzosen entlehnt hatte und dessen strenge Beobachtung erst den wahrhaften Ritter kennzeichnen sollte? Man sonderte sich, um die feine Sitte recht zu erfassen, in einen geschlossenen Stand ab; doch je weiter man sich von der rohen, aber kerngesunden Natur des Volkes entfernte, um so greller trat der bloße Schein hervor, und dies Spiel mit halbweisen Ideen mußte, sobald die treibende Kraft, welche in der Bewegung der ersten Kreuzzüge lag, vorüber war, in der krassesten Verleugnung alles Wirklichen untergehn. Dies entsittlichende Spiel der Frauenverehrung, entsittlichend um so mehr, weil es vorzugsweise verheiratete Frauen waren, denen die Ritter ihre schmachtenden Dienste widmeten, dies Abstreifen aller Wirklichkeit, welches sich auch darin zeigte, daß die großen Ereignisse des Vaterlandes wirkungslos an den

Rittern vorüberzogen, denen es mehr darum zu thun war an den Augen der Dame zu hängen und ihre Hand zu küssen als bei dem Aufbau der großen Zeit selbstthätig mit einzugreifen: diese Heuchelei der Gefühle mit einem Wort hat das mit romantischem Zauber übergossene Rittertum wie im Fluge vernichtet und das Ideale der ersten Zeit in gemeine Roheit verkehrt; denn ein fortgesetztes erheucheltes Spiel mit hohen und heiligen Gefühlen des Herzens hat stets ein erschreckendes Wachsen des Sittenverderbnisses zur Folge gehabt. So sproßte aus demselben Boden neben der edlen Blüte der Frauenverehrung eine Giftblume hervor. Der Ritter Ulrich von Lichtenstein aus der Mitte des 13. Jahrhunderts hat uns in seinem Gedichte: „Frauendienst“ so recht das gehalt- und sittenlose Leben eines mit „höfischer Sitte“ geschmückten Edlen geschildert. Für die erkorene Dame seines Herzens ließ er sich nicht nur einen Finger abhauen, weil seine spröde Geliebte erklärte, er habe ja ihretwegen nicht einmal einen Finger verloren, sondern er unternahm auch, um ihre Vortrefflichkeit zu beweisen, einen fabelhaften Ritterzug. Mit zwölf in Frauenröcken gekleideten Knappen, zog er, selber als die Minnegöttin Frau Venus kostümiert, durch die Lombardei, Kärnthen, Steiermark und Oesterreich, um zu Ehren seiner Dame mit allen an ihren Vorzügen zweifelnden Rittern Speere zu verstecken. So kam er nach Wien, unter Festlichkeiten und Turnieren, überall für „seines Herzens Maienschein“ die Lanze brechend. Aber trotz der 307 verstorbenen Speere tröstete sich der Edle bald, als die Dame seine Wünsche nicht erhörte, und obgleich er ihr 25 Jahre gebient hatte, erfor er sich nach einigen zürnenden Abschiedsliedern eine neue Herrin, der zu Ehren er einen zweiten Zug unternahm, diesmal als König Artus, der aus dem Paradiese erschien, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Ritter Ulrich ist nur ein hervorragendes Beispiel jenes gemachten Herzeleibes,



daß damals zu den notwendigen Eigenschaften eines vollendeten Kavaliers gehörte.

Dieselbe von der Wirklichkeit der Verhältnisse absehende Gefühlspielerei bildete sich in der von den Rittern gepflegten Poesie aus. Wir kommen hier auf den vielbewunderten Minnegefang, der zur Zeit der Hohenstaufen wie ein in unerlöschlichen Blüten treibender Liederfrühling in Deutschland hervorbrach; eine Periode poetischen Schaffens, wie sie sich in ähnlicher Fülle nur noch einmal, um die Wende des 18. Jahrhunderts, wiederholt hat. Aber das ist das wesentliche Unterscheidungszeichen der beiden über ein halbes Jahrtausend auseinanderliegenden Epochen unserer Litteratur, daß die mittelalterliche nicht naturwüchsig aus dem Volk und seinen Anschauungen sich hervorbildete, sondern überwuchert wurde von fremden Ideen und Gefühlen, die klassische Zeit des vorigen Jahrhunderts dagegen aus deutscher Natur entsprang und deshalb eine große erziehende Kraft für das Volk erlangte. Im Mittelalter war ein reicher Schatz an Volksliedern und Volksagen vorhanden und doch folgten die Dichter im ganzen fremdem Geseß und lebten in einer fremden Gedankenwelt; daß Goethe in der zweiten großen Zeit unserer Litteratur mit so wundervollem Verständnis auf das Volkslied zurückging und die Sprache der Natur sprechen ließ, daß er mit einem Wort kein poetisches Gefühl heuchelte, sondern nur das äußerlich und innerlich Durchlebte in das schöne Gewand der Dichtkunst klebete, hat ihn zum ersten Dichter seiner Nation gemacht und seinen großen Schöpfungen das Gepräge unvergänglicher Wahrheit aufgedrückt.

Zum Dienste der erwähnten Frau gehörte auch die Verherrlichung derselben durch Lied und Gesang und zwar in der galanten Manier, welche die Franzosen mit dem Ausdrücke *Courtoisie*, die Deutschen mit dem übersetzenden Worte: „höfische

Sitte“ bezeichneten. Man mied alles, was „nicht des Hofes si“, und nur hoffähige Gedanken, selbst Wörter wurden in Umgangssprache und Vers zugelassen. Entstanden war diese zierliche Gefangeskunst im südlichen Frankreich, in der Provence, wo ursprünglich Wandersänger von Ort zu Ort zogen und mit Gesang und Musik, aber auch mit allerlei kurzweiligen Gaukelspielen die Umstehenden ergöhten. Sie hießen die Jongleurs, nach dem Lateinischen *joculatores*, soviel als Gaukler, Spaßmacher. Bald traten an ihre Stelle die ritterlichen Troubadours oder Trouvères (die Erfinder, von *trouver*), welche in kunstvollen Reimen Ritterleben und schöne Frauen feierten und an Minnehöfen mit Wettgedichten kämpften, bei denen edle Damen die Blume des Preises reichten. Als in den Kreuzzügen die Völker sich mischten, wurden diese Gedichte besonders an den Fürstenhöfen Vorbilder der deutschen Sänger. Das gab gleich von vornherein der deutschen Dichtkunst etwas Fremdes, Angelerntes, und erklärt uns auch, daß nur ein auserwählter Stand, der im Besitze der höfischen Kunst war, sich dem dichterischen Wirken hingab. Die Kunst aber ist ein Gottesgeschenk, nicht an Stand und Rang gebunden; sie erwächst aus dem Leben und schöpft aus ihm ihre dauernde Nahrung. Hier aber erbaute sich in vornehmer Abgeschlossenheit eine Idealwelt, der Wirklichkeit entrückt, und nur bei wenigen begabteren Dichtern klingen die ereignisvollen Zeiten der Hohenstaufen in Liedern wieder.

Wie bei den Troubadours bildet die Liebe das unendlich wiederholte Thema der Lieder, welche oft von großem Wohlklang der Sprache und von innigem Gefühl belebt sind; ist doch auch die „Minne“, nach welcher diese Dichter die Minnesänger heißen, ursprünglich nicht die leidenschaftliche Liebesglut des Provenzalen, sondern — wie die Wurzel des Wortes es sagt — die Sehnsucht nach der Geliebten, das „süße Dein-

gedenken;" sie ist wahr und rein und ein geheimnisvoller Zauber ruhet in ihr. So preist sie Walthar von der Vogelweibe:

„Sie hat auf Erden nicht ein Bild,  
Ihr Nam' ist kund, sie selbst verhüllt.  
Nur eines wisse: daß noch nie  
Zu falschem Herzen Minne trat!  
Und wiß auch dies: daß ohne sie  
Sich Gottes Huld dir niemals naht.“

Mit dem Liebesglück eng verbunden ist die Freude an der erwachenden Natur; so erzählen uns die Dichter von dem Wehen der Büsche, dem Sprießen der Blumen, der Vögelein Schallen im wunderlieblichen Mai. Und wie der Vögelein Schallen erklingt uns auch der Minnegefang, wenn die Dichter über geträumtes Liebesglück und Leid ihre melodischen Fluten ausgießen; freilich hat der Gesang häufig etwas Eintöniges und unter den etwa zweihundert Sängern, von denen Lieder auf uns gekommen sind, ist doch im Grunde nur ein wirklicher Dichter: Walthar von der Vogelweibe. In seinen Liedern klingt alles wieder, was das Menschenherz bewegt; es ist keine gemachte und erheuchelte Stimmung, die ihn zum Singen treibt, und deshalb berühren uns nach so vielen Jahrhunderten seine Verse mit ursprünglicher Kraft. Denn das wahre Gefühl ist immer dasselbe und zu allen Zeiten ist das Menschenherz von gleichen Empfindungen bewegt worden. Ihn ergreift der Mai mit seinem Zauber, ihn entzücken die Augen der Geliebten; aber männlich wirft er sich auch hinein in die großen Kämpfe der Hohenstaufenkaiser. Er erhebt sich gegen die Anmaßungen des Papstes und der Priesterherrschaft, er klagt um den ermordeten Philipp von Schwaben, ihn bewegt des Vaterlandes Größe und sein Fall.

Ist der Minnefang nur der verschönte melodische Nachhall der Provenzalen, so hat auch das deutsche Ritterepos seine

meisten Stoffe aus Frankreich entlehnt. Die nordfranzösischen Wandersänger — die Menestriers — waren mit den Normannen nach England hinübergezogen und hatten die Sage vom Könige Artus in ihre Heimat zurückgebracht, diesem keltischen Vorkämpfer für seines Landes Freiheit gegen die angelsächsischen Bedränger, dessen Gedächtnis das Volk in fabelhaften Mären bewahrte. Ein zweiter, in der Bretagne ausgebildeter Stoff ist die Sage vom heiligen Gral, der wunderbaren Diamantschüssel, in welche Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes aufgefangen haben soll. Der Gral, mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet, wurde, als das Abendland in Sünde verfiel, ins Morgenland entrückt, wo nur vollkommen reine Ritter sich seinem Dienste weihen durften.

Die höfischen Dichter haben sich vorzugsweise gern der phantastischen Stoffe bemächtigt, aber trotz aller reich verstreuten Phantasie keine eigentlichen Kunstwerke daraus geschaffen. Es sind meistens verschwommene Bilder von abenteuernden Rittern, deren Erlebnisse von der Geburt bis zum Tode des Helden erzählt werden. Auch liegt nicht in diesen Gedichten, so sehr sie bewundert worden sind, das höchste poetische Können unsers Volkes in jener Zeit. Neben der ritterlichen Dichtung springt ein frischer lebendiger Quell aus geheimnisvollem Grunde hervor. Zunächst jene anmutigen und naturwahren Lieder, die im Volke entstanden und gesungen und Gemeingut aller geworden sind. Wie süß klingt das kleine Lieb, das mir köstlicher scheint als die Verse von fünfzig Minnesängern zusammen:

Du bist min, ich bin din,  
 Des solt du gewis sin.  
 Du bist beslozen  
 In minem herzen;  
 Verloren ist das sluzelin:  
 Du muost immer darinne sin.

Dann aber jene wundervollen Heldensagen, die uns statt der verschwommenen Rittergebilde scharf umrissene Gestalten mit eigenartigem Leben zeigen, deren Geschehnisse auch nicht lose und nach Willkür an einander gereiht sind, sondern sich aus einer unabwendbaren Verkettung der Thatfachen ergeben. Wandernde Sänger, „fahrende Leute“, trugen diese Mären weit umher und sangen die Lieder der Vorzeit, bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts das Nibelungenlied sich gestaltete.

In den Hohenstaufen spiegelt sich in vielfach gebrochenem Abglanz das Rittertum wieder. Konrad III. ist der gewaltige Kämpfer, und wenn er in der Schlacht vor Damaskus einem Türken Kopf und Schulter spaltet, so daß die Ungläubigen voll Entsetzen die Flucht ergreifen, so klingt das wie ein Heldenthat, welches die höfischen Dichter von ihren irrenden Rittern erzählen. In Friedrich Barbarossa finden sich alle Richtungen seiner Zeit vereinigt; er ist nicht nur der ritterliche Kaiser, der auf unzähligen Schlachtfeldern an der Spitze der Seinigen kämpft, sondern er wird auch am Ende seines Lebens zum Gottesstreiter und keinen größern Kreuzfahrer hat das Abendland gegen die Ungläubigen ausgesandt. In die geistige Entwicklung seiner Zeit greift er tief ein, theils selbständig fördernd, theils durch den belebenden Einfluß, den das Wirken jedes großen Mannes hervorruft. In Italien verleiht er der Rechtsschule zu Bologna auf seinem zweiten Römerzuge große Vorrechte; und durch die Bestimmung, daß die Studenten der Hochschule von jeder andern Gerichtsbarkeit als der ihrer Professoren und des am Orte wohnenden Bischofs befreit sein sollen, wird er der Begründer der akademischen Freiheit. Unter ihm beginnt in Deutschland der Minnesang und das Ritterepos, und die schwäbische Mundart, der Staufensprache, wird die Sprache dieser neuerblühenden Poesie. Es ist kein Zufall, daß gegen das Ende seiner Regierung, unter der im

Mittelalter das Nationalgefühl der Deutschen sich gipfelt, auch unser großes Nationalepos seinen Abschluß findet; kein Zufall, daß bei dem großartigen Ausbau des deutschen Reiches eine nationale Geschichtsschreibung emporblüht.

Des Kaisers Sohn Heinrich VI. findet bei seinen gewaltigen Plänen Lust und Zeit als Minnesänger sich zu versuchen. „Mir sind die Reiche und die Länder unterthan, wenn ich bei der Minniglichen bin; und wenn ich scheide von dann, ist all' meine Gewalt und mein Reichthum dahin. Eh' ich auf sie verzichte, lieber entsagt' ich der Krone.“ So singt der harte, schroffe Mann; freilich wieder ein Beweis, wie wenig der Wirklichkeit entsprechend das erheuchelte Minnegefühl ist. Sein sprachkundiger Sohn Friedrich II. preist die Frauenschönheit in italienischen Canzonen und schreibt ein noch vorhandenes Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen; und wenn auch keine deutschen Lieder von ihm vorhanden sind, so hat er doch dem größten Dichter seiner Zeit, Walther von der Vogelweide, durch Ertheilung eines Lehens Lust und Freudigkeit des poetischen Schaffens gefördert. Auch der letzte Sprosse des Geschlechtes, Konradin, singt Minnelieder, ehe er aufbricht nach Italien zum Entscheidungskampf um die apulische Krone. In der von dem Zürcher Ritter und Rathsherrn Nübiger Manasse am Ende des 13. Jahrhunderts gesammelten Liederhandschrift ist nebst seinem Ahn Heinrich VI. der jugendliche Konradin abgebildet, zu Pferde, die Hand erhoben nach dem sich aufschwingenden Falken.

Die Welfen, auch hier die Rivalen der Hohenstaufen, förderten eifrig die Kunst des Gesanges. Kam doch die Gemahlin Heinrichs des Löwen, die englische Prinzessin Mathilde, von einem Hof, an dem die provenzalischen Sänger gern gesehen wurden; ihre Mutter, die Herzogin Eleonore von der Normandie, war von dem Troubadour Bernart von Ventadour

in seinen Liedern gefeiert worden und er widmete ihr noch seine Dienste, als sie bereits die englische Krönkrone trug. Heinrichs des Löwen Vorliebe ging mehr auf alte Sagen und Chroniken, die er noch in seinen letzten Lebensjahren mit solchem Eifer sammeln, aufschreiben und sich vorlesen ließ, daß er oft darüber die Nächte schlaflos zubrachte. Wahre Musensitze waren die Höfe der österreichischen und thüringischen Fürsten, unter denen Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich um die Mitte des 13. Jahrhunderts selber dichtete, sang und spielte. In der Dichter Munde war das Lob des thüringischen Landgrafen Hermann, der auf der Wartburg die Blüte des Rittertums und alles was sang und spielte in fürstlicher Freigebigkeit um sich sammelte. An den edlen Wettseifer der österreichischen und thüringischen Fürsten hat die Sage von dem Sängerkrieg auf der Wartburg angeknüpft, in welchem der Preis edler Milde schließlich dem Thüringer zuerkannt wird.

Aber aller Glanz des Rittertums und alle fröhliche Sangeskunst nahm ein Ende im Laufe des 13. Jahrhunderts; es war die Zeit, wo auch die Hohenstaufen zu Ende gingen, großartig, erschütternd, des Besingens wert, wenn es damals noch wirkliche Dichter gegeben hätte. Und dies ist das Letzte in der Betrachtung jener merkwürdigen Zeit. Uns fesselt der tragische Untergang des stolzen Geschlechtes, das Deutschland groß und stark gemacht und über Europa das Richterswort gehalten hat.

Die drei Gewaltigen unter den Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa, Heinrich VI. und Friedrich II., waren nach Dantes Wort wie „drei Stürme aus Schwaben“ über Italien dahingebraust; nun war auch der letzte König des Geschlechtes Konrad IV. in Unteritalien gestorben und ihn überlebte in der fernen deutschen Heimat ein zweijähriger Sohn, der kleine Konrad, Konradin, seinem Großvater Friedrich gleichend an wun-

derbarer Schönheit, an gewinnender Anmut und frühentwickeltem Geist; schon als heranreifendem Jüngling erklang ihm das Saitenspiel in der Hand, als er am Bodensee im Anblick der großartigen Alpenwelt seine ersten Lieder dichtete. Der ganze Adel seines Geschlechtes wachte auf in dem sonnigheitern Knaaben, auf den wir doch nicht ohne Wehmut hinblicken können; denn während er sich mit stolzen Hoffnungen trug, brach um ihn die von seinen Ahnen erbaute Welt zusammen.

Trübselig sah es damals aus im deutschen Reiche; als hätten nie die Hohenstaufen der Welt Gesetze gegeben, wurde die deutsche Krone, die erste der Christenheit, zwiefach an Ausländer verkauft, an König Alfons von Castilien und an den englischen Prinzen Richard, weissenlose Schattenbilder auf dem Grund und Boden, über den seit mehr als einem Jahrhundert ein unvergleichliches Herrschergeschlecht dahin gewandelt war.

In Italien verfocht die Rechte des Kaiserhauses Manfred, Friedrichs des Zweiten und der schönen Gräfin Blanca Lancia Sohn, in dessen Armen auch der große Kaiser sein Leben ausgehaucht hatte. Eine Zeitlang verwaltete er für seinen Neffen Konradin das apulische Reich, dann aber, als Boten über Boten die fälschlich geglaubte Nachricht brachten, das Königskind Konradin sei bei seiner Mutter im Bayernlande gestorben, nahm er selber auf Andringen seiner Getreuen die sicilische Krone. Voll Milde und Gerechtigkeit regierte König Manfred, acht Jahre lang, zum Segen des Landes, und alle Bewohner, Christen und Sarazenen, verehrten in ihm das Abbild seines Vaters Friedrich, dessen große Herrschertugenden er geerbt hatte, während er denselben an Sanftmut und Freundlichkeit übertraf. Aber von seinem gefangenen und lieberreichen Hofe hinweg zog ihn der Kampf um seine Krone, welche der staufenfeindliche Papst dem französischen Prinzen Karl von Anjou geboten hatte. Bei Benevent traf man sich in entschei-



dender Feldschlacht; in ihr erlag Manfred durch tückischen Verrat. Und als er sich in rascher Bewegung nach den Treulosen umwandte, die zum Feinde übergingen, da fiel ihm sein mit silbernem Adler geschmückter Helm vom Haupt auf den Sattel und er rief: „Das ist ein Zeichen Gottes, denn ich band den Helm so fest, daß er niemals von selbst herabfallen konnte.“ An seiner Seite aber hielt ein alter Mann, ein treuer Diener seines Hauses. An ihn wandte sich der König. „Gedenke“, sprach er, „daß du einst meines Vaters Mundschenk warst; nun rate mir getreulich.“ „Ach, Herr“, antwortete der Alte; „wo find nun eure Geiger und Dichter, daß sie versuchten, ob Karl auch nach ihren Pfeisen und Geigen tanze? Euer Leben aber will ich zu retten suchen.“ — So nahm er des Königs Helm und Abzeichen und stürzte sich in die Schlacht; aber seinen Herrn rettete der Opferbereite nicht, denn auch dieser warf sich um zu sterben ins dichteste Gewühl. Erst zwei Tage später fand man seinen Leichnam auf dem Schlachtfelde, den Karl an der Brücke von Benevent verscharren ließ. Hochherziger als ihr König trugen die französischen Ritter Steine herbei und häuften ihm ein Denkmal, und die Stätte hieß nachmals „Fels der Rosen“, was soviel als Begräbnisplatz bedeutet. Aber auch dies unscheinbare Grab, der Steinhause an der Beneventer Brücke, blieb nicht ungestört; die Gebeine des Toten wurden ausgegraben und an der Grenze seines ehemaligen Reiches in einem abgelegenen Felsenthal beigesetzt, wo sich das Gedächtnis an den schönen und geliebten König Manfred unter den Bewohnern der Gegend bis auf den heutigen Tag erhalten haben soll.

Von seinen italienischen Anhängern herbeigerufen, brach nun der fünfzehnjährige Konradin im Herbst 1167 auf, um sein apulisches Erbe mit den Waffen wieder zu erkämpfen. Hoch ging der Flug seiner Gedanken; hoffte er doch mit Apu-

lien auch die seinem Hause verloren gegangene deutsche Krone für sich zu gewinnen. So blieb er ungerührt bei den Thränen seiner Mutter, welche ihm warnend vorhielt, er möge nicht sein Besitztum im schönen Schwaben verlassen, um in ein Land zu ziehen, welches so lange schon der Friedhof deutschen Lebens gewesen sei; im Geleite seines gleichgesinnten Freundes Friedrich von Österreich zog er mit 10000 Rittern und Knechten über die Alpen und wandelte in Rom unter Kränzen und Blumenwinden einher, während Chöre von Römerinnen ihn mit Jubelliedern begrüßten; einem Triumphator gleich ging der herrliche Staufenzüngling, von Fürsten und Edlen geleitet, nach dem Kapitol. Bald aber fiel ein finstrier Schatten in das helle Glück. Bei Scurcola in einer von den Albanerbergen begrenzten Ebene trafen sich die feindlichen Heere. Schon war die Schlacht gewonnen für Konradin; aber als nun die Sieger das eroberte Lager zu plündern begannen, andere in den kühlen Fluten des Salto' Erfrischung suchten nach dem heißen Tageswerk: brach plötzlich ein französischer Hinterhalt über die Sorgen herein. Umsonst war alle Gegenwehr, auch Konradin und Friedrich von Österreich wurden fortgerissen von dem Strome der Flüchtigen. Glücklich erreichten sie den kleinen Flecken Astura an der Küste der römischen Campagna; wenn es gelang, von hier nach Sicilien überzusetzen, so war nichts verloren als eine Schlacht. Schon waren sie auf dem Wasser, als ein von Astura nachgesandter Schnellsegler sie zur Umkehr zwang. Ruhig folgten sie, da sie vernahmen, daß Johann Frangipani Asturas Herr wäre, denn die Frangipani waren von Konradins Großvater mit Ehren überhäuft und dieser Johann selber von ihm zum Ritter geschlagen worden. Aber den habgüchtigen Mann band keine Treue, keine ritterliche Verpflichtung; gegen einen hohen Sündenlohn lieferte er die edlen Gefangenen dem Todfeind aus, der gegen die Entschei-

bung der freisprechenden Richter sie in Neapel in unheimlicher Haft hinrichten ließ.

Es war ein grauses Schauspiel, dem Karl von Anjou von den Fenstern einer benachbarten Burg zusah. Vor der Stadt, auf dem später so genannten neuen Markt, unweit der Karmeliterkirche, war das Schafott errichtet, auf welchem der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln die edle Todesbeute erwartete. Im Angesicht der schönsten Bucht der Erde mochte wohl Konrabin, als er auf dem Blutgerüste stand, noch einmal den Reiz des Lebens in sich saugen und der Gedanke in ihm wach werden, welch Paradies die nun verwirkte Krone ihm eröffnet hätte. Vor ihm lag Portici, Castellamare, Sorrento und Massa im lichten Glanz des Südens, ein zauberhaftes Halbrund um die herrliche Meeresbucht geschlungen, links der finster drohende Vesuv, rechts die Felsenjaden der Insel Capri. Und diese Welt, die sein war, sein nach göttlichem und menschlichem Recht, war ihm geraubt von Räuberhand, und diese Welt sollte der Sechzehnjährige nun zum letzten Male schauen. Noch auf dem Blutgerüst sprach er es aus, daß er unschuldig sein Leben büße. „Ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde“, rief er, „ob der des Todes schuldig ist, welcher sich und seiner Völker Rechte verteidigt.“ Und da alles verstummte, warf er seinen Handschuh dem ungerechten Karl von Anjou herausfordernd hin. Nun ein rascher Abschied von seinem Freunde Friedrich und den übrigen Leidensgefährten, dann kniete er nieder, verrichtete sein Gebet, sprang wieder auf mit den Worten: „O Mutter, welches Leid bereit' ich dir!“ kniete abermals und empfing den Todesstreich. Nach ihm starben seine Getreuen. Die Sage hat um den Hingang des edlen Jünglings ihren schimmernden Schleier gelegt. Ein Abler, hieß es, schoß nach Konrabins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen Flügel durch das Blut und flog wie-

der von dannen. Läßt sich ergreifender und großartiger der Gedanke von der rächenden Vergeltung darstellen? Und die Rache kam, als am 30. März 1282 am OSTERFEST zur Zeit der Vesper die Sturmglocken in Palermo erklangen und das Volk, der französischen Herrschaft müde, ein Blutbad unter den Bedrückern anrichtete, das unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannt geworden ist. Karl von Anjou verlor seine Krone und die Sicilianer brachten sie dem Könige Peter von Aragonien, der mit Manfreds Tochter Constanze vermählt war. So rächte die Hohenstaufen den letzten Hohenstaufen. Und man erzählte sich, wie einst ein Ritter dem Könige von Aragonien den vom Schafott geworfenen Handschuh Konrads gebracht habe, daß er der Erbe seines Landes und sein Bluträcher sei. So schließt das Ganze wie eine großartige Tragödie; unwillkürlich gedenken wir des Dichterwortes: „Und alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Auf der Richtstätte aber steht jetzt vor der Karmeliterkirche, in welcher später das Freundespaar beigesetzt wurde, ein Mar-mor-denkmal Konrads nach Thorwaldsens Entwurf, mit deutscher Inschrift, und die Bewohner, wie man mir erzählt, beten zu ihm wie zu einem Heiligen. —

Nach dem Ausgang der Hohenstaufen leimt ein neues Leben in Deutschland empor, weniger anmutend als das vergangene. Die ritterliche Romantik ist verflogen, der süße Lie-berschall verstummt; in den Zeiten des Faustrechts erfordert die Not der Wirklichkeit eine harte Arbeit; ernst und bedeutsam tritt in der Erfüllung nationaler Aufgaben das Bürgertum hervor. Wir scheiden von der Hohenstaufenzeit und ihrem far-bigen Leben mit dem Gefühl, daß eine andere Welt mit andern bewegenden Ideen sich vor uns öffnet.

---

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.





This book should be returned to  
the Library on or before the last date  
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred  
by retaining it beyond the specified  
time.

Please return promptly.

~~JAN 13 1930~~

~~DUE JAN 13 '32~~



Ger 715.10  
Friedrich Barbarossa.  
Widener Library

003163630



3 2044 086 039 914

Deutsche  
Zeit- und Charakterschilderungen  
für Jung und Alt

II.

Friedrich Barbarossa.

der Blüthezeit des deutschen Kaiserthums im 12ten Jahrhunderte

Von

Professor Dr. Otto Ralfsen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Salz a. S.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses